cat. fol. 377. Nri 6–18.

XII bändchen Ersten

12 f

A-b-6-h

H.V. 289

-8-

XII. [illegible] 12 [illegible].

D.[illegible] [illegible]

Sammlung
interessanter
und
durchgängig zwekmäßig abgefaßter
Reisebeschreibungen
für
die Jugend

von

J. H. Campe.

Achter Theil.

1790

MAXIM. MUSEUM
HIST. VEREIN
AUGSBURG

Stadtbibliothek
Augsburg

Historischer Verein
für
Schwaben

Reise des Herausgebers von Braunschweig nach Paris im Heumonat 1789.

Die Gesundheitsumstände des Verfassers dieser Reisebeschreibung erforderten abermals eine Kur; und seine Hauptkuren pflegen Reisen zu seyn. Für Leute, deren Kränklichkeit von überhäufter Stuben-Arbeit bey zu wenig Körperbewegung herrührt, giebt es keine bessere. Das hat ihn nun schon so mancher glükliche Versuch gelehrt, daß es wenig Erfahrungssätze giebt, von denen er fester überzeugt ist, als von diesem.

Indem er nun umherblikte, und nicht gleich wußte, wohin er dießmal reisen sollte, fielen zu Paris und Versailles solche Auftritte vor, welche nahe und große Begebenheiten in jenem Lande ahnden ließen. Wie? — schoß ihm da der Gedanke in die Seele — wenn du dich aufmachtest, um ein Augenzeuge davon zu seyn? Wenn du das Glük hättest, den rührenden Sieg der Menschheit über den Despotismus anzusehn, und ihn feyern zu helfen? Auf! — Etwas interessanteres und Seelenerhebenderes kann auf diesem Erdenrunde, für dich wenigstens, nirgends zu sehen seyn.

Gedacht, gethan! Er brachte seine Sachen schnell in Ordnung; nach einigen Tagen war er reisefertig. Zwey jüngere Freunde, Hr. v. H. u. Hr. W., wünschten ihn zu begleiten; und ihre Gesellschaft war ihm angenehm. Der Eine vereinigte sich mit ihm in Braunschweig; für den Andern, der in Göttingen war, bestimmte man das Stell dich ein in Holzminden. Und so reisete er mit Ersterm am 17ten des Heumonats frühmorgens, und zwar zu Pferde, ab.

Was

Was er auf dieser Reise des Anmerkens würdig fand, und wovon er glaubte, daß es jungen Leuten, allenfalls auch älteren, zu einer nicht unnützen Unterhaltung dienen könnte, das findet man in folgenden Briefen, die er seiner Tochter schrieb. Wichtige geographische und statistische Bemerkungen muß man darinn nicht erwarten. Um diese zu machen, muß man langsam reisen und mehr Zeit zu verlieren haben, als dieser Reisende verlieren durfte. Er ist zufrieden, wenn diejenigen Leser, welche die Gefälligkeit haben wollen, ihn auf dieser eilfertigen Reise zu begleiten, nur am Ende — wär's auch nur aus Nachsicht und Gefälligkeit — glauben werden, ihre Zeit doch nicht ganz bey ihm verloren zu haben. An seinem guten Willen, ihrem Geiste und ihrem Herzen von Zeit zu Zeit eine kleine Erfrischung vorzusetzen, wird es nicht fehlen. Sollte dieselbe, besonders anfangs, oft nur in gemeinem Pumpernickel bestehn: so wolle man bedenken, daß sein Weg durch Westphalen lief, und daß man die Produkte eines Landes nehmen muß, wie man sie findet. Auch wird ja der Pumpernickel ausserhalb Westphalen sogar zu den Leckerbissen des Nachtisches gerechnet!

Noch eine Bitte an die Leser und Beurtheiler dieses Werkchens, und dann kein Wort mehr! Ich bin — man erlaube mir von hier an in eigener Person zu reden — bey allem, was ich schreibe und dem Publiko vorzulegen wage, mir jedesmals sehr deutlich bewußt, daß ich nie etwas niederschreibe, was ich nicht, meiner völligen Ueberzeugung nach, für wahr und nüzlich halte. Eben so gewiß bin ich mir bewußt, daß ich, nach dem Maaß meiner Kraft, es nie an Aufmerksamkeit, Fleiß und Anstrengung fehlen lasse, das Wahre und Nüzliche zu erkennen, und es so bestimmt, so deutlich und so eindringlich vorzutragen, als ich es vermag. Aber ich bin ein Mensch; kann und muß also auch als solcher, troz jenes zweyfachen Bewußtseyns, gleich allen andern Menschen, dennoch manchmal irren und fehlen; irrte und fehlte, ohne allen Zweifel, bey allen meinen bisherigen Geistesarbeiten wirklich oft, und werde auch künftig, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach, bey dem, was ich etwa noch ferner hervorbringen dürfte, diesem allgemeinen Loose der Menschheit nicht entgehen. Dies am wenigsten bey einer Reisebeschreibung: denn von wem und wo ward

jemals

jemals ein Werk dieser Art geschrieben, was nicht Merkmale von der Beschränktheit des menschlichen Beobachtungsgeistes an sich trug, also Irrthümer und Fehler in sich faßte? Wie sollte, auch das hellste Auge, bey den Millionen neuer Gegenstände, die sich auf Reisen ihm darbieten, nicht je zuweilen sich versehn? Wie sollte das schärfste Ohr bey den Nachrichten, die ihm von Andern zukommen, nicht mit unter sich auch einmal verhören? Wie sollte der vorsichtigste Prüfer eingezogener Berichte sich in seinem Vertrauen auf die Einsicht und Wahrheitsliebe seiner Gewährsmänner nicht zuweilen getäuscht finden? Wie sollte endlich der richtigste Verstand und das wohlwollendste Herz bey der gewissenhaftesten Beurtheilung dessen, was zum allgemeinen Besten öffentlich gesagt oder nicht gesagt zu werden verdient, nicht zuweilen unrecht urtheilen? Diese Forderungen würden Untrüglichkeit voraussetzen; und diese ward — mir wenigstens, nicht zu Theil. Alles also, was der billige und verständige Beurtheiler von dem billigen und verständigen Beobachter auf Reisen erwarten und fordern kann und soll, ist: „daß er sich sorgfältig bemühe, die Dinge so zu sehen

und zu erfahren, wie sie sind, und sie so zu beschreiben, wie er sie sahe und wie er sie erfuhr; daß er Wohlwollen mit Wahrheitsliebe verbinde, und daß er also tadelnde Bemerkungen einzustreuen nur dann sich erlaube, wann das allgemeine Beste die Bekanntmachung derselben zur Pflicht zu machen scheint." Diese Forderungen habe ich beim Entwurf der folgenden Reisebeschreibung unverrükt vor Augen gehabt. Mit Wissen und Vorsaz habe ich mir keine Abweichung davon erlaubt. Ich habe vielmehr Seiten, Blätter und ganze Bogen durchgestrichen, so oft ich von der Wahrheit oder Gemeinnützigkeit, wenigstens Unschädlichkeit dessen, was ich aufgezeichnet hatte, nicht bis zur völligsten Ueberzeugung gewiß war; auch wenn diese Verurtheilung oft gerade solche Stellen traf, die unter allen die interessantesten zu seyn schienen. Lieber weniger gefallen, dachte ich, als beleidigen und Unrecht thun. Auch habe ich mich blos auf dasjenige eingeschränkt, was ich selbst zu beobachten oder von Gewährsmännern, in deren Einsicht und Rechtschaffenheit ich keinen Zweifel setzen konnte, als etwas zuverläßiges zu erfahren Gelegenheit hatte. Nur einige

histo-

historische Notizen, die man durch einige Wahrnehmung nicht erfahren kann, nahm ich aus Büchern, die ich angeführt habe.

Ich darf daher hoffen, wofern ich dem ohngeachtet, wider Wissen und Wollen, hie und da unrecht zu sehen, falsch zu hören oder unrichtig zu urtheilen das Unglük gehabt haben sollte, daß meine gütigen Leser und meine billigen Richter, zwar das Fehlerhafte verbessern, aber den Fehlenden seiner unwillkührlichen Irrthümer wegen, nicht in Anspruch nehmen werde.

Dies meine Bitte — und nun zu meiner Reise!

Erster Brief.

Holzminden, den 18. Jul. 89.

Aller Anfang ist schwer, liebe Lotte. Dies, was ich dir und andern jungen Leuten so oft sagte, und dann zu euerm Troste jedesmal hinzufügte, daß die Mitte leicht, das Ende angenehm zu seyn pflegte, haben auch wir, auf der kleinen Reise von Braunschweig bis Holzminden, abermals erfahren. Diese unbedeutenden zwölf Meilen haben uns vielleicht mehr Beschwerden gemacht, als die hundert Meilen, die noch vor uns sind, uns zusammengenommen verursachen dürften.

Schlechte Wege — die schöne braunschweigische Kunststraße bis in die Nähe von Seesen ausgenommen *) — unangenehmes Wetter und erbärmliche Reitpferde; wo diese drey zusammen kommen, da kann eine Reise unmöglich angenehm werden. Dies war bey uns der Fall.

Dazu kam noch dieses. Eine Meile vor Seesen hatte ich den unglüklichen Einfall, die Straße zu verlassen, um einen Richteweg zu verfolgen, auf dem man bis Gandersheim beynahe eine halbe Meile gewinnt. Er war mir halb und halb bekannt;

*) Die vielleicht unter allen Kunststrassen in Deuschland die einzige ist, auf der man, so weit sie durchs Braunschweigische geht, keinen Pfenning Weggeld bezahlt.

bekannt; und so lange derselbe durch ofne Feldmarken lief, wo ich die Himmelsgegenden gehörig unterscheiden konnte, gieng auch alles gut. Aber jezt kamen wir, bey dem Dorfe Binderlade, an einem mit Waldung bedekten Berg, und diesen mußten wir hinan. Ich brauchte hier die Vorsicht, über die Wege und Abwege des Waldes erst Erkundigung einzuziehn, allein ohngeachtet wir die uns gegebene Nachricht genau befolgten: so geriethen wir doch bald auf einen Irrweg. Ich merkte dies an seiner gar zu weit rechts ablaufenden Richtung; allein weil wir der uns gegebenen Nachweisung genau gefolgt waren: so glaubte ich, auf eben demselben Wege dennoch fortfahren zu müssen, in der Hofnung, daß weiter hin seine Richtung sich vielleicht noch ändern dürfte.

So arbeiteten wir uns, mehrere hundert Schritte lang, durch einen morastigen, hin und wieder nur mit Knütteln und Strauchwerk schlecht bepflasterten Holzweg, unter steter Gefahr stecken zu bleiben oder unsere elenden Pferde die Beine brechen zu sehn, kümmerlich und mühsam fort. Endlich erreichten wir zwar, so wie die Gegend sich nach und nach mehr erhob, wieder festeren Grund; aber nun überzeugten wir uns auch vollends, daß wir in der Irre wären, weil der schwachbefahrene Holzweg, worauf wir uns jezt befanden, statt sich wieder links nach Süden zu drehen, sich immer mehr und mehr nach Norden krümmte. Was war hierbey zu thun? Wieder umzukehren! Aber wer einen Weg, wie den, welchen wir so

eben zurükgelegt hatten, einmal machte, der machte ihn, ohne durch die größte Noth dazu gezwungen zu seyn, nicht wieder. Wir für unser Theil wollten uns lieber der Gefahr aussetzen, die herannahende Nacht in der Wildniß zuzubringen. Wir verfolgten also den blinden Weg, worauf wir einmal waren; in der Hofnung, daß er uns am Ende, wenn gleich nicht nach dem Ziel unserer heutigen Tagreise, doch irgendwohin führen würde, wo wir übernachten könnten.

So erreichten wir den Rücken des waldigten Berges. Vergebens hatten wir von Zeit zu Zeit in den Wald hineingerufen, ob vielleicht irgendwo ein Kohlenbrenner oder Holzhauer aufzuschreyen wäre. Aber alles war öde und menschenleer. Nur das Echo antwortete uns; und es wurde nun immer wahrscheinlicher, daß wir in diesem bergigten Walde die ganze Nacht würden zubringen müssen.

Wir ritten indeß immer weiter, und kamen an eine Stelle, wo ein anderer Weg den unsrigen durchschnitt; wodurch nun auf einmal drey, nach ganz verschiedenen Himmelsstrichen laufende Wege vor uns lagen, unter denen wir zu wählen hatten. Wir beschlossen, nach reifer Ueberlegung, auf dem zu bleiben, worauf wir einmal waren; weil der Berg, nach dieser Gegend hin, sich wieder zu senken begann und uns daher den kürzesten Ausweg versprach.

Kaum

Kaum waren wir in dieser Richtung noch einige hundert Schritte weiter geritten: so erblikten wir zu unserm großen Vergnügen einen Holzwagen, der vor uns den Berg hinabfuhr. Wir eilten nach ihm hin; und erhielten von dem Führer desselben die Bestätigung, daß wir von unserm eigentlichen Wege weit abgekommen wären. Unsere Bitte und ein gutes Trinkgeln vermogten ihn, uns seinen Burschen zum Wegweiser zu geben, um uns durch die Wildniß hindurch bis in eine Gegend zu führen, wo wir ohne Führer selbst weiter finden könnten. Dies geschahe; und so erreichten wir endlich mit genauer Noth, noch vor eintretender Nacht, das Städtchen Gandersheim, wo unsere äusserst ermüdeten Pferde uns zu übernachten zwangen.

Eine Reisebeschreibung ohne Abentheuer ist — wie eine Speise ohne Gewürz. Da ich nun nicht wissen kann, ob uns auf unserer ferneren Reise sonst etwas Abentheuerliches aufstoßen wird: so habe ich doch auf allen Fall dieses kleine Salzfäßchen dir lieber gleich anfangs hinstellen wollen.

So unbedeutend indeß dieser Vorgang an sich selbst auch immer seyn mag: so können junge Weltbürger und junge Weltbürgerinnen doch zwey ganz nüzliche Wahrheiten daraus lernen; die erste: daß man bey der Wanderschaft durch dies Leben, auch auf den kleinsten Tagreisen, allerley unvorhergesehenen Zufällen ausgesezt ist, wobey man, ohne etwas Abhärtung, Muth und Entschlossenheit,

heit, sich gar übel befinden würde; und die zweyte: daß man einen gebahnten Weg, auch wenn er seine Unbequemlichkeiten hat, nicht eher verlassen soll, bis man sicher ist, daß man auf dem bessern Richtwege sich nicht verirren werde. —

Von Gandersheim kein Wort. Du kennst dieses Städtchen, und weißt, daß die größte, vielleicht die einzige Merkwürdigkeit desselben — unsere edle Fürstentochter, die **Frau Aebtißin Augusta** — von der ich dir so viel Interessantes erzählen könnte, wenn du es nicht schon wüßtest, jezt nicht hier, sondern, wie gewöhnlich, bey euch in Braunschweig ist.

Unsere heutige Reise von Gandersheim bis hierher war noch viel mühseliger, als die gestrige. Ein heftiges Regenwetter, welches uns zwey Stunden lang ununterbrochen zusezte, und ein Weg, der kaum schlechter gedacht werden kann, nahmen die lezten schwachen Kräfte unserer armen Pferde so ganz dahin, daß wir uns genöthiget sahen, sie zu **Eschershausen** stehen zu lassen, und Postpferde zu nehmen. Mit diesen kamen wir denn diesen Abend hier wohlbehalten an.

Unser lieber v. H. war schon vor uns eingetroffen. Nichts hält uns also ab, unsere Reise morgen fortzusetzen. Da gewöhnlich auf Regen Sonnenschein, auf Mühseligkeiten Vergnügen zu folgen pflegt: so haben wir Ursache, uns über den unangenehmen Anfang unserer Wallfahrt —

denn

denn als eine solche, und zwar hoffentlich zum Grabe des französischen Despotismus, sehe ich diese Reise an — jezt, da er überstanden ist, Glük zu wünschen.

Lebe wohl, mein liebes Kind!

Zweyter Brief.

Crefeld, den 22. Jul. 89.

Nun trennen uns schon vierzig Meilen, meine liebe Tochter; eine weite Strecke für unsre Füße, für unsere Seelen nur ein Sprung! Die meinige ist in diesem Augenblicke bey dir; und wüßte die deinige, wo ich zu finden wäre: so würde sie — ich weiß es — in dem nemlichen Augenblicke gewiß hier seyn und in meinen Armen liegen. Wie werden wir einst, wenn wir mit diesem schwerfälligen Körper uns nicht zu schleppen haben werden, von Stern zu Stern, von Sonnensystem zu Sonnensystem mit der Geschwindigkeit der Lichtstralen in dem unermeßlichen Weltall herumreisen können, um die Wunder der Schöpfung anzustaunen!

Durch Westphalen reiset es sich nicht so geschwind; auch giebt es in diesem Lande, wenigstens in demjenigen Striche, den wir davon gesehn haben, wenig oder gar nichts anzustaunen. Ich wünschte daher, ich hätte auch dich schon hindurchgeführt; denn die Wahrheit zu sagen, ich mache diese Reise, selbst in Gedanken, ungern zum zweytenmal.

Wir fahren von Holzminden bey ziemlich angenehmer Witterung mit Extrapost — denn die Lust zu reiten war uns vergangen — über die Weser nach Hörter oder Hurar, einer ehemals blühenden, jezt ziemlich veralteten und nicht sehr bedeutenden Stadt in der Abtey **Corvey**, an der Weser. Du kennst die schöne Gegend, worinn sie liegt, und besonders den herrlichen Halbzirkel von Bergen, von dem sie, wie von einem Bogen, ganz nahe umspannt wird. Die steinerne Weserbrücke, welche verschiedene Erdbeschreiber ihr zu schenken die Güte haben, ist seit dem dreyßigiährigen Kriege leider! nicht mehr hier. Was davon noch da ist, besteht, wie du einst selbst gesehn hast, nur noch in einigen Ruinen, welche am Ufer stehn geblieben sind.

Hier trennten wir uns von einigen Freunden, die uns von Holzminden aus begleitet hatten, und machten uns, sobald wir frische Postpferde bekommen hatten, welches aber in Westphalen an manchem Orte freylich Zeit und Geduld erfordert, auf den Weg nach **Paderborn**.

Dieser Weg ist anfangs, seine eigene schlechte Beschaffenheit abgerechnet, in Betracht der Gegenden, wodurch er läuft, einer der angenehmsten, die man sich vorstellen kann. Man fährt hart an einer Kette schöner, zum Theil seltsam geformter Berge hin, zwischen denen sich von Zeit zu Zeit kleine romanische Thäler öfnen, welche sich in engen wildverwachsenen Schluchten endigen. Die Berge selbst sind bald mit hoher Waldung bekränzt, bald mit niedrigem Gebüsch bewachsen, bald ganz oder zur Hälfte kahl, bald strotzen sie von röthlichen Felswänden und Felsklumpen, welche nakt gen Himmel starren. Heerden von Schafen und Ziegen, welche an ihren Seitenwänden wie weiße Flökchen hängen, machen das Ansehn derselben noch malerischer. Dies zur Rechten. Auf der linken Seite hat man den schönen Weserstrom, der durch das fruchtbare Thal sich schlangenförmig dreht und windet: und jenseits desselben erhebt sich in einer Entfernung von einer Viertelmeile der hohe Solling, ein dir bekanntes Waldgebirge, welches zu den ansehnlichsten Waldungen im niedersächsischen Kreise gehört. Die Weser macht sich bekanntlich zwischen Niedersachsen und Westphalen die natürliche Grenze.

Das alte fürstl. Braunschweigische Bergschloß Fürstenberg jenseits der Weser, worinn wir vor einigen Jahren die Porcellänfabrik besahen, und aus seinen Fenstern die unbeschreiblich schönen Wesergegenden nach Corvey und Holzminden hinab

 über-

überschauten, nimmt sich, von dieser Seite her gesehn, besonders schön aus. Sein altes ehrwürdiges Ansehn, und die trotzende Lage desselben auf einer fast senkrechten Anhöhe, deren Fuß von der Weser belekt wird, giebt der ganzen Gegend etwas Aeltliches (Antikes) und Feyerliches, wogegen die neuern, weiß hervorschimmernden Gebäude des in der Ebene gegenüberliegenden Gesundbrunnens, **Godelheim**, einen angenehmen Abstich machen.

Ich habe dich in dieser reizenden Gegend einige Augenblicke aufhalten zu müssen geglaubt; theils weil ich von hier an auf der ganzen Strecke von Westphalen, die wir durchschnitten haben, dir keine des Beschreibens würdige Naturscene weiter zeigen kann; theils weil ich dachte, daß es dir Vergnügen machen würde, die lieblichen Bilder dieser einst von dir selbst gesehenen Wesergegenden in deiner Einbildungskraft wieder etwas anzufrischen.

Wir kamen gegen Abend nach **Brakel**, einer nach uralter Art mit einer Mauer und mit Streitthürmen befestigten paderbornschen Landstadt, von der ich dir, auch wenn wir sie bey hellem lichten Tage gesehen hätten, wol schwerlich etwas Interessantes würde erzählen können. Wir wechselten hier blos die Pferde, und fuhren dann in ziemlich finsterer Nacht, nach **Driburg**, dem bekannten, unserm Hrn. v. **Sierstorf** gehörigen Gesundbrunnen ab.

Der

Der Weg dahin ist sehr bergigt; aber die Pferde und Postreuter dieser Gegend sind daran gewöhnt. Ohngechatet man daher oft sehr abschüßig fährt, so finden die Fuhrleute doch nicht für nöthig, ein Rad zu hemmen. Furchtsamen Reisenden muß dabey, besonders zur Nachtzeit, oft übel zu Muthe werden. Wir verließen uns auf unsern Schuzgeist; und so ging alles gut.

Unsere Ankunft in Driburg erfolgte nach Mitternacht. Unterdeß ich um frische Pferde mich bemühte und Briefe schrieb, giengen meine lustigen Gefährten mit der Laterne aus, um, wie sie sagten, — die Schönheiten der Gegend zu besehn. Bey ihrer Zurükkunft ermangelten sie zwar nicht, mir einen umständlichen Bericht davon abzustatten; allein ich halte es doch nicht für rathsam, ihn meiner Reisebeschreibung einzuverleiben. Bey dieser Gelegenheit muß ich dir sagen, daß ich mir, dieser meiner guten Reisegefährten wegen, schon hundertmal Glük gewünscht habe. So sollte man, so oft man die Wahl hat, seine Reisegesellschaft sich immer aussuchen. Alte Leute sollten mit jungen, und junge mit alten reisen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, diese an Sicherheit gegen allerley Verirrungen gewinnen. Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drey Leute selbst in solchen Lagen sind, wo andere Reisende die Lippen hängen lassen und zu griesgrammen pflegen. Wohin wir kommen, da theilt unsre gute Laune sich augenbliklich

bliklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsere Geschäfte, lachend steigend wir wieder ein, und alles lacht mit uns.

Da wir zu Driburg bis vier Uhr des folgenden Morgens auf Pferde warten mußten: so hatte ich, sobald es Tag geworden war, noch Zeit genug, die zur Bequemlichkeit der Brunnengäste hier kürzlich errichteten Gebäude und die übrigen neuen Anlagen zu besehn, die des Geschmak des edlen Besitzers dieser Gegend würdig sind. Alles ist indeß noch im Werden, und es steht zu vermuthen, daß die hiesigen Gesundbrunnenquelle in kurzer Zeit einen ausgebreiteten Ruf erlangen werden. Nach bloßen äusserlichen Kennzeichen zu urtheilen, scheint sie mehr fixe Luft und mehr Eisentheile, als das Pyrmonter Wasser zu enthalten. Eben dieses sollen auch Scheidekünstler bey angestellter Auflösung gefunden haben. Ob übrigens dieses mineralische Wasser auch in jeder andern Betrachtung dem zu Pyrmont gleich komme oder es sogar übertreffe, davon gebührt die Entscheidung nicht mir, sondern den Aerzten.

Der Weg von hier bis Paderborn führt abermals über einen steinigten Berg nach dem andern. Man kömmt zunächst durch das Städtchen Driburg, welches ganz nahe bey dem Gesundbrunnen liegt, und worinn der Hr. v. Siers-

korpf seinen Landsiz hat. Ein altes, von dem Braunschweigischen Herzog Christian zerstörtes Bergschloß, Iburg genannt, liegt hart daneben. Dies, und verschiedene andere hübschgeformte kleine Berge, welche die Gegend von einigen Seiten beschränken, erheben dieselbe zu einer ganz anmuthigen Landschaft. Das Städtchen selbst ist klein und schlecht. Sagten die Erdbeschreiber dem Reisenden nicht, daß es eine Stadt wäre: so würde er es in der Einfalt seines Herzens für ein ehrliches Dorf halten.

Auf dem Rücken einer langen Anhöhe, die wir zwischen hier und Paderborn erstiegen, sahen wir, und zwar hart am Wege, einen frisch umzäunten Plaz, und innerhalb desselben ein grosses Erdloch. Wir ließen anhalten, um erst zu untersuchen, was dasselbe zu bedeuten habe. Unser Fuhrmann belehrte uns, daß es ein erst kürzlich entstandener Erdfall wäre. Wir traten nun so nahe hinzu, als wir durften, und fanden, daß es schiklicher ein Stein- oder Felsenfall genannt werden könne, weil der ganze Berg, wenigstens so weit als man in den Schlund hineinsehen kann, eine einzige feste Steinmasse ist. Wir warfen Steine hinein und konnten jedesmal, wie bey einem tiefen Brunnen, das An- und Abspringen derselben eine gute Weile hören. Das Loch muß eine fürchterliche Tiefe haben. Das Losreissen und Hineinstürzen der Steinmasse in — Gott weiß welche unterirdische Höhle schien, nach den sichtbaren Seitenwänden des Schlundes zu urtheilen,

theilen, ganz senkrecht geschehen zu seyn. Der Aberglaube unter den Landleuten dieser Gegend wird nicht ermangeln, eine ganze Legion Teufel und Poltergeister in dieses fürchterliche Erdloch einzuquartieren; und der furchtsame Wanderer wird zur Nachtzeit mit klopfenden Herzen und emporsträubenden Haaren dabey vorübergehn.

In einer kleinen Entfernung von hier sind auf eben diesem hohen Berge noch drey ähnliche Erdfälle entstanden. Bisher ließ man dieselben, troz der schauderhaften Gefahr, worinn, besonders zur Nachtzeit, Menschen und Thiere schwebten, die diese Straße kamen, ohne alle Umzäunung offen stehen — mogte denn auch hineinstürzen, wer da wollte! Allein da dies Unglük neulich beynahe einen von Paderborn kommenden Domherrn betroffen hätte: so hat man doch endlich den zunächst am Wege liegenden Schlund mit einer leichten Verzäunung eingeschlossen, die aber Wind und Wetter gar bald wieder dahin nehmen werden.

Erst nahe bey Paderborn hören die Berge auf, und es eröfnet sich eine Ebene von unermeßlichem Umfange. Der Boden bleibt indeß bis an die Stadt noch immer Stein. Die denselben deckende Erdkruste mag an manchem Orte kaum eine Hand hoch seyn. Ich erstaunte, auf einem so dürftigscheinenden Boden gleichwol eine so schöne Erndte zu erblicken; allein bey näherer Untersuchung zeigte es sich, daß der steinigte Grund aus mergelartigem Kalchstein besteht, welcher sehr leicht verwittert und, in Erde aufgelöst, ungemein fruchtbar ist.

Paderborn scheint von fern gesehn, eine Stadt von zweytem, wenigstens von drittem Range zu seyn; weil es sich in seinem ganzen Umfange darstellt, und kein Theil davon versteckt liegt. Kömmt man aber hinein, so findet man, daß es weder ein schöner, noch ein durch Kunstfleiß oder Handlung nur einigermaßen blühender Ort ist. Dahingegen herrscht in einer Stadt, wie in dem ganzen Lande, der strengste und — es thut mir leid, hinzusetzen zu müssen — der plumpste und abergläubischste Katholicismus, mit allen den schädlichen Mißbräuchen, welche gewöhnlich damit verbunden sind. Statt der thätigen Volksmenge, welche das Straßengewühl einer industriösen Stadt zu einem so angenehmen Schauspiele machen, sieht man hier die Straßen mit müßigen Geistlichen, mit andächtelnden, in schwarze Regentücher gehüllten, und einen Rosenkranz am Arme tragenden Weiblein, die zur Messe schleichen, und mit Bettlern bevölkert, die für die Gabe, die sie fordern, sich anheischig machen, **alle heiligen Messe[n] für dich zu hören.** Von zwekmäßigen neuern Anstalten zur Aufklärung und Veredlung des Volks, habe ich hier nicht eine auskundschaften können. Und doch scheint in dem ganzen nördlichen Deutschland, so weit ich es kenne, wol keine andere Gegend solcher Anstalten mehr zu bedürfen, als diese. Nicht einmal ein Buchladen ist in dieser Stadt; denn das, was man hier so nennt, verdient den Namen nicht, weil man weiter nichts, als schlechte Erbauungsbücher, elenden Legenden und desgleichen darinn findet, deren unförmliche und wirklich scheuß-

liche typographische Beschaffenheit dem armseligen Inhalte derselben vollkommen angemessen ist. Man versicherte mich sogar, daß der Verleger dieser erbärmlichen Lesereyen selbst weder lesen noch schreiben könne. Protestantische Bücher — so nennt man hier alle, die nicht erzkatholischen Inhalts d. i. weder Meßbücher noch Legenden sind — verirren sich hieher niemals oder selten. Und doch sind hier eine sogenannte Universität, ein sogenanntes Gymnasium, und eine Menge von Domherrn, Stiftsgeistlichen und andern Priestern — also eine Menge von Leuten, die wenigstens Ehren- und Berufshalber lesen sollten!

Unter allen diesen gelehrten Männern habe ich nur einen einzigen Schriftsteller, nemlich einen gewissen Hrn. Nolkebur, erforschen können, der, da unter der Regierung des lezten Bischofs, die Fasten abgeschaft werden sollten, die Sache der Stokfische und der Heringe in Schuz nahm und ihr ausschließendes Recht, die Magen der frommen Katholiken in der Fastenzeit anzufüllen, zu vertheydigen suchte.

Der bloße Anblik des hiesigen Landvols, flößt einem menschlich gesinnten Zuschauer Mitleiden ein; so weit ist dasselbe von aller Cultur und Veredlung entfernt! So sehr liegen Dummheit, Aberglauben, verschrobene und verunstaltete Menschheit auf jeglichem Gesichte! Die Sprache derselben, sollte man kaum für Deutsch halten; so weit entfert sie sich nicht blos von unsrer Büchersprache, sondern auch von jeder andern, nur einigermaaßen ausgebildeten Mundart in Deutschland!

Die religiösen Begriffe dieser armen Leute — wenn man anders die stupide und ganz mechanische Frömmeley derselben unter dieser Benennung mit begreifen darf — sind bis zum Erbarmen finster und abergläubisch. In die Messe zu gehn, wo sie Worte hermurmeln und absingen hören, die sie nicht verstehn; ihren Rosenkranz mechanisch abzubeten, wobey sie nichts denken; und dann eine Wallfahrt nach dem alten wurmstichigen sogenannten Gnadenbilde zu Telchte *) oder zu **Verl** anzutreten, wodurch sie nicht um ein Haarbreit klüger und besser werden, als sie vorher waren: das sind ihre Religionsübungen! Das ist es, was man diesen Christen, statt der simpeln und erhabenen Lehre Jesu, die von Messe, Rosenkranz und Gnadenbildern keine Silbe sagt, für Christenthum giebt! Die Vorsehung erbarme sich dieses armen Ge-

*) Nach diesem Gnadenbilde sieht man auf der Landstraße ganze Klumpen armseliger Menschen wallen, die ihr Bündel auf dem Rücken, die Schuhe in der einen, den Rosenkranz in der andern Hand, ein Paternoster, ein Credo und ein Ave Maria nach dem andern abmurmelnd, daherschreiten. Die schöne Natur und der Schöpfer derselben sind für sie als wären sie nicht da. Das Gnadenbild ist ihnen statt Natur und Gott. — Ich nannte dasselbe oben ein wurmstichiges; dies ist es im eigentlichen Verstande: denn als man es vor einiger Zeit in feyerlicher Proceßion herumführen wollte, fand man es von Würmern so zerfressen und deshalb so zerbrechlich, daß man erst, ich weiß nicht was für eine Verleimung damit vornehmen mußte, um es vor dem Auseinanderfallen zu sichern. Siehe da, Jsrael, konnte ein Paderbornscher Aron sagen, das sind deine Götter!

Geschlechts, und lasse auch für sie die Morgenröthe einer bessern Erkenntniß, deren andere Menschen in andern deutschen Gegenden sich schon so lange erfreuen, bald anbrechen!

Ich freue mich, hinzusetzen zu dürfen, daß die Erfüllung dieses wohlgemeinten Wunsches nicht mehr fern, daß sie vielmehr vor der Thür zu seyn scheint. Der jetzige Fürst Bischof — der, wie du weißt, erst kürzlich zur Regierung gekommen ist, und in dem ich vor zehn Jahren schon einen hellsehenden Denker kennen zu lernen die Ehre hatte — wird nicht umsonst der Vater dieses so lange vernachläßigten Landes seyn wollen. Er wird dem Aberglauben und der Dummheit durch vernünftige Schuleinrichtungen steuern; *) er wird seine Mönche und Priester zum Anbau ihres eigenen Verstandes und dann zur Verbreitung der dadurch gewonnenen Aufklärung ermuntern; er wird die wenigen unter ihnen, die schon jezt eine rühmliche Ausnahme von den übrigen machen, wie z. B. den edlen Domdechant von Forstmeister, ihnen zum Vorbild und Muster aufstellen, und durch solche und ähnliche Männer auf sie und auf das Volk zu wirken suchen; er wird den Ackerbau, den Kunstfleiß und den Handel, leztern besonders auch durch Anlegung besserer Wege, wozu die Mate-

*) Wozu er, wie ich jezt eben, da dies abgedrukt werden soll, aus den Zeitungen ersehen, in dem ihm gleichfalls gehörenden Stifte Hildesheim, schon den Anfang macht, indem er 40000 Thlr. zur Anlegung eines Schulmeister-Seminariums ausgeworfen hat.

Materialien hier überall so nahe liegen, befördern und — Schöpferfreuden werden sein Lohn seyn!

Man besucht hier, in Ermanglung anderer Merkwürdigkeiten, welche Bezug auf die Verbesserung der Sitten und des öffentlichen Wohlstandes haben könnten, Kirchen und — Reliquien, z. B. die Knochen des **heiligen Liborius**, *) die des

*) Die man, zu einer Zeit, da in Frankreich noch Reliquien-Manufacturen blüheten, für sein schweres Geld von daher kommen ließ, um einer ansteckenden Seuche zu steuern. Die Knochen wurden gesandt und verrichteten, wie die heilige Legende erzählt, schon unterwegens mancherley erstaunliche Wunder. Sie kamen an; wurden aber unglüklicher Weise — ich weiß nicht durch welchen Zufall — mit andern Knochen vermischt, die nicht von einem Heiligen, also auch nicht wunderthätig waren. Der damalige Bischof gerieth darüber in die größte Verlegenheit, weil er nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um das Heilige von dem Unheiligen zu trennen. Allein — o Wunder! was der Bischof nicht verstand, das verstand — ein Pfau. Dieses — es war zu allem Wahrzeichen ein weisser — machte sich über die Knochen her, und krazte sie so geschikt auseinander, daß die des Heiligen allein, und die des Unheiligen gleichfalls besonders zu liegen kamen. Wer war daher froher als der Bischof und seine fromme Gemeinde! Aus Dankbarkeit gegen den verständigen Pfau, und zugleich zum ewigen und unwidersprechlichen Beweise der Wahrheit dieser wahrhaften Geschichte, ward verordnet, daß bey dem jährlichen feyerlichen Herumtragen der heiligen Knochen, der heilige Schwanz des Pfau's ihnen vorgetragen werden sollte. Dies geschieht denn auch zur Erbauung der frommen Paderborner noch jezt, ohn-

des heiligen Blasius, sammt einem Bakzahne des heiligen Petrus; vorausgesezt, daß man an Seltenheiten dieser Art Vergnügen findet. Wir für unser Theil dürfen uns nicht rühmen, sie gesehn zu haben. Wohl aber haben wir — um doch nicht ganz so unwissend von Paderborn wieder wegzugehen, als wir dahin gekommen waren — den prächtigen silbernen Sarg des heiligen Liborius gesehn, womit es folgende Bewandtniß hat:

Ehemals besaß die hiesige Domkirche die Bildnisse der zwölf Apostel aus gediegenem Golde gearbeitet, und einen silbernen Sarg des heiligen Liborius. Während des dreyßigjährigen Krieges nahm ihnen Herzog **Christian von Braunschweig** beydes weg, und ließ aus lezterm Thaler mit der Umschrift prägen: **Gottes Freund, der Pfaffen Feind.** Zwey reiche Familien, die von **Niesen** und von **Westphalen**, legten nachher eine beträchtliche Summe in lauter feinen Thalern

ohngeachtet die profanen Motten den heiligen Schwanz schon so sehr zernagt haben, daß er kaum mehr kenntlich ist. — Liborius ist der Schuzpatron des Landes geworden. — Sollte man, nachdem es sich nun schon seit einer so langen Reihe von Jahren gezeigt hat, wie wenig dieser französische Heilige sich darauf verstehe, ein Land blühend und die Bewohner desselben gescheuter zu machen, nicht endlich einsehen lernen, daß es doch wol besser seyn mögte, einen deutschen Kezer zu verschreiben, um dasjenige von ihm leisten zu lassen, was der französische Heilige zu leisten nicht vermogte?

lern zusammen, woraus sie dem Heiligen einen neuen Sarg verfertigen liessen, der wirklich ungemein schön und künstlich gearbeitet ist. Der Goldschmidt, der ihn machte, hat sich durch folgende daran befindliche Inschrift zu verewigen gewünscht: Duse Arwet heffe ik Hans Krako, Goltschmit tom Dringenberge maket von lauter Dalers ose hi bilagt siet, anno 1635. Es sind nemlich eine Anzahl von Thalerstücken dem Sarge angelötet worden.

Dieser Dom hat noch eine andere Merkwürdigkeit. Es entspringt nemlich unter ihm — er liegt auf einer Anhöhe — und unter den nächstangränzenden Gebäuden, vermuthlich aus einer unterirdischen Grotte, der Fluß Pader, von dem die Stadt den Namen hat. Mehrere starke Quellen desselben strömen auf einmal so reichlich hervor, daß sie schon in einer Entfernung von 20 — 30 Schritten verschiedene Mühlen treiben können. Man merkt hierbey als etwas Wunderbares an, daß dieses hervorsprudelnde Wasser im Sommer kalt, im Winter hingegen lau zu seyn und beständig zu dampfen pflegt. Allein so sehr wunderbar ist dieses Wunder nun eben nicht. Die ganz gemeine Erfahrung, daß die Keller- und Grottenluft im Winter wärmer, im Sommer kälter als die äussere Luft ist, reicht zur Erklärung desselben völlig hin.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese starke Quelle und die oben erwähnten Erdfälle durch eine

gemein-

gemeinschaftliche Ursache, nemlich durch ungeheure unterirdische Höhlen, welche zugleich große Wasserbehälter sind, mit einander zusammenhängen. Daß diese Gegend reich an solchen Höhlen seyn müsse, beweiset auch ein Bach, der, wie man mir erzählte, nicht gar weit von hier sich in ein Erdloch ergießt und nicht wieder zum Vorschein kommt. Dieses von der Erde verschlukte Wasser ist vermuthlich ein Theil von demjenigen, welches hier in Paderborn als der Paderfluß wieder hervorsprudelt.

Wie es um den Flor der schönen Künste in diesem Stifte bisher gestanden habe, davon — und dies sey die lezte meiner betrübten Bemerkungen; weil ich es müde bin, länger von einem Orte zu reden, wo man so wenig zu bewundern und so viel zu bedauern und zu tadeln findet — nur noch folgendes Pröbchen! Man hat in der hiesigen Domkirche dem vorlezten Bischof **Wilhelm Anton** ein Denkmal errichtet. Am Fusse desselben stehen zwey Figuren, die Gerechtigkeit und die Religion; über demselben zwey sogenannte **Putti** oder Knaben mit umgestürzten Fackeln. Von der Feinheit der Bildhauerarbeit sage ich dir nichts; was aber dem Wanderer, der bey diesem Denkmale still steht, gleich beym ersten Anblicke mächtig auffällt, ist die Disproportion, die zwischen den genannten untern und obern Figuren herrscht. Die Gerechtigkeit nemlich und die Religion sind klein und schmächtig, die Jungens hingegen, als wahre Riesenkinder, dik und stark, mit

mit Köpfen von übermenschlicher Größe gemacht. Sollte der schalkhafte Künstler damit wirklich einerseits auf den Zustand der Religion und der Gerechtigkeit in diesem Lande, *) und anderseits auf die wohlbeleibte Beschaffenheit ihrer Söhne und Diener haben anspielen wollen? —

Man beklagt sich seit einiger Zeit oft und laut über die Menge von Reisebeschreibungen, womit das Publikum überschwemmt wird, und über die vorwitzige Tadelsucht, deren einige Verfasser derselben sich schuldig machen sollen. Diese Klage mag zum Theil gegründet seyn. Aber wo ist die gute Sache, die unterdurch nicht auch gemißbraucht würde? Und wo giebt es auf der andern Seite ein besseres und wirksameres Mittel zur Abstellung öffentlicher Mängel und Ungehörigkeiten, als dieses, daß verständige und wohlwollende Reisende ihre Bemerkungen darüber öffentlich mittheilen, und auf jene Abstellung öffentlich antragen? Diese Betrachtung, von der ich, wie du weißt, mich schon so mannigmal leiten ließ, auch wo ich voraussahe, daß ich Unwillen dadurch erregen und Undank dafür einerndten würde, wird mich auch diesmal bewegen, meine obigen wenigen Beobachtungen über Paderborn **) in der Hofnung drucken zu

*) Ueber das Drückende der Gerechtigkeitspflege, wie über verschiedene andere Mängel und Unvollkommenheiten der hiesigen Verfassung, sehe man: Göttingisches historisches Magazin von C. Meiners und L. T. Spittler. 4ten Bandes 4tes Stük. Seite 738 - 747.

**) Die ich erforderlichen Falls mit vielen andern, zum Theil noch auffallendern, die ich zurükhalte, ver-

zu lassen, daß man dadurch auf die Gebrechen dieses bisher so sehr vernachläßigten Staats, um so viel eher aufmerksam werden und an die Abstellung derselben um so viel früher Hand legen werde. Einen andern Bewegungsgrund, als diesen, kann ich unmöglich dazu haben: denn was geht doch mich — die Menschheit abgerechnet — ein Land an, unter dessen Bewohnern nicht Einer ist, mit dem ich in irgend einem nähern Verhältniß, als mit dem Kayser von Japan stehe? Ich schmeichle mir daher, daß die guten Paderborner die Lauterkeit der Absicht, die mich dies über sie zu schreiben bewog, nicht werden bezweifeln wollen.

Wir mußten hier einen halben Tag länger liegen bleiben, als wir wünschten, weil es dem Hrn. Postmeister des Orts nicht gefiel, uns früher fortzuschaffen; und wir würden vielleicht noch da seyn, wenn meine Gefährten nicht endlich selbst herumgegangen wären, um Pferde aufzutreiben. Dies war daher auch der einzige Ort auf unserer bisherigen Reise, wo unsere gute Laune uns einige Augenblicke verließ, weil wir, nach mancher vergeblichen Bitte, nicht umhinkonnten, dem Herrn Postmeister etwas Unverbindliches zu sagen. Er wolle uns dies zu gute halten, so wie wir von unserer Seite ihm auch schon lange verziehen haben.

Wir

vermehren könnte. Daß aber die wenigen, die ich hier aufgestellt habe, der reinsten Wahrheit gemäß sind, darüber darf ich mich theils auf den Augenschein bey Jedem, der zu Paderborn selbst jemals gewesen ist, theils auf die einstimmige Aussage der respektabelsten Zeugen berufen.

Wir kamen gegen Abend nach Lippstadt; dem ersten blühenden, lachenden und niedlichen Orte, der uns in Westphalen vorgekommen war. Er ist regelmäßig gebaut, und hat so reinliche und schön gepflasterte Straßen, als ich ausser den Neustädten zu Kopenhagen und Kassel bis dahin noch nirgends gefunden hatte. Der bloße äußerliche Anblik dieser Stadt läßt auf Wohlhabenheit, bürgerliche Glükseligkeit und eine gute Verwaltung schliessen. Auch macht der Menschenschlag, den man hier sieht, mit dem im Paderbornschen und in einigen andern westphälischen Provinzen, einen sehr angenehmen Abstich. Hier sieht man einmal wieder Gesichter von unverzerrten menschlichen Zügen, und Augen, aus welchen aufgeheiterte, muntere, thätige und verständige Seelen gucken. Dem Reisenden wird hier wieder wohl; er wünschte sich länger daselbst verweilen zu können.

Und woher dieser Wohlstand, diese größere Cultur und Thätigkeit? Aus zwey Ursachen: aus der religiösen und der bürgerlichen Verfassung dieses Orts.

Die Einwohner sind größtentheils Protestanten; und es ist eine bekannte und ausgemachte Wahrheit, daß das protestantische Christenthum, alles übrige gleich, für die Aufklärung und Betriebsamkeit der Menschen, also für den gesammten Flor der Städte und Länder, vortheilhafter als das katholische sey. Dies zeigt sich überall, wo die eine oder die andere dieser beyden Confeßionen die herrschende ist, unter sonst gleichen Umständen, ohne Ausnahme.

Was die bürgerliche Verfassung dieses Orts betrift: so gehört er dem Könige von Preussen, als Grafen von der Mark, und dem Grafen zur Lippe gemeinschaftlich zu, doch so daß der preussische Einfluß — wie dies gewöhnlich der Fall ist, wo ein Starker und ein Schwächerer etwas in Gemeinschaft besitzen — den Lippischen überwiegt. Nun hat diese Stadt vor andern unter preußischer Hoheit stehenden Städten den großen Vorzug, daß sie nichts von Aceise, nichts von Contrebande und von andern Handlungs-Einschränkungen weiß, sondern dem Könige jährlich blos eine gewisse, ein vor allemal festgesezte Summe zahlt. Wo aber Freyheit überhaupt und Handlungsfreyheit insbesondere herrschen, da blühen auch Nahrung und Gewerbe aller Art, und die Menschen befinden sich wohl.

Die vornehmsten Nahrungszweige dieses freundlichen Orts sind der Ackerbau, der Kornhandel und die Viehzucht, besonders die der Schweine. Er liegt an der Lippe und war ehemals stark befestiget. *) Seit dem Frieden aber, welcher den siebenjährigen Krieg beendigte, sind seine Festungswerke gänzlich geschleift worden, so daß es jezt ein offener Ort ist. Man sagt, daß der große Friedrich diese Schleifung aus Unwillen gegen das engliche und hanoversche Ministerium befohlen habe, weil diese, indem sie eher Frieden machten, als er mit dem seinigen zu Stande kommen konnte, ihn damals im Stiche liessen. Lippstadt war nemlich, als Festung, eine gute Schuzmauer des Chur-

für-

*) In einigen neuern Geographien wird er noch jezt, aber unrichtig, als eine Festung beschrieben.

fürstenthums Hannover, so oft es von Westen her einen Angriff zu besorgen hatte und mit Preußen im Bündniß stand. Jezt hat es auf dieser Seite nur noch seine eigene Festung Hameln.

Wir fuhren nach eingebrochener Nacht wieder von dannen, und erreichten am folgenden Morgen die Preußische Stadt Hamm in der Grafschaft Mark, wovon sie die Hauptstadt ist. Wir hielten uns hier nicht länger auf, als nöthig war um die Postpferde zu wechseln und ein derbes Frühstük von Pumpernickel und westphälischen Schinken einzunehmen. Wir ließen uns diese nahrhaften Landesprodukte sehr wohl schmecken; aber zwey von uns fanden in der Folge Ursach zu wünschen, daß sie ihnen weniger geschmekt haben mögten. —

Auch dieser Ort, der sonst eine Festung war, ist nach dem siebenjährigen Kriege gleichfalls geschleift worden. In dem jeztgenannten Kriege fiel zwischen dieser Stadt und dem Dorfe **Fielingshausen** eine Schlacht zwischen den Alliirten und Franzosen vor, worinn die leztern geschlagen wurden. Die siegreiche Armee wurde auf dem rechten Flügel vom Herzoge **Ferdinand**, auf dem linken von unserm **regierende Herzoge**, der damals noch Erbprinz war, angeführt.

Die Folgen des hier genossenen westphälischen Frühstüks, woran unsere sächsischen Magen noch nicht gewöhnt waren, nöthigten uns, die nächstfolgende Nacht über in einem Dorfe liegen zu bleiben.

Nichts ist für Reisende, deren Weg durch viele kleine Länder von verschiedener Landeshoheit geht, beschwerlicher, als die häufigen Abwechslungen der

in jedem derselben gangbaren Münzsorten. Hier in diesen Gegenden zeichnen sich besonders die kleinen Münzen durch poßierliche Namen aus. Da hat man Füchse, d. i. Pfenningstücke, **Fettmänken**, d. i. Zweypfenningstücke oder halbe Stüber, Stüber, d. i. Vierpfenningstücke, **Petermänken**, d. i. Fünfpfenningstücke und **Cassemänken**, d. i. Zweygroschenstücke. Besonders in derjenigen Strecke zwischen Hamm und Duisburg, wo man das Cöllnische berührt, werden einem diese sonderbaren Namen so oft in die Ohren geschrien, daß ich glaube, wir werden sie in unserm Leben nicht wieder vergessen. Kaum ist man einige hundert Schritte gefahren, so kommt man an einen Schlagbaum, hier zu Lande **Purrir** — soll heissen Barriere — genannt; und es erschallt die Stimme des Einnehmers: **Purrirgeld**, meine **Herrn**! so oder so viel **Füchse**, **Fettmänken**, **Stüber** u. s. w.! Wie oft diese Contribution erlegt werden müsse, kannst du daraus schliessen, daß wir auf einzigen Station, zwischen **Herten** und **Duisburg**, auf diese, des öftern Anhaltens wegen, sehr unangenehme Weise, nicht weniger als 16 Ggr. in lauter Füchsen und Fettmänken abgeben mußten. Du denkst vielleicht, man fahre dafür auf lauter schönen und wohlunterhaltenen Kunststraßen? Ja, hat sich was zu Kunststraßen! Eine kleine Strecke ausgenommen, wo man dergleichen wirklich findet, ist alles übrige nur ein ganz gemeiner Weg, auf dem man die Verbesserungen, wofür das Purrirgeld seyn soll, gemeiniglich umsonst sucht. Wie stolz wird man hier auf unser Braunschweigisches Vaterland,

land, wo die großmüthige Regierung Kunststraßen anlegt und unterhält, ohne sich einen Pfenning, geschweige ein Fettmänken oder gar ein Cassemänken, dafür bezahlen zu lassen!

Duisburg ist, wie Lippstadt und Hamm, eine Stadt von mäßigem Umfange. Sie enthält ohngefähr 500 Häuser, und liegt an der Ruhr, die sich in den, nicht weit von hier vorbeyfliessenden Rhein ergießt. Daß sie in dem Herzogthume Cleve liegt, und daß dieses zu den westphälischen Staaten des Königs von Preussen gehöre, wird dir bekannt seyn. Die hiesige Universität ist, unter den protestantischen in Deutschland, eine der kleinsten, weil sie nicht über 60—70 Studierende zählt. Sie könnte beträchtlicher seyn, wenn dafür gesorgt würde, daß auch lutherische junge Theologen hier ihren Cursus machen könnten. Woher es komme, daß die Preußische Regierung, die doch auf alles, was Städte- und Landesverbesserungen betrift, bisher so sehr aufmerksam war, diese Anstalten zu treffen verabsäumt habe, weiß ich nicht. *) Vielleicht hat sie dabey erwogen, daß es den westphälischen jungen Theologen gut seyn dürfte, ein wenig über die Grenze Westphalens hinauszukommen, um die Sitten, Gebräuche und Beschäftigungsarten der Menschen in andern Provinzen zu sehn; und dieser Bewegungsgrund, ich bekenne es, hat auch in meinen Augen ein großes Gewicht.

*) Einige Monate nach des Verfassers Hierseyn, ist, den Zeitungen zufolge, diese Erweiterung der Universität wirklich beschlossen worden.

Die deutsche Sprache verliert sich hier allmählig in die holländische, so daß man nicht recht mehr weiß, ob das, was man hört, noch Deutsch oder schon Holländisch sey.

Die Stadt scheint übrigens ein durch Manufacturen und Handel blühender und, nach Maaßgabe seines Umfangs, sehr bevölkerter Ort zu seyn.

Wir fuhren noch an eben dem Tage, da wir hier angekommen waren, weiter; liessen uns bey **Urdingen** — einer dem Churfürsten von Cöln gehörigen, ziemlich regelmäßig und nett gebauten kleinen Stadt — über den Rhein setzen, und kamen gegen Abend hier in **Crefeld** an.

Ich nenne dir, indem ich **Crefeld** hinschreibe, den Namen der niedlichsten, saubersten, freundlichsten und blühendsten Manufactur-Stadt, die ich je gesehen habe. Der bloße Anblik derselben macht den Fremden, so wie er hineinkömmt, heiter und froh. Das schöne, längst den Häusern bunt ausgelegte Strassenpflaster ist so rein, als wenn es täglich gewaschen würde, und so eben, als wenn die Steine abgeschliffen wären. Die Häuser sind alle von Backsteinen und in holländischem Geschmak, aber doch mit mehr Abwechslung erbaut, als der holländischen Bauart sonst eigen zu seyn pflegt. Die meisten Häuser sind mit einem Schilde versehn. Dies fällt dem Reisenden, der alle diese beschildeten Häuser für Gasthäuser nimmt, gewaltig auf; hinterher aber erfährt er, daß ein Schild hier zu Lande nur zur bequemen Unterscheidung der Häuser diene, und keineswegs immer auf Schenken und Wirthshäuser deute.

Die

Diese niedliche und industriöse Stadt enthält 700 Gebäude. Bey einer gewöhnlichen Bevölkerung würde sie also ohngefähr 4000 Einwohner zählen. Man rechnet aber die hiesige Volksmenge bis auf 7000 Seelen. Dies würde unglaublich klingen, wenn man nicht dabey in Erwägung zöge, daß die meisten Häuser von Fabrikanten bewohnt werden, und also nicht blos eine Familie, sondern auch Werkgesellen und Lehrbursche in sich fassen.

Du hast diesen Sommer bey uns einen Theil der würdigen Familie **von der Leyen** kennen gelernt, der diese Stadt vornemlich ihren Flor verdankt; wir machten heute die Bekanntschaft der übrigen Glieder derselben, und brachten in ihrer Mitte den angenehmsten Abend unserer bisherigen Reise zu. Es ist schwer zu sagen, ob der ehrwürdige Vater und die hofnungsvollen Söhne desselben, oder die gute trefliche Muter mit ihren liebenswürdigen Töchtern, nebst den achtungswürdigen Nebenzweigen dieser ansehnlichen und glüklichen Familie, den hochachtungswürdigsten Theil derselben ausmachen. Was aber gewiß ist, ist dieses: daß sie sich alle durch einen Grad von geistiger und sittlicher Ausbildung, vornemlich durch einen Grad von Herzensgüte und Gefälligkeit auszeichnen, der diese edle Familie zu einer der liebenswürdigsten macht, die ich kenne. Morgen sollen wir ihre grossen Fabrik-Anstalten sehen. Bis dahin, gute Nacht, liebe Lotte!

Crefeld, den 23. Jul. 89.

Ich eile, mein gutes Kind, dir vor unserer Abreise von hier, die in einigen Stunden vor sich gehen wird, noch von demjenigen Rechenschaft zu geben, was wir diesen Morgen hier gesehn und erfahren haben.

Wir besahen die bewundernswürdigen Sammt- und Seidenmanufacturen der Herrn von der Leyen eine Anstalt, die nicht blos dieser Familie und nicht blos diesem Orte, sondern ganz Deutschland Ehre macht. Man glaubt, indem man dieselben sieht, in einer der blühendsten Fabrikstädte Englands zu seyn; so groß ist der Umfang dieser Anstalt, so sinnreich das Maschinenwerk, so musterhaft die dabey überall herrschende Ordnung und Reinlichkeit! Von der Größe dieser Manufacturen wirst du dir einen Begriff machen können, wenn ich dir sage, daß sie gegen 6000 Menschen beschäftigen und daß, ausser einigen pallastmäßigen Gebäuden, ganze Strassen kleinerer Häuser dazu gehören, die inn-wendig durchbrochen sind, so daß man aus einer Werkstatt in die andere tritt und alle unter einem Dache zu seyn scheinen.

Besonders sehenswürdig ist ein Saal voller Abhaspelungsmaschine, die von einem einzigen unter demselben auf einer horinzontal-liegenden Scheibe stehenden und unaufhörlich tretenden, aber nie von der Stelle kommenden Pferde in Bewegung gesezt, und wodurch viele tausend Fäden zugleich abge-

abgehaspelt werden. Stelle dir vor, wie viel Menschenhände dadurch erspart werden! Das Pferd steht mit verbundenen Augen, an einen Pfeiler angespannt, da, und indem es gleich einem, das vor einem Wagen zieht, seine Kräfte anstrengt und dabey einen Fuß nach dem andern aufhebt! so glaubt es, immer vorwärts zu schreiten, da es doch wirklich auf seiner Stelle stehen bleibt, und nur die unter seinen Füssen liegende Scheibe, als das erste Triebrad der ganzen großen Maschine, in Bewegung sezt. Ich dachte mir hierbey, daß wir armen blinden Menschen in den Augen des lieben Gottes, der die große Weltmaschine übersieht und regiert, oft mit diesem Pferde wol nur einerley Rolle spielen mögen. Wir glauben oft wunder was zu thun, und thun im Grunde und für das Ganze doch wol etwas ganz anders, als wir meinen; arbeiten im Grunde doch wol zu ganz andern Zwecken, als wir uns dabey einbilden. Mancher meynt dabey wol mächtig weit vorwärts zu schreiten, und bleibt doch wol, wenn mann's beym Lichte besieht, an wahrer sittlicher Vervollkommnung auf der nemlichen Stelle stehen, auf der er schon vor Jahren stand. Mancher ist auch wol mit seinem Schiksal unzufrieden, weil er nicht gerade so wirken kann, wie er zu wirken wünschte, und bildet sich ein, daß er, indem er sein ihm vorgeschriebenes mechanisches Tagwerk verrichtet, etwas sehr unbedeutentes, für's Ganze unnützes verrichte, indeß er vielleicht, wie dieses Pferd, durch seine geringfügig scheinende Arbeit, ohne es zu wissen oder zu ahnden, ein mächtiges Triebrad

in

in Bewegung sezt, welches zum Besten des Ganzen unendlich viel Gutes bewirkt. Dies zu unserm Troste, wenn wir kleinmüthig, jenes zu unserer Demüthigung, wenn wir stolz und eingebildet werden wollen! Laß uns, liebe Tochter, an jedem Tage thun, was Beruf und Pflicht von uns fordern, es sey so klein oder so groß als es wolle: so können wir versichert seyn, daß wir in der großen Werkstatt Gottes gewiß etwas Nüzliches und Verdienstliches verrichten, und daß uns das, ohne unser Wissen, werde in Rechnung gebracht und zu seiner Zeit vergolten werden!

Die hiesigen Dammastwebereyen zogen meine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich auf sich. Aber ohngeachtet die dazu erforderlichen Handgriffe so simpel sind, daß bey jedem Stuhle gerade zu dem, was das Künstliche in der Sache zu seyn scheint, nur ein Knabe gebraucht wird: so begriff ich doch nichts davon, so konnte ich doch mit der schärfsten Aufmerksamkeit den Zusammenhang zwischen dem, was der Knabe that, und dem, was daraus erfolgte, mir nicht deutlich machen. Der Knabe steht nemlich bey einem, neben dem Weberstuhle herabhängenden Fadenwerke, der Harnisch genannt, welches aus unzählbaren Fäden besteht, die theils senkrecht herabhängen, theils horizontal laufen, und in der Kunstsprache durch die beyden Ausdrücke schwarz und weiß unterschieden werden. Indem er nun wechselsweise bald schwarz, bald weiß greift, entsteht dadurch das Muster des Gewebes, welches zu eben der Zeit der auf dem Stuhle sitzende Meister zu Stande bringt.

Als ich diesen Zusammenhang vergebens zu begreifen mich bemühte, und am Ende unwillig über meinen Blödsinn ward, erzählte mir einer der Hrn. von der Leyen, der die Güte hatte, uns selbst herumzuführen, folgende Anecdote, die mich wieder mit mir selbst aussöhnte.

Der große Friedrich war auch einst hier, und es gieng ihm, wie mir. Auch er wollte die Dammastweberey nicht blos ansehn, sondern auch begreifen. Er that deswegen manche Frage an den Werkmeister, und dieser glaubte, ihm den Mechanismus so klar zu machen, daß ein Kind ihn begreifen könnte, indem er sich dabey der ihm, aber nicht dem Könige, gewöhnlichen Kunstsprache bediente. „Sehen Sie, Herr König, sagte er, jezt greift der Junge schwarz, nun weiß, dann wieder schwarz u. s. w." Gut, antwortete Friedrich; aber was ist denn schwarz und weiß? „Ja, sagte hierauf der Werkmeister etwas unwillig, wenn Sie das nicht einmal wissen: so kann ich Ihnen nicht helfen." Der König lachte, und gieng weiter.

Einige Jahre darnach kam die Schwester des Königs, die Prinzeßin Amalia, durch diesen Ort, besahe gleichfalls die Fabriken und wollte sich die nemliche Sache von dem nemlichen Werkmeister erklären lassen. Dieser sagte nach seiner Weise ihr wieder vieles von schwarz und weiß vor; allein die Prinzeßin mußte am Ende gleichfalls gestehn, daß sie nichts davon begriffe. „Ich

glaube

glaube es, erwiederte der Weber: Ihr Bruder konnte es ja auch nicht begreifen!"

Noch besahen wir heute das Erziehungshaus des Hrn. Scheel; eine Anstalt, die sich durch die darinn herrschende Ordnung und ausnehmende Reinlichkeit, wie nicht weniger durch die guten und vernünftigen Erziehungsgrundsätze, welche man darinn befolgt, vor vielen andern sehr vortheilhaft auszeichnet.

Wenn man von hier aus einen Blik in einige östlichere westphälische Gegenden zurükwirft und den Unterschied bemerkt, der in Ansehung der Cultur, der Betriebsamkeit und der gesammten Entwiklungen der menschlichen Anlagen zwischen jenen und dieser blühenden Manufacturstadt herrscht: so sollte man es kaum für möglich halten, daß beyde in einem und eben demselben deutschen Kreise liegen. Man geräth vielmehr in Versuchung, sich einzubilden, daß man von da bis hierher wenigstens einige hundert Meilen zu einem glüklichern Himmelsstriche zurükgelegt haben müsse. So auffallend groß ist der Abstich zwischen jenen und dieser! Hier ist alles munter, alles thätig, alles betriebsam! Hier ist überall Wohlstand und bürgerliche Glükseligkeit! Und woher denn dieser abermalige Unterschied, den wir schon bey Lippstadt bemerken? Der Aufschluß dieser Frage liegt in den beyden Worten: **Freyheit und Duldung**: Wo diese herrschen, da geht alles gut; da blühen Staaten und einzelne Familien;

da entfaltet sich jeder Keim zu menschlicher Vollkommenheit und Glükseligkeit! Beyde gesellschaftlichen Güter — die größten die es giebt, und wovon das erstere das andere einschließt oder vielmehr überflüßig macht: weil da, wo wahre bürgerliche Freyheit herrscht, auch jeder glauben darf, was sein Gewissen ihm zu glauben befiehlt, und es also keiner Duldung mehr bedarf — beyde sind dem guten Crefeld in vorzüglichem Grade zu Theil geworden; und auch dieses Glük verdankt es zum Theil der Weisheit und Fürsorge eben der edeln Familie, der es seinen Flor überhaupt verdankt.

Als der große **Friedrich** die hiesigen Fabrikanstalten in Augenschein genommen hatte und seine höchste Zufriedenheit darüber an den Tag legte, fügte er hinzu: „ich wünsche, ihr guten Leute, daß ihr fortfahren möget, so betriebsam zu seyn; um euer selbstwillen wünsche ich das, nicht um meinetwillen: denn was ich von euch habe, ist blutwenig, ist nicht des Nennens werth — wißt ihr, wie viel es beträgt?“ Einer der Hrn. von der Leyen nahm das Wort und sagte: wir wissen, Sire, wie viel wir jährlich aufbringen müssen: aber wie viel davon bis in Ihre Kassen komme, das wissen wir nicht. „Gut, antwortete der König, ich will's euch sagen;“ und nun nennt er ihnen eine sehr unbeträchtliche Summe — „nur das, fügt er hinzu, nicht einen Pfenning mehr, bringt ihr mir jährlich ein.“ Mögten Ew. Majestät dann geruhen, erwiedert hier-

hierauf Jener, diese Summe oder auch eine grössere künftig von uns selbst anzunehmen, und uns dagegen mit Accisbedienten, Durchsuchern und andern dergleichen Handlungsbürden zu verschonen! Dem König gefällt der Vorschlag; er genehmiget ihn auf der Stelle, und seit der Zeit genießt Crefeld für eine sehr mäßige jährliche Abgabe, die es selbst aufbringt; einer völligen Handlungsfreyheit.

Warum mögen doch die Regenten dieses leichte Mittel, ihren Unterthanen aufzuhelfen und ihre Staaten blühend zu machen, nicht überall anwenden? Warum die Millionen, welche das Heer von Accisbedienten, Einnehmern und Aufpassern kostet, nicht lieber für sich und für ihre Unterthanen ersparen, und leztere dadurch von einem sehr beschwerlichen Zwange und von der Versuchung zu contrabandiren befreyen wollen? Daß man eine so vernünftige Maaßregel ehemals, da man aus den Staatseinkünften noch ein grosses Geheimniß zu machen suchte, vermied, ist begreiflich: warum man sie aber noch jezt verschmäht, da die Statistiker den Königen und Fürsten ihre Einkünfte beynahe bey Heller und Pfenning nachzurechnen verstehn: das läßt sich wol nur den Umstand erklären, daß die Minister an Einfluß, Macht und Ansehn verlieren würden, wenn sie nicht mehr, wie bisher, so viele Stellen mit Einnehmern auf Aufpassern zu besetzen hätten, indem jede Provinz und jeder Ort das, was sie dem Staate entrichten müssen, nun ohne jene

Leute

Leute selbst zusammenbrächten und in die Staats-kassen lieferten. Diese werden sich also wol hüten, ihren Herren einen Vorschlag zu thun, wobey zwar der Herr und das Land gewinnen, sie selbst aber an Macht und Einfluß merklich verlieren würden.

Was die Duldung oder vielmehr die Religionsfreyheit betrift, — denn es ist Zeit das übermüthige Wort Duldung in diesem Sinne genommen, aus der Sprache jedes Volks, das auf Cultur und Aufklärung Anspruch macht, gänzlich auszumerzen — so geniessen die Crefelder auch dieses kostbarsten Schatzes der Menschheit in einem ganz vorzüglichen Grade. Ehemals war dies nicht der Fall. Zwar wurden hier Leute von allen Confeßionen und Secten aufgenommen und ihnen öffentlicher Gottesdienst, Jedem nach seiner Weise, verstattet: allein die unverständigen Leute haßten und verfolgten sich, wie gewöhnlich, unter einander; bis endlich eben der brave Hr. von der Leyen, den du kennst, einen Einfall hatte, welcher der Sache auf einmal eine andere Wendung gab. Er lud, ohne sein Vorhaben merken zu lassen, eine grosse Gesellschaft von Leuten aller Confeßionen und Secten zusammen, und sorgte dafür, daß man recht von Herzen froh und lustig werden mußte. Beim Eintritt in den Versammlungssaal machte freylich Mancher ein langes Gesicht, und begriff nicht, wie man die Unschiklichkeit begehen könne, einen Lutheraner mit Reformirten, einen Reformirten mit Katholiken und

diese wiederum mit Mennoniten und andern Glaubensgenossen zusammen zu bitten. Man war indeß einmal da, und konnte also nicht umhin, sich in eine gesellschaftliche Unterhaltung einzulassen. Hier machte nun schon mancher nach und nach die Entdeckung, daß Dieser und Jener, den er vorher für einen abscheulichen Menschen gehalten hatte, weil er ein Lutheraner, ein Katholik, ein Mennonit u. s. w. war, doch wider seine Erwartung ein ganz umgänglicher und guter Mann zu seyn schien. Nach und nach ward man lustiger, mithin auch offener, vertraulicher, herzlicher. Endlich sahe man hier einen Reformirten einen Katholiken, dort einen Lutheraner einen Mennoniten brüderlich die Hand drücken und Freundschaft mit ihm machen. Das Eis war gebrochen; Andere ahmten dieses schöne Beyspiel von christlicher Duldung nach, und jezt leben Alle als Brüder mit einander. Bey jeder feyerlichen Gelegenheit, z. B. bey Beerdigungen, sieht man nunmehr Leute von allen Confeßionen und Secten, sogar die Geistlichen derselben, als liebende Kinder Eines himmlischen Vaters, bunt durch einander gehen.

Ich habe alle diese Umstände, die der edlen Familie von der Leye so sehr viel Ehre machen, nicht von ihr, sondern von andern Personen, welche die großen Verbindlichkeiten, die Crefeld diesem Hause hat, mit Dank und Rührung erkannten.

Die hiesigen Mennoniten machen eine der freyesten Religionsgesellschaften aus, die ich je gesehen habe. Sie stehen unter keiner sich in Glaubenssachen

mischen-

mischenden Synode, hängen von keinem die Gewissen beherrschenden Consistorium ab, wissen von keinen symbolischen Büchern, nehmen zur Richtschnur ihres Glaubens nichts als die Bibel und ihr eigenes Gewissen an — kurz sie sind wahre Protestanten, welche gegen jeden Glaubenszwang protestiren. In Ansehung der Taufe unterscheiden sie sich von den strengern Mennoniten dadurch, daß sie jedermann die Freyheit lassen, sein Kind entweder in der Wiege oder, nach dem Gebrauch der ersten christlichen Kirche, dann erst taufen zu lassen, wenn es zu Verstande gekommen und fähig geworden ist, sein Glaubensbekenntniß nach reifer Ueberlegung freywillig abzulegen.

Daß der Name Crefeld im siebenjährigen Kriege durch eine Schlacht berühmt geworden ist, worinn unsere braven Deutschen die viel zahlreichern Franzosen, unter Anführung der Helden aus unserm Fürstenhause, überwanden, darf ich einer Braunschweigerin nicht erst sagen.

Ungern verlasse ich einen Ort, wo noch so viel für mich zu beobachten und zu lernen wäre. Aber wir müssen eilen, wenn uns die Pariser nicht zuvorkommen und die Hyder des Despotismus völlig todtschlagen sollen, ehe wir bey ihnen werden angekommen seyn. Das Posthorn ruft — im umarme dich, mein liebes Kind!

Dritter Brief.

Aachen, den 25. Jul. 89.

Wir kamen gestern Morgen hier wohlbehalten an; und hatten die Freude, unsere wackern Freunde, den G. R. v. D. und unsern lieben St. viel gesunder zu finden, als wir erstern vor zwey Jahren bey uns in Salzdahlen sahn, und als lezterer vor zwey Monate war, als er hierher reisete, um das Aachener Wasser zu brauchen. Es ist doch eine köstliche Sache ums Wiedersehn; und wie reichlich wird nicht der vorhergegangene Schmerz der Trennung dadurch vergütet! Auch wir, mein gutes Kind, werden dies von neuen erfahren, wenn ich, nach glüklich zurükgelegter Reise, mit einem neuen Maaß von Gesundheit und Heiterkeit in eure Arme fliegen werde.

Wir fuhren ehegestern Nachmittag von Crefeld nach Jülich.

Das Herzogthum Jülich, welches dem Churfürsten von der Pfalz gehört, ist ein flaches Land, reich an sehr ergiebigen Kornfeldern, aber arm an Naturschönheit. Auch die Einwohner dieses Landes scheinen ärmer zu seyn, als man von den Bebauern eines so fruchtbaren Kornbodens erwarten sollte. Woher dies rühre, darüber muß ich mein Urtheil zurükhalten, weil ich nicht Zeit hatte, die Frage zu ergründen. Wie schwer

indeß

indeß die Abgaben hier zu Lande seyn müssen, kannst du ungefähr daraus schliessen, daß wir in einer Strecke von fünftehalb Meile für eine zweyspännige Chaise an Weggelde — jedoch mit Inbegriff des Sperrgeldes in Jülich — nicht weniger als zwey und einen halben Thaler erlegen mußten, ohngeachtet die Wege gerade nicht musterhaft waren.

Jülich ist eine befestigte, aber nicht sehr blühende Stadt von mittelmäßigem Umfange. Sie liegt an der Roer oder Ruhr. Wollte ich dir mehr davon erzählen, so müßte ich es von andern entlehnen und auf Treue und Glauben nachsagen. Aber dazu fühle ich keinen Beruf. Eigene Beobachtungen konnten wir hier nicht machen, weil wir nur ein paar nächtliche Stunden allda verweilten, und mit Anbruch des Tages weiter fuhren.

Auf dem Wege von Jülich nach Aachen begegnete uns ein Mensch, dessen seltsamer Anzug unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trug nemlich über seinem Rocke einen kleinen Mantel von Wachstuch, der nur bis über die Brust reichte; und dieser war theils mit Muschelschalen, theils mit bleyernen Heiligenbildern überall reichlich besezt. Wir liessen still halten, um von ihm selbst zu hören, was dieser wunderbare Aufzug zu bedeuten habe. Und nun gebe ich dir drey Tage und drey Nächte Bedenkzeit, um zu errathen: was es für eine Bewandtniß damit hatte? Aber du würdest deinen Kopf umsonst anstrengen; ich wills also nur lieber gleich selbst sagen.

Der Mann war ein Wallfahrter, der von einer heiligen Wanderschaft nach St. Jago in Spanien zu einem daselbst befindlichen wunderthätigen Marienbilde, zurükkehrte. Daselbst hatte man ihn mit dem beschriebenen poßierlichen Mantel beschenkt, der ihm zum Wahrzeichen dienen sollte, daß er wirklich da gewesen wäre. Der Mann war aus Schwaben. Wir fragten ihn: warum er denn eigentlich diese weite Reise unternommen habe? Und er war ehrlich genug zu bekennen, daß irdische Bewegungsgründe an seinem Entschlusse mehr Antheil gehabt hätten, als die Sorge für sein Seelenheil. Es sey vergangenen Herbst in Schwaben so theuer, und so wenig zu verdienen gewesen. Da habe er gedacht: sollst eine Wallfahrt nach St. Jago unternehmen, so muß man dir doch überall, wo Christen, d. i. Katholiken wohnen, forthelfen. — Ich suchte ihn jezt zu bewegen, mir seinen Mantel zu verkaufen; allein der war ihm für kein Geld feil, vermuthlich weil er ihm eine geheime Kraft zutraute, ihn hier glüklich, dort selig zu machen.

Indem man sich der freyen Reichsstadt Aachen nähert, bekömmt zum erstenmal wieder eine Gegend zu Gesicht, welche durch ihre Grösse, Mannigfaltigkeit und Schönheit an sich zieht. Es ist ein großes Thal, in welchem sich verschiedene Hügel sanft erheben, auf denen und zwischen denen die ansehnliche Stadt mit ihren glänzenden Schieferdächern hervorschimmert. Gegen Südwesten, Westen und Norden ist sie mit mäßigen Bergen

und Hügeln umgeben; gegen Südosten aber dehnt der höckerichte Kessel, worinn sie liegt, sich zu einer weiten, sehr fruchtbaren und vortreflich angebauten Ebene aus, die in der Ferne von einem schwarzen Gebirge, begränzt wird.

An Volksmenge kömmt diese Stadt ungefähr mit unserm Braunschweig überein, ohngeachtet sie ihrem Umfange nach kleiner ist. Sie hat nemlich zwischen 3 bis 4000 Häuser und zählt gleichwol ungefähr 25000 Einwohner. Die Häuser sind von Baksteinen; die Straßen, wie in allen alten Städten, zum Theil krumm und unregelmäßig, das Pflaster ziemlich schlecht, und das Gehen auf demselben, wegen der hügelichten Lage des Orts, sehr ermüdend.

Zu dem größten natürlichen Reichthum dieser Stadt zählt man die in derselben und nahe bey ihr, zu **Burscheit**, befindlichen mineralischen Quellen, die eine Menge von Fremden, und mit ihnen viel Geld in ihren Schoos locken. Ich bin aber sehr geneigt zu glauben, daß gerade dieser Umstand der guten Stadt mehr zum Unglük als zum Segen gereicht. Man weiß nemlich, daß da, wo Gesundbrunnen sind, sich nicht blos hülfsbedürftige Kranke, sondern auch schlechtes Gesindel aller Art und aus allen Ständen — Spieler, Gauner, üppige Tagdiebe und Wollüstlinge beyderley Geschlechts — einzufinden, und eine pestilenzialische Ansteckung der Sitten zu verursachen pflegen. Wie sehr dies leider! auch zu

Aachen der Fall sey, ist allgemein bekannt. Auch leuchtet es aus ihrer zerrütteten Verfassung, aus ihrem gänzlichen Mangel an patriotischen Anstalten zur Kultur und Veredlung der Menschheit, aus ihren inneren Gährungen, aus der Armuth eines Theils ihrer Einwohner, aus der auf ihren Strassen und in ihren Kirchen herrschenden fürchterlichen Betteley, und aus ihrem ganzen öffentlichen Verfall so deutlich hervor, daß es nicht verkannt werden kann. Gelderwerb ist zwar an und für sich recht gut; aber wo er auf Kosten der Sitten und ohne Fleiß und Mühe geschieht, da macht er weder reich noch glüklich. Er macht vielmehr arm und elend.

Um zu bemerken, was für eine Menschenzucht hier aus allen Gegenden und Ländern her zusammenströmt, darf man in die sogenannte neue Redoute gehn. Dies ist ein zum Spiel und zu andern Vergnügungen für die Brunnengäste errichtetes prächtiges Gebäude, worinn das leidige Handwerk, sich einander durch Hülfe der Glüksspiele zu plündern und an den Bettelstab zu bringen, unter obrigkeitlichem Schutze geübt wird. *) Hier sieht man in Sälen, die mit königlicher Pracht verziert sind, große Gesellschaften beyderley Geschlechts und aus allerley Volk um große grüne Spieltafeln versammelt, und darunter Gesichter, denen weiter nichts, als der ein=

*) Bisher hatte der Magistrat dieses schändliche Gewerbe einer Gesellschaft von Spielern für 4000 Thlr. verpachtet.

eingebrannte Galgen fehlt, um gleich beym ersten Anblicke mit völliger Ueberzeugung zu wissen, zu welcher verworfenen Klasse von Menschen sie gehören. Es ist für Jeden, der an moralischen Gefühl nicht selbst schon gänzlich abgestumpft ist, unmöglich, es in der Athmosphäre dieser Leute lange auszuhalten.

Die innern Gährungen der Stadt waren vor einigen Jahren so weit gediehen, daß der Kayser und das Reich zutreten mußten, um ihrem Untergange vorzubeugen. Seit dieser Zeit hat sie eine Besatzung von Pfälzischen Truppen; und drey Minister der kreisausschreibenden Fürsten und Directoren des westphälischen Kreises — des Königs von Preussen, als Herzogs von Cleve, des Churfürsten von Cöln, als Bischofs zu Münster, und des Churfürsten von der Pfalz, als Herzogs zu Jülich — sind hierhergesandt worden, um die eingerissenen großen Mißbräuche und Unordnungen abzustellen. Von Preußischer Seite ist unser Freund, der Hr. Geheime-Rath von Dohm hier. Man weiß, daß dieser, der durch seinen Kopf, durch seine großen und lichtvollen Staatseinsichten und durch seinen edeln Charakter eben so sehr, als durch seine Sendung den unmittelbaren Beruf dazu hat, an einer neuen, auf Vernunft und Recht gegründeten Constitution für diesen kleinen Freystaat arbeitet, die aller Wahrscheinlichkeit nach ein Muster von vortreflicher Staatsverfassung werden und den gesunkenen Wohlstand von Aachen wieder herstellen wird.

Das Gebiet dieser Stadt macht nicht völlig zwey Quadratmeilen aus; allein sein prächtiger Name ersezt, was an Umfang ihm abgeht. Es wird das Reich oder das Reich von Aachen genannt. Die Staatseinkünfte dieses Reichs betragen gleichwol 100,000 Thlr. Die Staatsschulden desselben wären eines noch grössern Reiches würdig; sie belaufen sich nemlich auf eine volle Million. Wozu dieses Geld verwandt sey? — läßt sich schwer errathen. Oeffentliche Anstalten zur Verbesserung der Erziehung; zur Beförderung des Kunstfleisses: zum Flor der Stadt und ihrer Bürger überhaupt, können wol wenig Antheil daran gehabt haben: denn nach diesen sieht man sich hier vergebens um. Nicht einmal den für einen so beträchtlichen Ort so nöthigen Aufwand einer nächtlichen Erleuchtung hat man hier gemacht. Woher doch also eine ganze Million Schulden?

Man sieht, daß das, was ich oben sagte, wahr sey: daß alles Geld, ohne redlichen Fleiß und auf Kosten der Sittlichkeit erworben, nicht einmal reich, vielweniger Glüklich mache.

Hätte Aachen keinen Gesundbrunnen; strömten ihm also auch nicht so viel Taugenichts aus der Nähe und aus der Ferne zu; oder kehrte es sich an diese Taugenichts nicht und verkaufte ihnen nicht das Recht, Bürger und Ausländer innerhalb seiner Mauern unter obrigkeitlichem Schutze zu plündern; suchte es vielmehr seinen wichtigen Fabriken

briken durch Wegräumung der denselben im Wege liegenden Hindernisse abzuhelfen, und sorgte es endlich für eine bessere Erziehung und Unterweisung seiner Jugend: so würde es reich und glüklich seyn. Dies alles wird nun auch vermuthlich durch die neue Verfassung, der man entgegen sieht, bewirkt werden. In Ansehung der schändlichen Spiele hat man schon jezt, so weit es dermalen möglich war, einen glüklichen Anfang gemacht. Man hat sie nemlich, bis zum Ablauf der Pachtjahre, dahin eingeschränkt, daß nur Fremde, aber nicht die Einwohner der Stadt, und auch jene nur zu gewissen festgesezten Zeiten diesem unsittlichen Geschäfte obliegen dürfen.

Die wichtigen Fabriken dieses Orts, welche noch viel wichtiger seyn könnten, als sie bis jezt waren, sind vornemlich Tuch- und Nadelnfabriken. Das hiesige Tuch ist von vorzüglicher Güte, und wohlfeiler als das französische und holländische. Daher kömmt es, daß es von französischen und holländischen Handelsleuten in beträchtlicher Menge abgekauft, und dann unter ihrer eigenen Firma, als französische und holländische Waare nach den entferntesten Ländern, besonders nach Rußland, stark versandt wird. Allein des großen Absatzes ohngeachtet, können diese Fabriken in Aachen selbst doch nicht sehr emporkommen. Zwey Haupthindernisse liegen dem Flor derselben im Wege, nemlich: Intoleranz und unvernünftiger Zunftzwang. Die herrschende Religion des Orts ist die katholische; und den protestantischen Manufacturisten

wird der Aufenthalt hieselbst so sehr erschwert und verleidet, daß sie ihren Fleiß und ihr Vermögen lieber nach den angrenzenden freyen Generalitätslanden tragen, als sich zu Aachen drücken und verfolgen zu lassen. Der unvernünftige und schädliche Zunftzwang aber, dem hier alle Arbeiter unterworfen sind, besteht darinn, daß jeder Meister, Schuster, Schneider u. s. w. nicht mehr als vier Gesellen halten, jeder Tuchweber nur auf vier Stühlen arbeiten lassen darf. Wenn man sich eigentlich in der Absicht hinsezte, um etwas recht Widersinniges, allen Kunstfleiß Tödtendes und den Wohlstand einer Stadt Beschränkendes auszugrübeln: so zweifle ich, daß man etwas Zwekmäßigeres, als diese Zunftgesetze, dazu ersinnen könnte. Und doch hat man sie nun schon so lange und bis auf diesen Tag unabgeändert beybehalten. Die Folge davon war, daß die begüterten Unternehmer, die bey ihren Manufacturen ins Große zu gehen wünschten, sich gezwungen sahen auszuwandern und ihre Anlagen in der Nachbarschaft auf holländischen Grund und Boden zu machen. So entstand z. B. zu Vaels, einem nicht weit von hier, in den Generalitätslanden liegenden Dorfe, die große und überaus sehenswürdige Tuchmanufactur des Herrn von Klermondt; zu der wir diesen Nachmittag eine sehr angenehme Fahrt in Gesellschaft unserer gütigen Freunde machten. So entstanden andere Fabriken an andern benachbarten Orten, die Aachen, wenn es gewollt hätte, alle innerhalb seiner Mauern hätte vereinigen können. Welch ein Eigensinn, dieses nicht gewollt

zu haben! Aber auch diesem großen Gebrechen der hiesigen Verfassung wird nunmehr vermuthlich abgeholfen werden.

Wir besahen heute auch noch den hiesigen Münster, d. i. die Domkirche und das Rathhaus. Beyde sind sehr sehenswürdige Gebäude. Jenes besteht aus zwey Theilen, einer noch von Carl dem Großen herrührenden großen Rotunde, als dem eigentlichen Dom, und einem daran gebauten Chor, welches so groß ist, daß es eine ansehnliche Kirche für sich ausmachen könnte. Dieses leztere zeichnet sich durch eine so ausserordentliche Erleuchtung aus, daß man geneigt ist, es innerhalb dieses hohen Gebäudes heller, als unter freyem Himmel mitten im Sonnenschein zu finden. Die Täuschung rührt vermuthlich von dem Contrast her, der in dieser Betrachtung zwischen dem schwächer erleuchteten runden Hauptgebäude und diesem länglichten Chore herrscht, dessen Seitenwände mehr Fenster als Mauer sind.

So betroffen man hier durch den ungewöhnlich hohen Grad von Licht ist, eben so sehr, nur auf eine andere Weise wird man in dem ehrwürdigen und erhabenen Dom zu Metz durch das heilige Dunkel gerührt, welches denselben erfüllt, und welches daher rührt, daß die sämmtlichen Fensterscheiben desselben bemahlt und die Wände unter dem Pinsel der Zeit beynahe schwarzgrau geworden sind. Hier zu Aachen glaubt man, beym Eintritt auf das besagte Chor, in eine

höhere

höhere Lichtregion, dort in das verhüllte Allerheiligste zu treten, wo es dem Sterblichen noch nicht vergönnt wird, klar zu sehen. Durch beydes fühlt man sich, ich weiß nicht wie, bewegt und zu höhern Empfindungen gestimmt, welche der Absicht des Gebäudes angemessen sind.

Die Bettler haben hier, wie zu Cöln, in den Eingängen und Hallen der Kirche ihre gepachteten oder gar erblichen Stellen, auf denen ihnen erlaubt ist, die Eingehenden und Ausgehenden bis zur höchsten Unverschämtheit zu belästigen.

Das Rathhaus ist gleichfalls ein sehenswürdiges, obgleich nicht modernes Gebäude. Ein Thurm desselben soll noch von dem Bruder des Kaysers Nero herrühren, welcher bekanntlich in der Mitte des ersten Jahrhunderts lebte, so daß dieser Thurm, wenn es mit der Sage seine Richtigkeit hätte, nicht weniger als siebenzehen Jahrhunderte zählte. Sicherer als dieser historischer Umstand ist der, daß die Mauer, womit Carl der Große diese Stadt vor ungefähr tausend Jahren umgab, zum Theil noch jezt, wiewol im Verfall und innerhalb der Stadt zu sehen ist, die seit einiger Zeit ihre Grenzen ansehnlich erweitert hat. In dem Rathhause sieht man den Saal, in welchem im Jahr 1748 der berühmte Aachener Friede geschlossen ward. Er ist mit den Bildnissen aller der Gesandten geziert, welche bey diesem Friedensschlusse beschäftiget waren.

Vielleicht wirst du dir gefallen lassen, auch noch dieses für eine Merkwürdigkeit von Aachen anzunehmen, daß der Rathhausaufwärter, der uns herumführte, im vergangenen Jahre — Rathsherr gewesen war. Dieser Fall ist hier gar nichts Ungewöhnliches. Die Glieder des Raths werden alle Jahr von neuem gewählt; und jeder Bürger, weß Standes er auch immer seyn mag, ist wahlfähig. Dies mag nun an sich recht gut seyn; allein einige aristokratische Familien wußten es durch Bestechung und ungebührlichen Einfluß dahin zu bringen, daß sie selbst jedesmal zuerst, dann nach ihnen größtentheils solche armselige Subjecte gewählt wurden, die sie lenken und leiten konnten, wohin sie wollten. Dieser schreyende Mißbrauch veranlaßte endlich einen Aufstand der Bürgerschaft, wobey es zu blutigen Auftritten kam, und dieser bewirkte die kayserliche Commißion, die die verwirrten Angelegenheiten der Stadt nunmehr wieder in Ordnung bringen soll.

Diejenigen, welche bey diesem Aufstande sich am thätigsten bewiesen, waren die sogenannten Knüppelleute; d. i. die armseligen Bewohner der Jakobsstrasse, die von dem Werkzeuge, womit sie so geschikt und nachdrüklich umzugehn wissen, den Namen erhalten haben; ein furchtbares Menschengeschlecht, daß zum Zanken und Zuschlagen bey jeder Gelegenheit bereit ist, und dem daher Jedermann, wenn er klug ist, gern aus dem Wege geht.

Ich sagte oben, daß es schwer zu begreifen wäre, wozu dieser kleine Staat die Million angewandt habe, die er bey einer Einnahme von hunderttausend Thalern schuldig geworden ist. Einen Posten kann ich indeß nachweisen; und der ist dieser. Man stellt alljährlich eine feyerliche Proceßion an, wobey ein Bild Carls des Grossen herumgetragen wird. Diese Figur ist so eingerichtet, daß sie, sobald der Zug auf dem Marktplatze angekommen ist, den Kopf — ich weiß nicht durch welches Maschinenwerk — nach dem Rathhause dreht. Diese Figur ist mit einer ungeheuren Perrucke geziert, und diese muß alle Jahr zu besagter Feyrlichkeit neu gekräuselt werden. Der Haarkräuseler, der dies zu verrichten die Ehre hat, empfängt dafür, nach einmal festgesezter Taxe, wenn ich recht gehört habe, zehn Reichsthaler; und diese Ausgabe steht in den jährlichen Staatsausgaben oben an. Die Berechnung derselben hat daher immer zur ersten Rubrik:

Carl des Grossen Perrücke zu frisiren 10 Thlr.

So klein übrigens das Reich von Aachen auch ist; so hat es doch, was vielen größern Reichen fehlt, auch Bergwerke, nemlich Eisen- Bley- Schwefel- Chalmey- und Steinkohlengruben. Diese Bergwerke könnten aber, wie man sagt, noch viel besser benuzt werden, als sie bisher benuzt worden sind; eine Sache, die ich dahin gestellt seyn lasse. Die hiesigen Steinkohlen werden übrigens zu den besten gezählt.

Dies

Dies von Aachen. Das nächste mal schreibe ich aus Spaa, wohin wir Morgen abreisen. Zu unserm grossen Misvergnügen, wiewol mit inniger Theilnehmung, haben wir hier erfahren, daß die braven Pariser uns doch schon zuvorgekommen sind und den Vorhang zu dem großen Stücke, welches sie aufführen werden, und dem so wir herzlich gern von Anfang an beygewohnt hätten, bereits wirklich in die Höhe gezogen haben. Ganz Paris soll unter den Waffen, die Bastille erobert seyn. Die Köpfe der aristokratischen Tyrannen sollen wie Mohnköpfe fliegen, und die königlichen Truppen das Hasenpanier ergriffen haben. Freue dich, liebe Lotte; vier und zwanzig Millionen Sclaven werden das Joch der Unterdrückung muthig abschütteln, und aus gemißhandelten Lastthieren Menschen werden! Wohl uns, daß wir diese grosse Weltbegebenheit erlebt haben! Meine Gefährten und ich eilen, so sehr wir können, um wenigstens den zweyten Act derselben anzusehn.

Vierter Brief.

Spaa, den 27. Jul. 89.

Ich fahre fort, mein liebes Kind, jede Stunde, die ich dem Schlaf und unserer Reise abkürzen kann, dazu anwenden, dasjenige für dich aufzuschreiben, was mir des Anmerkens würdig scheint, und wovon ich glauben darf, daß du es nicht ungern lesen werdest.

Wir kamen hier gestern Abend um neun Uhr an, nachdem wir von Aachen bis hierher den anmuthigsten Weg zurückgelegt hatten, der uns bis dahin auf unserer Reise vorgekommen war. Aber dieser Weg verdient, daß ich ihn in Gedanken noch einmal mache. Um dies zu thun, will ich ihn dir kurz beschreiben.

Sobald man Aachen verlassen hat, erhebt sich das Land zu einer beträchtliche Höhe, von der man in das sogenannte Reich dieser Stadt, und in die umliegende, von Bergen und Hügeln begrenzte Gegend, wie in einen grossen, doch nicht sehr tiefen Kessel hinabschaut. Da diese ganze schöne Landschaft mehr aus Gärten, Wiesen, Bäumen und Hecken, als aus offen liegenden Feldern besteht, so scheint sie von oben herabgesehn, mit schwarzbläulicher Touche gezeichnet und dabey stark in Schatten gelegt zu seyn, indeß die Stadt selbst, theils durch die hellern Farben ihren Häuser, theils

durch ihre glänzenden Schieferdächer, theils durch den hügelichten Grund, der sie trägt, aus diesem düster gehaltenen Grunde abstechend emporsteigt. Der Anblick hat für den, der durch Niedersachsen und Westphalen kam, wo er keine ähnliche Landschaft fand, etwas Neues und Angenehmes.

Man fährt nicht lange, so erreicht man das Limburgische Gebiet, welches bekanntlich größtentheils zu den östereichischen Niederlanden gehört. Einen kleinern Theil derselben besitzen die Holländer. — Hier fängt die erste schöne Kunststrasse an; die von hier an bis nach Paris ununterbrochen fortläuft. Diese ist zwar gepflastert, und nicht mit kleingeschlagenen Steinen oder Fußkies überschüttet; allein die Steine des Pflasters sind so regelmäßig gelegt und machen eine so vollkommene Ebene aus, daß man mit unbeschreiblicher Leichtigkeit darüber hinrollt..

Ohngefähr drey Stunden von Aachen liegt an dieser schönen Strasse ein Gasthof — Bel-oeil (Schönauge) genannt. Bis hieher begleiteten uns unsere Freunde von Aachen. Die Aussicht, welche man aus diesem, in einer hohen Gegend belegenen Hause genießt, und wovon es den Namen hat, ist unbeschreiblich schön. Auf der östlichen Seite desselben übersicht man das Limburgische, auf der westlichen die Generalitätslande nach Mastricht hin. Alle diese reichen Gegenden, welche fast gar kein Ackerland, sondern lauter Wiesen, Gärten und Gehölz enthalten, scheinen, von die-

sem hohen Orte her gesehn, ein tiefes unermeßlich grosses Thal zu seyn, welches durch unzählbare Hecken, die es nezförmig durchschneiden, und durch die Menge von Obstbäumen, welche man überall angepflanzt hat, in einer gar sonderbaren schwärzlichen und doch zugleich bunten Farbenmischung erscheint. Gegen Süd-Osten hin sieht man die Hauptstadt des Landes, **Limburg**, auf einem Hügel liegen, und weiter hin begränzt der hohe **Ardenner-Wald** — ein bis in diese Gegend fortlaufendes Gebirge, welche gegen dreyßig Meilen lang ist — den Horizont. Der grosse Reichthum dieses Landes besteht in fetten Wiesen und Weiden. Daher die schöne hiesige Butter und der fette Limburger Käse, der dir nicht unbekannt ist.

Nachdem wir an diesem angenehmen Orte eine vergnügte Mittagsmahlzeit gehalten hatten, mußten wir uns von unsern Freunden trennen. Sie fuhren nach **Aachen** zurük, und wir verfolgten unsern Weg nach **Spaa**. Hier muß man zugleich Abschied von unserer Muttersprache nehmen: denn von hier an hört man nichts mehr als Französisch oder den Flamännschen und Lüttícher oder Luiker Patois.

Der Weg läuft noch einige Stunden lang auf dem Rücken der nemlichen Anhöhe fort; und so oft die hohen Hecken, mit denen er eingefaßt ist, sich öffnen, genießt man jedesmal von neuem der grossen, sonderbaren und schönen Aussicht in die

auf

auf beyden Seiten liegenden schwarzbunten Ebenen und Thäler, die ich dir oben beschrieben habe.

Da, wo die Anhöhe sich zu senken beginnt, fährt man bey der Baronie **Libot** vorbey, deren schöne ganz zinnoberrothe Gebäude, mit blauen Schiefersteinen gedekt und mit weissen Staketen umgeben, zwischen grünem Gebüsch und Bäumen so grell und, ich möchte sagen, so lautlachend hervorschimmern, daß man, so lange man sie sehen kann, die Augen nicht davon loszureissen vermag.

In einem engen und ziemlich tiefen Thal zwischen dem Berge, auf dessen Rücken man bisher gekommen ist, und einem andern, der unmittelbar darauf folgt, liegt die Lüttichsche Stadt **Verviers**; *) die volkreichste Manufacturstadt, die ich je gesehn habe. Die unglaublichste Menge von wohlgekleideten Menschen, welche die Strassen der Stadt und die Spaziergänge neben derseben am Fuß des Berges erfüllten, ließ uns vermuthen, daß man eben mit irgend einem feyerlichen öffentlichen Aufzuge beschäftiget wäre, an dem die Bewohner der ganzen umliegenden Gegend Antheil nähmen; so unglaublich schien es uns, daß dieser kleine Ort eine so ungeheure Volkszahl enthalten sollte. Aber wir irrten uns. Es waren wirklich nur die Bewohner dieses einzigen Orts, die, weil es Sonntag war, ihre Häuser verlassen

 hat-

*) Ein kleiner Theil derselben liegt auf Limburgischem Grund und Boden, und gehörte also zur Zeit unsers Hierseyns noch dem Kaiser.

hatten, um auf den Strassen und Spaziergängen der frischen Luft zu geniessen. Man zählt in dieser kleinen Stadt, die wohl nicht über 5 — 600 Häuser enthalten kann, wirklich, wie man uns hier versichert, gegen 10,000 Menschen; eine Bevölkerung, die wol schwerlich ihres Gleichen hat, und die ich auf die Aussage der Einwohner hin anzunehmen Bedenken tragen würde, wenn nicht das, was ich mit eigenen Augen davon sahe, mir den Glauben aufgedrungen hätte, daß die Angabe wenigstens nicht weit von der Wahrheit abweichen könne.

Dieser Ort verdankt seine blühenden Tuchfabriken und den dadurch bewirkten Wohlstand, zum Theil wenigstens, dem in meinem vorigen Briefe erwähnten unvernünftigen Zunftzwange, den die Stadt Aachen sich aufgelegt hat. Dieser hat manchen Tuchfabrikanten, der seine Anlagen dort zu machen wünschte, aber nicht machen durfte, weil er ins Grosse gehen wollte, hierher gelenkt. Die Zahl derselben beläuft sich daher auf nicht weniger als achtzig. Die ausgebreitete Indüstrie und die ausnehmende Bevölkerung dieses Orts scheinen unsern Erdbeschreibern noch nicht recht bekannt geworden zu seyn, weil sie seiner nur so obenhin erwähnen, ohne sich auf eine nähere Beschreibung desselben einzulassen. *)

Nach-

*) Ich habe nachher gesehn, daß Hr. Normann in seinem geographisch-historischen Handbuche ihn genauer beschrieben hat.

Nachdem man von hieraus einen ziemlich hohen, langen und kahlen Berg zurükgelegt hat, senkt die Strasse sich zu einem engen und überaus romantischen Thale hinab, welches ununterbrochen bis nach Spaa führt. Man fährt hier zwischen einer doppelten Reyhe kleiner, aber rauhbewachsener und wilder Felsenberge hin, zwischen denen an mancher Stelle nur eben so viel Raum geblieben ist, als die Strasse und ein neben ihr hinrieselnder klarer und gaukelnder Forellenbach erforderten. Gegen Spaa zu wird diese Strasse bis zur höchsten Eleganz und fast bis zur Ueppigkeit schön. Sie hat zwar auch hier, wie vorher, ein Pflaster; aber ein Pflaster, wie man es sonst nirgends sieht. Es besteht aus völlig gleichen Steinen, ohngefähr von der Grösse eines Quadratfußes, die so regelmäßig gelegt sind, daß die Fugen derselben sich überall in geraden Linien durchkreuzen, und die dabey eine so platte und ebene Oberfläche haben, als wenn sie alle geschliffen wären.

Unser Einzug in Spaa hatte etwas sehr possierliches. So wie wir uns den ersten Häusern näherten, stürzte eine ganze Schaar von Menschen beyderley Geschlechts auf unsern Wagen zu, um uns ihre Dienste anzubieten. Einige schrien ob wir einen Friseur, Andere ob wir einen Bedienten, eine Wäscherin, eine Flickerin, einen Bartputzer u. s. w. beföhlen? Vergebens dankten wir ihnen für ihre zuvorkommende Güte; vergebens versicherten wir ihnen, daß wir alle diese Künste selbst besässen und keine Hülfe dabey bedürften:

nicht Einer ließ sich dadurch abschrecken; man verfolgte uns vielmehr, man hing sich an unsern Wagen, und fuhr fort seine Dienste immer von neuem wieder anzubieten; und so begleitete uns der Schwarm bis an, ja sogar bis in unser Absteigequartier und bis zu dem uns angewiesenen Zimmer hinauf, wo man uns noch eine gute Weile unaufhörlich beunruhigte. Unglükliche Menschen, die es für ein Allmosen ansehen müssen, wenn Jemand ihre Dienste anzunehmen beliebt!

Spaa liegt in einem Thal von felsichten Bergen umgeben, die diese kleine Gegend ungemein malerisch machen. Zwey derselben, welche einen Winkel bilden und so einen Theil des Orts ganz nahe einschliessen, sind durch eingehauene Terrassen verschönert worden, auf welchen man künstliche Gartenstücke angelegt hat. Das Erdreich dazu mußte erst hinaufgetragen werden. Diese mit einem zierlichen Flechtwerk eingefaßten Erdstufen nebst einer Cabane, die auf dem Gipfel des einen Berges und einem Tempel, der auf dem andern hervorragt, geben diesen wilden Steinmassen ein cultivirtes und überaus angenehmes Ansehn. Die eben erwähnte romantische Hütte, nebst der darunter befindlichen Gartenanlage, wird Annette & Lubin genannt.

Die freygebige Natur hat diesen Ort — der ohngefähr 200 Häuser enthält — mit fünf mineralischen Quellen begabt, deren jede etwas Eigenthümliches hat, wodurch die eine diesem, die andere

andere jenem Kranken vorzüglich heilsam wird. Nur eine derselben ist in dem Orte selbst; die andern alle liegen in einer Entfernung von ungefähr einer halben Stunde an und zwischen den Bergen umher. Fast alle Brunnengäste beyderley Geschlechts pflegen den Weg dahin zu Pferde zu machen. Die Landleute der Gegend unterhalten zu dem Ende eine Menge kleiner und niedlicher Klepper, die so munter und dabey so bequem und sicher traben, daß selbst der ungeübteste Reuter bergauf bergab über Stock und Steine damit jagen kann.

Bey einer der Quellen — la Soveniere genannt — sieht man eine kleine englische Gartenanlage, die deswegen merkwürdig ist, weil königliche Kinder sie, zum Theil wenigstens, eigenhändig gemacht haben. Als nemlich vor einigen Jahren die **Prinzeßin von Orleans** das Wasser dieser Quelle trank, und dadurch wieder hergestellt ward, wollten die Kinder derselben, die sie bey sich hatte, ihre Dankbarkeit dadurch an den Tag legen, daß sie die wilde Waldgegend um die Quelle her durch Anlagen verschönerten, die zum Theil ihr eigen Werk seyn sollten. Sie nahmen daher Schaufel, Spaten und andere Werkzeuge zur Hand, und brachten mit Hülfe einiger Taglöhner, die nach ihrer Anweisung mit ihnen zugleich arbeiten mußten, einen kleinen englischen Garten zu Stande, bey dessen Eingange sie ein Denkmal mit folgender Inschrift errichteten.

A la reconnoiſſance,

Les eaux de la Soveniere ayant retabli la ſanté de Mad. la Princeſſe *d'Orleans*, ſes Enfans ont voulu embellir les environs de cette fontaine. Ils ont tracé eux-mêmes les routes, enlevé les pierres, planté les fleurs & arbuſtes, & ils ont defriché ce bois avec plus d'ardeur & d'aſſiduité, que les ouvriers, qui travailloient ſous leurs ordres.

Auch hier, wie an allen andern Orten, wo Geſundbrunnen ſind, herrſcht das Unweſen der Glüksſpiele und zugleich eine ſo ausgelaſſene Ungebundenheit der Sitten, daß man zweifelhaft wird, ob man dem Lande, dem die Natur das Geſchenk einer vorzüglich wirkſamen mineraliſchen Quelle machte, dazu Glük wünſchen, oder vielmehr ſein Beyleyd darüber bezeigen ſoll. Hier wird jenes Unweſen dadurch noch viel auffallender, daß ein fürſtlicher Prieſter — der **Biſchof von Lüttich**, dem Spaa gehört — es nicht nur erlaubt, es nicht nur ſchüzt, ſondern auch einen beträchtlichen Erwerbzweig **für ſich ſelbſt**, ja ſogar ein Monopol daraus macht, und mit ſeinen Ständen, die ihm dieſen Alleinhandel ſtreitig machen, in einen Prozeß darüber verwickelt iſt, der, wenn er ſich auch zu ſeinem Vortheil entſcheiden würde, welches doch nicht wahrſcheinlich iſt, ihm doch nimmermehr einen neuen Zuwachs weder an geiſtlicher Würde noch an weltlicher Ehre bringen kann. Welch ein Abſtich in dem

dem Betragen dieses fürstlichen Seelenhirten mit dem Betragen desjenigen, dessen Stelle er vertreten soll! Christus stieß die Tische der Wechsler um, welche noch lange keine Farotische waren: und seine Stellvertreter errichten Spieltische, woran die frommen Christenleute sich nach Gefallen einander plündern dürfen, wenn nur ein Theil des Raubes in die Tasche ihrer Seelenhirten fällt! Christus sagte: selig sind die Armen, und blieb selbst arm; seine Nachfolger sagen auch: selig sind die Armen; aber sie sagen es nur für Andere, um das Geld derselben in ihre eigne Hirtentasche zu locken. Christus lehrte: man kann nicht Gott und dem Mammon dienen; seine Stellvertreter zeigen das Gegentheil: sie dienen Gott oder vielmehr dem Aberglauben am Altar, und dem Mammon, indem sie Farotische privilegiren. Ich mag die traurige Parallele nicht weiter ziehen.

Die Gebäude, welche man hier zum Behuf der Glükspiele und zugleich für die unschuldigen Vergnügungen der Brunnengäste errichtet hat, und deren eins das **Vauxhall**, ein anderes die **neue Redoute** heißt, enthalten Säle, die an Grösse, Pracht und Geschmak einem königlichen Pallaste keine Schande machen würden. Hier versammlen sich Vormittags und Abends die Brunnengäste ohne Unterschied des Standes, und jeder findet daselbst, was seinem Herzen gelüstet — Erfrischungen aller Art, Musik, Tanz, Gesellschaft, Spiel. Das bunte Gewimmel in diesen Sälen, die mannigfaltigen Physionomien, Trachten

ten und Sitten, besonders der karikaturmäßige Ausdruck der Leidenschaften auf den Gesichtern der Glükspielen, gewähren dem Beobachter ein sehr unterhaltendes Schauspiel.

In der benachbarten Abtey Stablo schielte man lange schon mit neidischen Augen auf die Goldklumpen hin, unter denen die grossen Spieltafeln dieser Säle sich krümmen. Man sann auf Mittel, wenigstens einen Theil davon über die Grenze des Bisthums in die Abtey zu leiten, die, weil sie gleichfalls geistlich ist, wol auch einen gegründeten Anspruch darauf machen zu dürfen glaubte. Das Mittel ward gefunden; ob es aber die gehofte Wirkung thun werde, steht noch dahin. Man erbaute nemlich auf der Grenze, ungefähr eine Stunde von Spaa, mitten auf einem flachen, öden, kahlen und unfruchtbaren Berge eine neue Redoute, und widmete dieselbe den nemlichen sittlichen und unsittlichen Vergnügungen, für welche die zu Spaa bestimmt sind. Die Eröfnung dieses Hauses fiel gerade in die Zeit unsers Hierseyns. Stelle dir den sonderbaren Anblik vor, mitten in einer sehr unfruchtbaren, öden und kahlen Gegend, wo der magere und steinigte Boden nicht einmal Gesträuch und wilde Bäume hervorzutreiben vermag, ein einzelnes grosses Spiel- und Tanzhaus zu finden, das von Musik erschallt. —

Oerter, wo berühmte Gesundbrunnen sind, bieten demjenigen, der seine Menschenkenntniß zu erweitern wünscht, sehr bequeme Standpunkte

dar.

dar. Hier sieht man Menschen aller Stände, aller Sekten, jeglichen Alters, aus mancherley Völkern und von jeglicher Gemüthsart. Hier herrscht zugleich eine solche Ungebundenheit und eine so ausgedehnte Toleranz in Ansehung der Sitten, daß man sich wenig Mühe giebt, sich anders zu stellen, als man ist, und daß man daher Manche wirklich so zu sehen bekömmt, wie sie sind, nicht so, wie sie zu Hause und in ihren gewöhnlichen Verhältnissen zu scheinen sich bemühen. Hier sieht man zugleich alle Arten von menschlichem Elend und zwar im schauderhaften Abstiche mit allen Arten von Ueppigkeit und Uebermuth — schimmernde Pracht und eckelhafte Lumpen; Gesunde, welche nur des Vergnügens wegen hier sind, und mitleidswürdige Kranke und Gebrechliche aller Art; heitere und fröhliche Vollmondsgesichter, und Wangen, welche von Kummer blaß, von Schmerzen und Verzweiflung verzerrt und entstellt sind; Leute, die ihre Gesundheit durch Ausschweifungen jezt erst untergraben wollen, und Andere, die ihre vergangenen Ausschweifungen beseufzen, und die Leiden, die sie dadurch zugezogen haben, durch das mineralische Wasser wegzuspülen suchen; Reiche, die im Ueberflusse darben, und Arme, die bey aller ihrer Dürftigkeit oft viel glüklicher sind, als sie. Unter den Bettlern, deren es hier, wie an allen dergleichen Oertern, eine gar grosse Menge giebt, fiel besonders Einer auf, der zu Esel war, und auf diesem die Vorübergehenden verfolgte. Ein Anderer, der auch nicht gut zu Fuß seyn mogte, ließ von

seinem

seinem Kameraden sich den Leuten auf einem Schubkarren nachschieben.

Die Preise der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse, sind hier ungemein hoch gestiegen. Für eine Mahlzeit an öffentlicher Wirthstafel bezahlt man 1 Thaler, den Wein ungerechnet; läßt man sich aber das Essen auf sein Zimmer bringen: so muß man — es sey Mittag oder Abend — zwey Gulden dafür erlegen.

Von Kunstfleiß habe ich hier, ausser einer Lackierfabrik, worinn man Etui's, Dosen, Kästchen und dergleichen macht, nichts bemerken können. Die mineralischen Quellen, und die dadurch herbeygelokten Fremden ernähren den Ort.

So viel von Spaa. Morgen mit dem Frühesten reisen wir nach Lüttich ab. Da wir an diesem Orte zu übernachten gedenken: so schliesse ich diesen Brief noch nicht, sondern nehme ihn mit dahin, um dort erst noch diejenigen Bemerkungen hinzuzufügen, die wir morgen zu machen Gelegenheit haben werden.

Lüttich, den 28. Jul. 89.

Der Weg von Spaa bis hier gehört gerade nicht zu den angenehmsten. Er beträgt nur 7 Stunden — denn in allen diesen Gegenden diesseits des Rheins wird nicht mehr nach Meilen, sondern nach Stunden oder französischen Meilen *) gerech-

*) Das Verhältniß der französischen Meile (Lieuë) zu der deutschen ist dieses: daß fünf von jenen drey von diesen ausmachen.

gerechnet — allein er kam uns beynahe so lang vor, als wenn es eben so viel Meilen betragen hätte. Das rührte nur zwar theils von dem kalten und regnigten Wetter, welches uns die Fenster aufzuziehen nöthigte, theils aber auch von den unfruchtbaren und kahlen Bergen her, über welche unsere Strasse lief. Die Armuth dieser nakten Berggegenden an reizenden Naturscenen, und die neblichte Luft, welche uns jede Aussicht in die Ferne abschnitt, liessen es uns nicht sehr bedauern, daß wir den größten Theil dieser kleinen Tagreise bey zugemachten Fenstern machen mußten. Der Weg selbst ist, wie hier alle Wege sind, eine schön gepflasterte Kunststrasse.

Je langweiliger aber diese Fahrt, ihrem grössern Theile nach, für uns war, desto mehr wurden wir durch den Anblik der grossen, ungemein prächtig in die Auge fallenden Stadt Lüttich und der ganzen herrlichen Gegend überrascht, worinn sie liegt. Stelle dir ein fruchtbares, reizendes, ringsumher mit lachenden Bergen und Hügeln, auf welchen Lusthäuser, Klöster und Schlösser prangen, schön begränztes Thal vor, durch welches ein prächtiger Strom, die Maaß, sich windet; vor dir und zwar an einen Berg gelehnt, die grosse Stadt Lüttich, die ihre unzählbaren Thürme gen Himmel strekt; das ganze, ohngefähr eine Quadratmeile in sich fassende Thal und die Seiten der dasselbe umgebenden Berge und Hügel mit schimmernden Gebäuden besäet, welche beynahe der ganzen Gegend das Ansehn einer einzigen unermeßlich grossen Stadt geben! Doch dies

alles

alles wird sich nachher besser von oben herab beschauen lassen. Jezt führe ich dich in die Stadt.

Hier wird dir um Luft bange. Die Strassen sind grossentheils so eng, so schmutzig und so volkreich, die Gebäude so hoch und so schwarz von Kohlendampf, daß einem wirklich ganz beklommen darinn wird. Die Zahl der Einwohner wird auf 80 — 100,000 geschäzt. Es giebt hier Gassen, in denen kaum zwey Fußgänger, die etwas wohlbekleidet sind, neben einander vorbeykommen können; viele andere haben nur eben so viel Breite, als erfordert wird, um zwey Wagen, die sich einander begegnen, durchzulassen. Die ganze Stadt scheint im Rauch gehangen zu haben und noch jezt darinn zu hängen. Dies rührt von den Dämpfen der Steinkohlen — der gewöhnlichen Feuerung des Orts und dem vorzüglichsten Naturprodukt dieser Gegend — her, die, weil sie öligter, dicker und schwerer, als Holzrauch sind, nicht so leicht in die Höhe steigen und sich stärker und schwärzer an die Gebäude hängen.

Das Voklsgetümmel in den engen Strassen dieser Stadt ist sehr groß, noch grösser die Armuth, die darinn zu herrschen scheint. Selbst für uns, die wir doch über Paderborn, Aachen und Spaa gekommen waren, wo wir schon die Ideale schlechter Armenanstalten gesehn zu haben glaubten, hatte dieser Anblik noch etwas auffallendes: wie muß er nicht erst solchen Reisenden vorkommen, welche minder darauf vorbereitet wurden? Man sieht sich nicht blos überall von

Bett=

Bettlern verfolgt: sondern es scheinen hier auch ganze Strassen von Leuten bewohnt zu seyn, deren Zustand nahe an den der Bettler grenzt. Wir erstiegen z. B. diesen Nachmittag den Berg, auf dessen Gipfel die Citadelle liegt. Eine lange, steile und scheußlich gepflasterte Strasse der Stadt, welche sehr mühsam zu ersteigen ist, führt dahin. Die Bewohner dieser Strasse scheinen größtentheils von Kantenknöppeln zu leben. Da dieses Geschäft nicht gerade innerhalb der Häuser errichtet werden muß: so sieht man fast vor jedem Hause die Familie, mit ihren Knöppelküssen, vor der Thür auf dem Strassenpflaster gelagert. Alle diese Familien nun schienen, ihrer Bekleidung und ihrem ausgehungerten Ansehn nach, zu urtheilen, sich in einem Zustande von grosser Dürftigkeit zu befinden. Kaum hatten wir diese armselige Bergstrasse zu ersteigen angefangen, als die Kinder aus den Häusern mit grossem Geschrey auf uns eindrangen, und um Allmosen flehten. Meine Gefährten hatten den Einfall, sie die Gabe, die sie verlangten, erst verdienen zu lassen. Sie sezten daher Preise für diejenigen unter ihnen aus, welche die lange und steile Strasse am geschwindesten hinauflaufen und den Gipfel des Berges zuerst erreichen würden. So entstand ein Wettlauf, der die Einwohner nicht wenig zu belustigen schien, und der uns von der lästigen Zudringlichkeit dieser kleinen Bettler einstweilen befreyte.

Auf den Bollwerken der Citadelle *) sieht man ringsumher in eine Landschaft hinab, welche die Phantasie selbst wol nicht mannigfaltiger, reicher und prächtiger malen könnte. Die weitläuftige Stadt mit ihren hundert Kirchen und Klöstern, der bischöfliche Pallast in derselben, die prächtig gebaute und reiche Abtey St. Laurent auf einer Anhöhe zur Rechten, das ganze lachende Thal rings um die Stadt herum, mit Meyereyen, Lusthäusern und Klöstern besäet, die malerischen Krümmungen der Maaß, die zwischen Bergen hervorschleicht und, nachdem sie die Stadt in zwey Hälften getheilt hat, die durch eine hohe maßive Brücke zusammenhängen, sich wieder hinter Bergen verliert, der schön bebaute Kranz von Anhöhen und Bergen ringsumher — dies alles zusammengenommen macht ein so reiches, grosses und schimmerndes Naturgemälde aus, daß man Stunden lang dastehn und es anstaunen kann, ohne sich satt daran zu sehen.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß viele der schönsten Gegenden in Deutschland von Seiten der Anmuth ihrer Lage oft am wenigsten bekannt sind; da hingegen andere, welche nicht halb so viel Naturschönheiten aufzuweisen haben, nicht selten allgemein gepriesen und bewundert werden. Dies ist z. B. der Fall mit Maynz und Lüttich. Ersteres steht überall in dem Ruf einer bewundernswürdigen Lage; lezteres habe ich, so viel ich

*) Die nicht, wie in einigen Geographien aus Irrthum gesagt wird, geschleift ist.

ich mich erinnern kann, von dieser Seite niemals loben hören. Und doch verdient jenes mit diesem kaum verglichen, geschweige denn ihm gar vorgezogen zu werden. Nähme man jenem den Rhein: so wäre seine Herrlichkeit dahin; bey diesem hingegen könnte seine schönste Zierde, die Maaß, allenfalls fehlen, und die Gegend, worinn es liegt, würde immer noch zu den vorzüglichsten gezählt zu werden verdienen. Aber ich merke, es geht den Landschaften wie den Menschen; ihr grösserer oder geringerer Ruf und die grössere oder geringere Achtung, worinn sie stehen, hängt oft weniger von ihren Vorzügen, als von zufälligen Ursachen ab. In einer kleinen Entfernung von dieser Citadelle sieht man das Dorf **Rocoux**, wobey 1746 eine Schlacht zwischen den Franzosen und Alliirten, unter dem **Marschall von Sachsen** und dem **Herzoge von Cumberland** vorfiel.

Beym Herabsteigen von der Citadelle mußten wir durch die nemliche armselige lange Strasse, durch welche wir hinaufgestiegen waren, wieder zurükkehren. Das Bild der Dürftigkeit stellte sich uns hier abermals so oft und so mitleidswürdig dar, daß es uns nothwendig zum Nachdenken und zu Nachforschungen über die Ursachen derselben einladen mußte; und diese liegen hier so tief eben nicht verstekt. Die katholische Religion, die überall, wo sie herrschend ist, die Betteley befördert, indem sie die Faulheit durch eine übertriebene Menge von Festtagen begünstiget,

get, und die mißverstandene Lehre von guten Werken häufig genug nur auf das Allmosengeben und auf die den Klöstern und Kirchen zu machenden Geschenke einschränkt; ferner die fürchterliche Menge von Klöstern in dieser Stadt, in denen ein Heer von Müßiggängern, auf Kosten des arbeitsamen Theils der Nation, sich mit dem Marke des Landes mästet; und endlich die fehlerhafte Verfassung dieses Staats, der seit hundert Jahren unter dem Druk des geistlichen Dospotismus seufzt — diese drey Ursachen zusammengenommen, sind mehr als hinreichend, einen völlig befriedigenden Aufschluß darüber zu geben. Seit 1684, da die bessere Verfassung dieser Nation von einem damals regierenden ehrsüchtigen Bischof umgestossen ward, lebt der Bürger- und Bauernstand in einem Zustande der Unterdrückung, den er wahrscheinlich nicht lange mehr aushalten wird. Die Geduld der Nationen hat einen gewissen Punkt, bis auf welchen sie sich spannen läßt. Unter demselben erträgt sie alles, weil die Menschen von Natur gutmüthig, besonders gegen ihre Beherrscher sind; wird dieser Grad aber überschritten, dann bricht sie Knall und Fall, und es ist um die ungerechte Herrschaft geschehn. Dieser Zeitpunkt scheint für Lüttich nicht mehr fern zu seyn; denn die Unzufriedenheit und die innern Gährungen in diesem Staate sind schon sehr hoch gestiegen. Vielleicht, daß wir bey unserer Rükkehr von dem Leichenbegängniß des französischen Despotismus einer zweyten Revolutionsfeyer in Lüttich und einer dritten in Brabant beywohnen

kön-

können. *) Aber unser Weg wird uns alsdann durch andere Länder führen; denn wir gedenken unsere Rükreise durch die schöne Campagne über **Mez** und **Maynz** zu nehmen.

Bey aller Armuth, welche hier unter der niedrigsten Volksklasse herrscht, faßt diese Stadt doch sehr viel Reichthum in sich, den man aber nur in den Häusern der höhern Geistlichkeit, in den Klöstern und bey den grossen Kaufleuten und Manufacturisten suchen muß. Unter diesen soll es hier mehr als Einen Millionär geben. Der Handel, welcher hier getrieben wird, ist sehr beträchtlich; noch beträchtlicher vielleicht das Manufacturgewerbe. Unter den Dingen, welche hier vorzüglich gut und in sehr grosser Menge fabricirt werden, zeichnen sich besonders allerley Messing- und Eisenwaaren, besonders Flinten, Degen und andere Gewehre, und gegerbtes Leder aus. Damit wird ein sehr weiter und ansehnlicher Handel, sogar nach andern Welttheilen hin, getrieben. Die rohen Materialien liefert das Land selbst.

Ueberhaupt muß man diesem Volke das Lob wiederfahren lassen, daß es ein sehr industriöses und lebhaftes Volk ist. Wäre dieses nicht, so würden die Beschränkungen, die es seit hundert Jahren an seinen Rechten und Freyheiten gelitten

 hat,

*) Diese Vermuthung traf in Ansehung Lüttichs geschwinder, in Ansehung Brabants ein wenig später ein, als der Verfasser damals glaubte. Es gehörte übrigens nicht viel politische Wahrsagekunst dazu, um beyde Staatsumwälzungen vorherzusehen.

hat, seinen Manufactur- und Handlungsfleiß schon längst erschlafft haben, und es würde dann kaum halb so bevölkert seyn, als es wirklich ist. Man rechnet, daß der Flächen innhalt dieses Landes nur etwas über 100 Quadratmeilen beträgt, und die Zahl seiner sämmtlichen Bewohner wird auf 220,000 geschäzt. Mithin fallen auf eine Quadratmeile gegen 2200 Bewohner, welches für einen geistlichen Staat und für ein Land, in welchem der dritte Stand unter einem harten aristokratischen und hierarchischen Drucke seufzt, schon eine sehr ansehnliche Bevölkerung ist.

Du kennst, meyne ich, den berühmten Tonkünstler Gretry; aber vermuthlich hast du bisher eben so wenig, als ich, gewußt, daß Lüttich seine Vaterstadt ist. Ich lernte dies hier, indem ich zugleich erfuhr, daß die Stadt, um sich für die Ehre, die dieser ihr Bürger ihr gemacht hat, dankbar zu beweisen, ihm ein Ehrendenkmal errichtet hat. Es besteht dasselbe aus seiner Büste, aus weissem Marmor gehauen, die auf dem hiesigen Theater aufgestellt worden ist. Es macht doch den Lüttichern Ehre, daß sie die Verdienste ihrer Landsleute zu schätzen wissen.

Ein Gebrauch, der bey Todesfällen in ansehnlichen Familien beobachtet wird, und den man schon zu Aachen sieht, verdient vielleicht, in Ermanglung anderweitiger Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche dieses Orts, die ich unsers kurzen Aufenthalts wegen nicht anstellen konnte, hier einen kleinen Plaz. An dem Hause, worinn Jemand gestorben ist, hängt hier — mich dünkt

ein ganzes Jahr lang — ein Schild aus, worauf das Wappen der Familie mit dem Worte steht: obiit (er starb) an dem oder dem Tage. Ob diese öffentliche Anzeige blos bey dem Tode des Hausvaters, oder auch bey dem Absterben anderer Glieder der Familie Statt findet, weiß ich nicht.

Um dir, mein liebes Kind, an einem Beyspiele zu zeigen, was in gewissen Ländern, wo Philosophie und gesunder Menschenverstand den Nebel der Vorurtheile und des Aberglaubens noch nicht zerstreuen konnten, heutiges Tages noch alles als **wahrhafte Geschichte** verkauft, gelesen und geglaubt wird, will ich den Plaz, der mir noch übrig ist, dazu anwenden, dir einige Brocken aus einer neuern Geschichte von Lüttich mitzutheilen. Dieser wahrhaften Historie zufolge leitet das Bisthum Lüttich seinen Ursprung unmittelbar von dem **Apostel Petrus** her. „Als dieser, sagt mein Geschichtschreiber, **den päbstlichen Stuhl zu Rom errichtet hatte**: so sandte er seine Glieder nach verschiedenen Theilen der Welt aus, um die Heiden zu bekehren und die Kirche zu gründen. Unter diesen befanden sich auch der heil. **Eucharius**, der heil. **Valerius** und der heil. **Maternus**, welche drey nach **Trier** gesand wurden. Als nun diese heiligen Personen auf dem Wege dahin waren, fügte es sich, durch Zulassung Gottes, **der seine Ehre vergrössern wollte**, daß der heil. Maternus an einem Fieber starb. Der Zufall ward dem heil. Petrus nach Rom gemeldet; und dieser schikte hierauf seinen Hirten-

 stab,

stab, mit dem Bedeuten, das man des Verstorbenen Leichnam damit berühren möchte. Dies war nicht so bald geschehen, als der heil. Maternus, ohngeachtet er schon seit vierzig Tagen im Grab gelegen hatte, flugs wieder ins Leben und zu einer vollkommenen Gesundheit zurückkehrte. Dieses Wunder bewirkte denn natürlicher Weise die Bekehrung vieler Heiden, die auf der Stelle getauft zu werden verlangten."

„Die drey frommen und heiligen Männer kamen nun zu Trier an, und errichteten daselbst ein Bisthum. Der erste Bischof war der heil. Eucharius; auf diesen folgte der heil. Valerius, und auf diesen endlich der heil. Maternus. Letzterer bekehrte von da aus die Heiden in der Stadt Tongern und legte allda ein neues Bisthum an; welches von da in der Folge nach Mastricht und von Mastricht endlich nach Lüttich verlegt ward. Mit der Verlegung des Bisthums von Tongern nach Mastricht gieng es so zu."

„Einer der Nachfolger des heil. Maternus, der heil Valentin, legte, da er sterben wollte, seinen Bischofsstab auf den Altar, und gebot seiner Heerde, ihm nicht eher einen Nachfolger zu ernennen, bis ihnen Gott eine Offenbarung darüber geben würde. Diese Offenbarung verspätete sich indeß ganzer sieben Jahre lang, und der bischöfliche Stuhl blieb also auch, vorbeschriebener maßen, so lange unbesezt. Endlich erfolgte das erwartete Wunder. Ein Engel nahm den Bischofs-

schofsstab vom Altar, und brachte ihn dem heil Servatius. Dieser wurde also Bischof. Nicht lange, so bekam derselbe ein prophetisches Gesicht. Er sahe im Traum, daß barbarische Völker hereinbrechen und die Stadt Tongern in einen Steinklumpen verwandeln würden; um ein ewiges Denkmal des göttlichen Zorns daraus zu machen! Klug und heilig wie er war, suchte er sich und die gebenedeyten Knochen seiner heiligen Vorfahren in Sicherheit zu bringen; er verlegte daher sein Bisthum von Tongern und Mastricht und nahm die heiligen Knochen mit. Es geschahe, was er voraus gesehn hatte; er aber und das heilige Gebein war in Sicherheit. Dieser heil. Servatius war ein Vetter unsers Heilandes. Denn **Anna**, die Mutter der gebenedeyten Jungfrau, hatte bekanntlich eine Schwester Namens **Esmeria**; diese gebahr **Elisabeth**, die Mutter des Täufers, nebst einem Sohn, den sie, wie Jedermann weiß, **Eliud** nannte. Dieser zeugte den **Emu**, und dieser den **Servatius** — wie fünf lateinische Verse — Gott weiß von wem — klar bezeugen, die unser Geschichtschreiber zum Beweise anzuführen nicht verabsäumt hat."

Hast du Lust noch mehr von dieser wahrhaften Historie zu hören? Gut, ich bringe sie dir mit; da magst du dich denn nach Belieben daraus erbauen. Du denkst vielleicht, es werde eine im funfzehnten oder sechszehnten Jahrhunderte geschriebene Legende seyn, die man heutiges Tages allenfalls nur dann noch liest, wenn man lachen will: aber mit nichten! Es ist eine Geschichte, die hier

erst vor fünf Jahren das Licht der Welt erblikt hat. Ihr Titel lautet: Abbrégé chronologique de l'histoire de Liege, jusqu' à l'année 1784. A Liege chez D. de Boubers 1784. Schande über die Feder, die unserm aufgeklärten Jahrhunderte einen solchen Kleks anhängen konnte!

Diese Nacht fahren wir von hier nach Brüssel ab. Schlaf du unterdessen wohl, liebe Lotte! Wenn du erwachst, sind wir schon in Brabant. Ich umarme dich mit väterlicher Innigkeit.

Fünfter Brief.

Brüssel, den 29 Jul. 39.

Wenn wir etwas furchtsamer wären, als wir sind, so schrieb ich dir, liebe Tochter, heute nichts von hier. Wir wären dann entweder in **Lüttich** geblieben, oder gar wieder umgekehrt. Höre, wie das zusammenhängt.

Gestern Abend um zehn Uhr kam die Brüsseler Post zu Lüttich an, und brachte fürchterliche Nachrichten von den Empörungen des Volks in Brabant mit. In zwei Städten, über welche der Weg von Lüttich nach Brüssel geht, zu **Tirlemont** nämlich und zu **Löwen** war der Aufruhr ausgebrochen. In beiden hatte der Pöbel verschiedene Häuser der Kaiserlichgesinnten geplündert; und in letzterer, worin eine Besatzung liegt, hatten die Soldaten acht Bürger, und unter diesen einen Fremdenn erschossen, der weiter nichts gethan hatte, als daß er von einem Hause zu einem andern quer über die Straße gieng, weil ihm das Verbot, daß Niemand ausgehen sollte, nicht zu Ohren gekommen war. Die Schilderung der furchtbaren Anstalten, die man in den genannten beiden Städten und zu Brüssel vorgekehrt hatte, um den Aufruhr zu dämpfen, klanaen wirklich sehr bedenklich.

Aber

Aber nicht für uns. Unsere Begierde, das Ringen der Völker nach Freiheit und ihr männliches Bestreben, sich wieder in den Besitz der ihnen geraubten Menschenrechte zu setzen, mit eigenen Augen zu beobachten, war zu stark, als daß sie nicht jede kleinmüthige Betrachtung leicht hätte überwiegen sollen. Das Jahr 1790 wird in der Geschichte der Menschheit eine neue Epoche machen. Was jetzt in Frankreich geschieht, und was in den östereichischen Niederlanden nächstens geschehen wird *) kann nicht ohne große segenreiche Folgen für die gesammte Menschheit in allen fünf Welttheilen bleiben. Wer wollte durch ein bischen Gefahr sich abschrecken lassen, solche merkwürdige Auftritte, wenn er Gelegenheit dazu hat, in der Nähe zu sehn?

Um indeß nicht leichtsinnig zu Werke zu gehn, hatten wir uns nicht nur zu Aachen und Lüttich von dem preussischen und französischen Gesandten mit Pässen versehen lassen; sondern wir beschlossen auch, uns von Lüttich bis Brüssel der ordentlichen Eilpost (Diligence) zu bedienen, in der Voraussetzung, daß man diese mehr, als ein eigenes Fuhrwerk, respectiren würde. Und so reiseten wir denn noch vor Anbruch des Tages in Gottes Nahmen ab.

Diese Fahrt war nicht die bequemste. Zwar sind die Wege hier überall so schön bepflastert, daß sie den Reisenden kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen; zwar gehören die Länder, durch welche

*) Und jezt, da dieses gedruckt werden soll; schon geschehen ist, aber eine sehr schlechte Wendung zu nehmen angefangen hat.

welche man fährt, an Fruchtbarkeit, Cultur und Bevölkerung zu den reichsten und schönsten in Europa: allein unser Fuhrwerk war mit Menschen aller Art dergestalt überladen, daß wir wirklich mehr aufeinander und in einander gepreßt, als neben einander saßen. Es ist doch gar nicht recht, daß man auf manchen Poststationen die Menschen für Heringe hält, sie wenigstens so behandelt, als hielte man sie dafür! Man hat, auch wenn man kein Postbeamter ist, doch auch Gefühle; und es will doch wahrlich etwas sagen, zwanzig französische Meilen hinter einander, besonders an einem sehr warmen Tage, so eingepreßt zu sitzen, daß man kein einziges seiner Glieder nach Willkühr bewegen oder nur in eine andere Lage bringen kann. Dies war unser Fall. Wir ertrugen indeß diese Beschwerde mit Geduld, theils weil sie nun einmal unvermeidlich war, theils weil wir es ganz billig fanden, daß wir, indem wir nach Ländern reiseten, wo man dem Drucke, worunter man bisher geseufzt hat, sich zu entwinden sucht, doch auch erst einen kleinen Vorschmack von dem Zustande bedrückter Menschen hätten. Wer mit den Fröhlichen sich freuen will, der muß erst mit den Leidenden gelitten haben.

Sobald wir die Grenze von Brabant erreicht hatten, stellte sich uns das natürliche Bild einer Regierung, die mit ihren Unterthanen im Kampf begriffen ist, um sie zu unterjochen, in seiner ganzen Unwürdigkeit dar. Wir fanden die Spannung der einander entgegen arbeitenden Kräfte auf beiden Seiten bis auf einen Grad getrieben,

trieben, der ein nahes Brechen verkündiget. Ueberall die höchstn Erbitterung über gewaltsam entrissene Rechte und Freiheiten auf der einen, und überall drohende militärische Gewalt, welche diese Erbitterung durch Erbitterung dämpfen will, auf der andern Seite. Weil ein zweiter Wetterstral, wie man sagt, oft wieder auslöschen soll, was der erste entzündet hatte: so hoft die hiesige Regierung, daß auch sie durch fortgesetzte Ausübung einer willkürlichen Gewalt, den Brand, den der Gebrauch einer solchen Gewalt erregt hat, wieder werde löschen können. Eitle Hofnung! Die Zeiten sind vorbei, da ein Volk, welches seine Schmach und seine Kräfte zu fühlen angefangen hat und nun jene zu tilgen, diese für sich selbst zu brauchen den Einfall bekömmt, durch Gewalt zurück gehalten werden könnte. Die Vernunft ist erwacht; mit ihr das Gefühl der Menschheit und ihrer Rechte; mit ihr die Einsicht in das natürliche Verhältniß, welches zwischen Volk und Regenten Statt finden muß, wenn der Zweck der Gesellschaft erfüllt werden soll; mit ihr die Unmöglichkeit, den Druck des Despotismus länger auszuhalten. Weise Fürsten, welche den gegenwärtigen Zustand der Menschheit zu beobachten und zu schätzen verstehn, werden die Zügel ihrer Regierung, wenn sie zu straff waren, freiwillig und noch zu rechter Zeit nachlassen, und sie werden dann an der Liebe und Treue ihrer Unterthanen gewinnen, was sie an unrechtmäßiger Alleingewalt aufgaben; unweise Fürsten, die das nicht wollen, werden sich dazu gezwungen sehn. —

Zu Tirlemont und Löwen fanden wir gegründet, was man uns gestern Abend davon verkündiget hatte. An beiden Orten stand eine Anzahl Häuser, welche despotischgesinnten Eigenthümern gehörten, ausgeplündert, mit eingeschlagenen Fenstern und Thüren da; ein warnendes Beispiel von der Wuth des Volks, die durch Ungerechtigkeiten gereizt wird! Beide Städte, besonders Löwen, scheinen, den fürchterlichen militärischen Anstalten nach zu urtheilen, Plätze zu seyn, die man so eben erst erobert hatte. Ueberall menschenleere Straßen und öffentliche Plätze; überall ausgestellte Schildwache zu Fuß und Reuter zu Pferde, die ihre Schwerter in der Sonne blitzen ließen; überall aufgepflanzte Kanonen, welche in völliger Bereitschaft stehen, auf den ersten Wink Tod und Verwüstung in die Stadt zu speien! Hier in Brüssel fanden mir es eben so. In Löwen hatte man sogar, damit kein Abschreckungsmittel fehlen mögte, auf dem Marktplatze Galgen errichtet, an denen Leitern standen und Stricke hingen, um die strengen Maßregeln, die man anzuwenden beschlossen hat, sogleich vollführen zu können. Aber wie wenig Abschreckendes hat der Tod für Leute, denen man das Leben verleidet hat! Tirlemont oder Tienen ist eine ganz artige und ziemlich beträchtliche Landstadt, die besonders einen so geräumigen und schönen Marktplatz hat, als man selten in den größten Städten findet. Man schätzt die Zahl ihrer Einwohner auf 7000. Außer dem Ackerban sind die vorzüglichsten.

Nah=

Nahrungszweige dieses Orts; Bier-brauereien, Woll-manufacturen, Salz- und Salpetersiedereien und Oelmühlen.

Löwen oder Louvain ist eine Stadt von größerer Wichtigkeit, und wär es ehemals noch mehr. Sie liegt an dem Flusse Dyl und an einem Kanal, den man von hieraus in die Rupel und durch diese bis in die Schelde fortgeführt hat. Die Zahl ihrer Einwohner, die von Einigen, vermuthlich zu hoch, auf 40,000 geschätzt wird, kann jetzt, besonders nach dem Abzuge der Universität, wol nicht über 30,000 seyn. Mehrere große und prächtige Gebäude, die sie in sich faßt, ziehen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Dazu gehören vornehmlich das außerordentlich schöne, obgleich in gothischem Geschmack erbaute Stadthaus und der prächtige Palast, den der Kaiser erst vor einigen Jahren zum Behuf des von ihm angeordneten neuen theologischen Seminariums bauen ließ; ein eben so schönes als weitläuftiges, aus drei großen Vierecken bestendes Gebäude, welches für 4000 Menschen Raum hat. Jetzt steht es leer, weil die Bischöfe des Landes sich dieser neuen Einrichtung widersetzten. Das schöne Stadthaus hat vor ähnlichen gothischen Gebäuden das Eigenthümliche, daß es, trotz der vielen Schnörkel und Zierrathen, womit seine Antlitzseite von unten bis oben ganz bedekt ist, doch einen sehr einfachen, großen und angenehmen Eindruck sogar auf denjenigen macht, dessen Geschmack nur bescheidene

Zierrathen ertragen kann und Simplicität, als die erste Bedingung seines Beyfalls verlangt. Die Festungswerke dieser Stadt sind so unbedeutend, daß sie nicht genannt zu werden verdienen.

Die vorzüglichsten jetzigen Nahrungszweige von Löwen sind: einige Wollen-manufacturen, ein starker Bierbrau und besonders der Speditionshandel, welcher darin besteht, daß die Kaufleute die auf Anderer Rechnung ihnen zugeschickten Waaren in Empfang nehmen, um sie nach dem Orte ihrer eigentlichen Bestimmung zu befördern, wofür ihnen denn ein gewisser Vortheil (Spesen) zu Theil wird. Ehemals war Löwen eine außerordentlich volkreiche und blühende Stadt; jetzt ist sie es nicht mehr. In einigen Geographien wird versichert, daß sie im vierzehnten Jahrhundert über 150,000 Wollfabrikanten in sich gefaßt habe; die aber gegen das Ende genannten Jahrhunderts auswanderten, weil man sie eines Aufstandes wegen, den sie vorgenommen hatten, strafen wollte. Wäre dies gegründet, so müßte dieser Ort damals wenigstens noch einmal so groß gewesen seyn, als er jetzt ist.*) In der Folge war die Universität die vorzüglichste Nahrungsquelle desselben. Aber auch diese ward ihm vor einigen Jahren genommen, weil der Kaiser sie nach Brüssel

*) In **Cromens statistisch-geographischer Beschreibung der östreichischen Niederlande** wird zwar behauptet, daß Löwen größer als Brüssel sey; allein das habe ich nicht so gefunden. Dem ohngefähren Augenmaaße nach zu urtheilen, ist Brüssel wenigstens um ein Drittel größer.

Brüssel verlegte. Löwen verlor dadurch 3 — 4000 Menschen — denn so stark war diese ansehnliche Universität — und mit ihnen die beträchtlichen Summen, die sie in seinem Schooße verzehrt hatten. Auch dieser Umstand ward dem Kaiser sehr zur Last gelegt, ohngeachtet seine Absicht dabei sehr gut war.

Einen eigenthümlichen Gebrauch dieser Universität, den, so viel ich weiß, keine andere hohe Schule, wenigstens keine in Deutschland hat, kann ich hier nicht unberührt lassen. Er betrift den sogenannten ersten von Löwen — le premier de Louvain — mit dem es sich so verhält.

Alle Jahr, und zwar im September Monat, ward unter den hiesigen Studirenden ein großer Wettstreit — Concours — angestellt, um zu erfahren, wer von ihnen sich die meisten Geschicklichkeiten erworben habe. Wer daran Theil nehmen wollte, mußte vorher erst den siebenjährigen philosophischen Cursus vollendet haben. Um die bestimmte Zeit nun setzte man eine Menge von Fragen auf; und diejenigen, welche zum Wettstreit sich einfanden, mußten dieselben, und zwar jede für sich, und zwar schriftlich, und zwar jede in einer Zeit von vier bis fünf Minuten beantworten. Alle diese schriftlichen Antworten wurden nachher geprüft und mit einander verglichen; und derjenige junge Mann, der sich hierbei vor andern auszeichnete, ward für den Ersten von Löwen erklärt, und als solcher gekränt. Diese Feierlichkeit geschahe mit außerordentlichem Pomp:

und die Ehre, welche dem jungen Menschen dabei wiederfuhr, war so groß und so ausgezeichnet, daß sie einen Mannskopf hätte schwindeln machen können. Man führte ihn nicht nur in feierlicher Procession und unter Glocken-geläut und Musik zu Löwen herum, und stellte ihn zu Ehren mehrere Tage nach einander prächtige Feste an; sondern, wenn er etwa von einem andern Orte, auch außerhalb Landes, gebürtig war, so ward er in Begleitung der ganzen philosophischen Facultät, auch dahin geführt, um den Dank und die Ehrenbezeugungen seiner Landsleute einzuärndten. Diese schätzten die Ehre, die ihnen dadurch wiederfuhr, so hoch, daß sie dieselbe sogar in ihren Chroniken unter die merkwürdigsten Begebenheiten des Orts aufzeichnen ließen. So findet man z. B. in der Geschichte von Lüttich, deren ich in meinem vorigen Briefe erwähnte, daß dieser Stadt und dem Lande das Glück, einen aus ihrer Mitte zum Ersten von Löwen gekrönt zu sehen, seit 1426 vier und dreißigmal wiederfahren sey, und die Nahmen der Gekrönten sind darin eben sorgfältig, als die der Bischöfe und der regierenden Burgermeister aufbewahrt worden. Ja zum Beweise, wie wichtig dieser Umstand geschienen habe, ist er sogar auf dem Titel des Buchs angegeben worden: avec la liste des Bourguemetres depuis leur origine et celle des Couronnés de Louvain.

Der Zug, der einen solchen Gekrönten nach seiner Vaterstadt führte, war ein wahrer Triumph.

Alle saßen zu Pferde, und an jedem Orte, durch welchen sie kamen, bewillkommte man sie durch Glockengeläut und mit andern Festlichkeiten. Indem man sich endlich dem Geburtsorte des jungen Menschen näherte, giengen Magistrat und Bürger ihnen in feierlicher Procession entgegen, hielten feierliche Reden an den Jüngling und führten ihn unter dem Geläut der Glocken und unter dem allgemeinen Frohlocken des Volks, triumphirend durch die Stadt nach dem Rathause, wo er mit Complimenten und Geschenken überhäuft ward. Dieser Tag des Einzuges war ein allgemeines Volksfest, und der Nahme de Msr, le premier wurde, gleich dem Nahmen eines Helden, überall mit Ehrfurcht und Bewunderung genannnt. So lange er nachher noch in dem Collegio zu Löwen blieb, ward er in allen Stücken frei gehalten.

Man muß freilich gestehn daß dieser Gebrauch für junge ehrgeitzige Gemüther ein mächtiger Sporn zum Fleiße war; aber wenn man den Schaden erwägt, den er zugleich und zwar in sittlicher Rücksicht fast nothwendig stiften mußte; so kann man doch nicht umhin, ihn sehr verwerflich zu finden. Die Ehre, welche einem solchen Jüngling wiederfuhr, war viel zu groß, viel zu auszeichnend, und stand mit der Dürftigkeit seiner etwanigen jugendlichen Verdienste zu sehr im Misverhältniß, als daß sie ihn nicht zu einer ungebührlichen Schätzung seines Werths und seiner Vorzüge vor Andern hätte verleiten sollen. Der Kopf mußte ihm nothwendig davon schwindeln;

deln; und ungeheure Ansprüche auf eine Achtung, die über seine Verdienste gieng, mußten sich nothwendig in sein Herz einnisten. Er mußte eitel und ruhmsüchtig werden. Trat er nachher aus dem Collegio in die große Welt, und fand er dann, wie er dies nothwendig finden mußte, daß der Erste von Löwen nicht überall der Erste, sondern oft einer der Letzten sey: so wähnte er sich verkannt, so fühlte er sich an seiner Ehre gekränkt, so war er unglücklich! Ich wollte wetten, daß von zehn Gekrönten wenigstens neune diesem Sicksal nicht entgangen sind. —

Wir kamen hier zu Brüssel diesen Abend gegen 9 Uhr an. Von langem und unbequemen Stillsitzen ermüdet, wünschten wir, sobald wir unser Quartier eingenommen hatten, erst noch ein wenig auszugehen, um die steifgewordenen Beine zu vertreten. Allein man widerrieth uns dies, weil wir Gefahr laufen würden in Verhaft genommen zu werden. Das Gouvernement hat nämlich seit einigen Tagen den Befehl ergehen lassen, daß um 9 Uhr die öffentlichen Häuser geschlossen, die öffentlichen Plätze der Stadt durch ausgestellte Wachen gesperrt seyn sollen, und daß auch auf den Straßen zu gehn nur denen erlaubt seyn soll, die noch Geschäfte halber auszugehen nöthig haben. Durch solche und ähnliche Einschränkungen schmeichelt man sich, das noch unter der Asche glimmende Feuer des Aufruhrs dämpfen zu können: aber aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie eine ganz entgegengesetzte Wirkung thun. Die Nation klagt ja nicht, daß man ihr zu viel

Freiheiten verwilliget, sondern daß man ihr Rechte und Freiheiten, die ihr zukommen, genommen habe. Man wird sie also dadurch, daß man sie noch mehr einschränkt, nicht beruhigen können. Das bessere Mittel wäre, ihr das, was man ihr nahm, ohne es ihr nehmen zu dürfen, *) wiederzugeben, aber dieses bessere Mittel wird verschmäht.

Morgen mehr von Brüssel

Brüssel, den 30 Jul. 89.

Nach allem, was ich von **Paris** weiß, verdient **Brüssel** ein Gemählde im Kleinen davon genannt zu werden: denn die Häuser und Straßen haben hier ohngefähr das nämliche Ansehn, was sie, wie ich mir habe sagen lassen, dort haben sollen, und die hiesige Lebensart scheint von der in Paris sich nicht viel weiter, als die hiesige französische Mundart von jener zu entfernen. Auch hier ist das unterste Geschoß der allermeisten Häuser entweder ein Kramladen oder eine Putzbude oder eine Werkstatt, worin bei offenen Thüren und Fenstern gearbeitet wird. Auch hier haben fast alle Häuser Inschriften, welche die ganze Breite des Hauses einnehmen, deren einzelne Buchstaben eine halbe Elle lang sind, und welche kund thun, was

*) Nämlich die contractmäßige Constitution des Landes: die der Kaiser bei seinem Regierungsantritte beschwor, und die gleichwohl im verflossenen Jahre von seinem Stellvertreter in seinem Nahmen umgeworfen ward.

was in jedem Hause verkauft, gearbeitet oder getrieben wird. Der Putzbuden, worin oft nicht weniger, als ein Dutzend junger Frauenzimmer gleichfalls an der Straße sitzt und mit der Nadel arbeitet, sieht man hier eine solche Menge, daß es wol nicht möglich ist, deren irgendwo noch mehr zu sehn. Der vierte Theil derselben würde für den Ort selbst mehr als hinreichend seyn. Ich vermuthe daher, daß eine Menge der weiblichen Putzwaaren, womit Europa Angeblich von Paris aus überschwemmt wird, hier in Brüssel verfertiget, und von hieraus in andere Länder versandt werde.

Die Stadt ist groß, prächtig und volkreich. Sie liegt an der Senne und an einem Kanal, welcher von hier aus in die Rupel und mit dieser in die Schelde führt. Die Form der Stadt ist einförmig; ihre ehmaligen Festungswerke sind geschleift. Die Zahl ihrer Einwohner wird von Einigen auf 80,000, von Andern auf 120,000 angegeben. Die Mittelzahl wird vermuthlich die rechte seyn.*) Sie enthält eine Menge schöner Paläste von großer und edler Bauart Einzelne Straßen und Plätze in dem obern Theile. der Stadt gehören ohnstreitieg zu den schönen, die man in Europa sehen kann. Die ist derjenige Theil der Stadt, welcher den ungemein prächtigen Königsplatz (place royale) die daran liegende Cautenberger-Kirche, ferner das unsymmetrische

*) In der Description de la ville de Bruxelles, à Brux. 1782 werden 112,000 angegeben.

Residenzschloß der Generalgouverneurs, einen reizenden Park, das Versammlungshaus des jetzt abgeschaften hohen Raths von Brabant, die Rechnungskammer; und eine Menge anderer Paläste enthält, welche Fürstensitze zu seyn scheinen, ohngeachtet sie zum Theil nur von Privatpersonen bewohnt werden.

Der Boden, worauf die Stadt liegt, ist sehr ungleich, man muß daher in einigen ihrer Theile bergauf und bergab steigen, welches das Herumgehen besonders an so heissen Tagen, als wir jetzt haben, sehr beschwerlich und ermüdend macht. Aber die hiesigen Köche, die auf diesen Umstand zu rechnen scheinen, sorgen auch wieder — das müssen wir ihnen dankbar nachrühmen — für die Stärkung und Erquickung der Erschöpften, mehr als an irgend einem andern Orte, den ich kenne. Wirklich habe ich einen solchen Ueberfluß an gut zubereiteten und schmackhaften Speisen, als einem hier in öffentlichen Häusern vorgesetzt wird, noch nirgends gefunden, und doch ist der Preis in Verhältniß der köstlichen Bewirthung gar nicht hoch. Man hat berechnet, daß hier alles um ein Drittel wohlfeiler als zu Paris, und um die Hälfte wohlfeiler als zu London sey.

Einige Plätze und Gebäude dieser großen und ansehnlichen Stadt muß ich dir doch, da man sie vielleicht nächstens, bei dem zu erwartenden Ausbruch der Empörung, oft in den Zeitungen nennen wird, etwas näher zeigen.

Den Anfang unserer heutigen Besichtigungen machten wir mit der Collegiatkirche der heiligen Gudula. Dies ist ein hoher, weiter und prachtvoller gothischer Tempel, in welchem man nicht hineintreten kann, ohne sich von einer staunenden Empfindung überrascht zu fühlen. Man fieng in den ersten Jahren des eilften Jahrhunderts an, ihn zu erbauen, und erst im Jahr 1273 ward er vollendet, so daß der ganze Bau drittehalb Jahrhunderte erforderte. Daraus magst du auf die Grösse und Majestät dieses Gebäudes schliessen. Die hohen Fenster desselben sind alle und zwar zum Theil so künstlich bemahlt, daß die darauf befindlichen Schildereyen von Kennern bewundert werden. Die Erleuchtung scheint durch diese Mahlereyen nicht gelitten zu haben. Der innere Raum bildet die Figur eines Kreuzes. Das Schiff — d. i. der innere grössere Theil der Kirche, abgesondert von den ihn umgebenden Hallen und von dem Chor — ist ein sehr erhabenes Gewölbe, welches auf beyden Seiten von sechszehn Pfeilern getragen wird. Es war ein eben so neuer, als angenehmer Anblik für uns, zwischen diesen Pfeilern auf beyden Seiten eine Reihe natürlicher Orangenbäume in Kübeln hingestellt zu sehn, welche in die Empfindung von Ehrfurcht und Erhabenheit, die das Ganze einflößt, etwas Freundliches und Fröhliches mischen.

Nicht so erfreulich, sondern vielmehr ärgerlich war es uns, in eben diesem Tempel eine elende Legende durch Bilder verewiget zu sehn, deren

Aufbewahrung und Aufstellung an einem so heiligen Orte keinen andern Zwek, wenigstens keine andere Wirkung haben kann, als die, den fanatischen Ingrim der Christen gegen ein unglükliches Volk zu unterhalten, dessen ganzes Verbrechen doch nur darinn besteht, daß es dem Glauben seiner Väter, troz der unmenschlichen Verfolgungen, die es deshalb erduldet hat, mit einer Gewissenhaftigkeit und Standhaftigkeit treu geblieben ist, die ihm Bewunderung, nicht Haß zuziehen sollten. Die armselige Legende lautet so: Im Jahr 1270 hatte eine Gesellschaft Juden sich — ich weiß nicht wie — einiger geweyhten Hostien bemächtigt: und um ihren Abscheu gegen den dadurch vorgestellten Gekreuzigten an den Tag zu legen, entweyheten sie, wie die Legende sagt, d. i. verlezten sie diese Oblaten mit Messerstichen. Aber, o Wunder! in dem nemlichen Augenblicke entquoll den durchlöcherten Oblaten das klare Blut, und in dem nemlichen Augenblicke schoß ein Wetterstrahl herab, und strekte die verruchten Hostienmörder zu Boden! — Sollte man es für möglich halten, daß die stupide Glaubwilligkeit der Menschen jemals so weit gegangen sey, ja noch jezt in unsern Tagen so weit gehe, um sich Fratzen dieser Art für eine wahre Geschichte aufbinden zu lassen? Und doch ist dies hier, wie an tausend andern Orten mit ähnlichen Legenden, wirklich der Fall. Ich mögte hier Der nicht seyn, der dem Pöbel das Abgeschmakte und Unsinnige darinn begreiflich machen wollte. Ja ich mögte es nicht einmal wagen, ohne einen besondern Beruf dazu zu haben, der

hiesigen Geistlichkeit einen bescheidenen Zweifel darüber zu äussern. Denn diese würden — auch wenn sie selbst weder Gott noch Teufel glaubten, wie dieses bey der höhern katholischen Geistlichkeit in manchem Lande nur zu oft der Fall ist — wahrscheinlich nicht ermangeln, den Bezweifler solcher geheiligten Lügen, die eine so mächtige Stütze der Priesterherrschaft sind, für einen Abtheisten zu erklären, und ihn als einen Solchen dem Haß und den Mißhandlungen des blindgläubigen Pöbels in allen Ständen preis zu geben.

Von dem Augenblicke an, daß ich die achtzehn Bilder, worauf die verschiedenen Scenen dieser abgeschmakten und ärgerlichen Mähre dargestellt werden, gesehen hatte, war es um den Eindruk von Ehrfurcht, den ich beym Eintritt in die Kirche empfangen hatte, geschehen. Unwille und Bedauern traten an seine Stelle. Ich hätte von Stund an in diesem Tempel kein Gebet verrichten können. Er hörte auf für mich ein Tempel zu seyn; die Bilder hatten ihn mir entweyht, für mich war es forthin nur ein Haus zum Besehn, nicht zur Andacht. Und so gestimmt trat ich an die Kanzel hin.

Dieses ist ein merkwürdiges Stük von Bildhauerarbeit, welches ich dir beschreiben muß. Am Fuß derselben sieht man Adam und Eva in natürcher Grösse; hinter ihnen einen Engel, der sie aus dem Paradiese treibt, und den Tod, der sie verfolgt. Erstere scheinen den über ihren Köpfen befindlichen Erdball zu tragen; und dieser Erdball macht

macht die Kanzel aus. Eigentlich aber ruht dieser Ball auf einem Baume, der sich zu einer beträchtlichen Höhe erhebt. Ueber der Kanzel steht ein Engel und eine weibliche Figur, die Wahrheit vorstellend, welche den Himmel (Baldaquien) halten; über diesem und über dem Gipfel des Baums sieht man die heilige Jungfrau und das Kind Jesus, beyde auf einem halben Monde stehend, auf welchem auch der Kopf der Schlange erscheint, den das Christuskind mit einem in der Hand habenden Kreuze zerschlägt. Der halbe Mond wird von einem Gewölk getragen, auf welchem mehrere Engel schweben. Noch sind am Fuß der Kanzel verschiedene Thiere, und zwar neben Adam ein Strauß und ein Adler, neben Eva ein Pfau, ein Papagay und ein Affe zu schauen. Was der schalkhafte Künstler, der es nicht ungeschikt fand, an heiliger Stätte ein Späßchen anzubringen, damit sagen wollte, brauche ich dir wohl nicht erst zu erklären. — Diese zwar künstlich gearbeitete, aber doch auch sonderbare Kanzel, wurde vor ohngefähr hundert Jahren zu Antwerpen von dem Bildhauer Ver-Brugge für die Jesuiten zu Löwen gemacht. Nach Aufhebung des Jesuiterordens schenkte die Kayserin Maria Theresia sie der Kirche der heiligen Gudula. Ob sie die daran befindliche satirische Anspielung auf ihr Geschlecht wol gekannt haben mag?

Von den vielen, zum Theil sehr schäzbaren Gemählden, die man in dieser Kirche und in den rings umher befindlichen Kapellen sieht, will ich dir nur eins nennen. Dies ist von Rubens, und

und wird, wie ich glaube, mit Recht zu den besten Stücken dieses grossen Meisters gezählt. Es stellt den Apostel Petrus, begleitet von zwey andern Aposteln dar, indem er aus Jesus Händen die Schlüssel — des Himmelreichs empfängt. Das Colorit des Stückes ist noch so lebhaft und frisch, als wenn die Farben erst seit gestern aufgetragen wären; und der Ausdruk in den Köpfen — geht über meine Beschreibung. Wenn du einmal selbst nach Brüssel kommen solltest, so vergiß nicht, dies sehenswürdige Stük mit eigenen Augen zu bewundern.

Von hier giengen wir nach dem **Königsplaz** (place royale), den ich dir schon oben nannte. Es ist ein länglichtes Vierek, von acht planmäßig gebauten und symmetrisch gestellten Pallästen, dem prächtigen Portal der Caudenberger Kirche, und an den vier Ecken von Säulengängen — Arkaden — eingeschlossen. In der Mitte dieses Platzes steht die schöne Fußbildsäule des Prinzen **Karls von Lotharingen**, welcher Statthalter in den östreichischen Niederlanden unter **Maria Theresia** war, und dadurch eine gerechte und gütige Verwaltung sich die Liebe dieses Volks in hohem Grade erwarb. Sie ist von Bronze und schön gearbeitet. Die Inschriften des Fußgestells erzählen, ohne panegyrische Uebertreibung, die wahren Verdienste dieses Prinzen.

Das herrliche Portal der Caudenberger Kirche ist ein Muster von schöner und grosser Baukunst; so wie das Innere dieser Kirche durch eine so erhabene Symplicität überrascht; als man in katho-

lischen

lischen Kirchen anzutreffen nicht gewohnt ist. Sie ist durchaus ohne allen Schmuk, durchaus schlicht und weiß, die Orgel nebst der nicht sehr geschmakvollen Kanzel ausgenommen, welche von unangestrichenem Holz, also braun sind. Aber gerade diese Schlichtheit, diese gänzliche Abwesenheit aller kleinlichen und pralenden Verzierungen, macht, in Verbindung mit der edlen Form dieses Tempels, auf den, der für Symplicität und wahre Erhabenheit noch Sinn hat, einen Eindruk, den keine auch noch so grosse Pracht zu bewirken vermag. Ich erinnere mich, nur einmal in meinem Leben etwas Aehnliches, aber im Kleinen, gesehn zu haben. Dies ist die Schloßkirche zu Karlsruh, die den nemlichen Charakter von edler Einfalt und schlichter Erhabenheit hat. Beym Eintritt in die prachtvolle Kirche der heiligen Gudula standen wir da und staunten, vergassen über dem Angaffen der vielen bunten, schimmernden und glänzenden Dinge, die uns von allen Seiten her entgegen strahlten und betäubten, des Zweks, den das Alles haben sollte: hier fühlen wir uns von einer sanften Rührung und von einer so ehrfurchtsvollen Empfindung übernommen, daß wir unwillkührlich hätten hinsinken mögen, um anzubeten. — Beym Eingang in diese schöne Kirche stehen an der Aussenseite der Thür unter dem Portal zwey kolossalische Statuen, welche Moses und David vorstellen, und das Fronton des Portals ist mit vortreflich gearbeiteten Basreliefs geziert.

Eins der palastmäßigen Gebäude, welche den Königsplaz einschliessen, ist das Lottohaus —

denn auch Brabant ist von dieser bürgerlichen und moralischen Pest, dieser teuflischen Erfindung und allgemeinen Landplage unserer Zeiten, nicht verschont geblieben. Hier hat man indeß, um den ganzen wahren Greuel der Sache unter einem lieblichen Anstriche zu verbergen, ein Institut von Wohlthätigkeit damit verbunden, welches zwar den Kurzsichtigen, dessen Blicke nur an der Oberfläche der Dinge kleben, aber keineswegs den nachdenkenden Beobachter, der ein wenig zu rechnen versteht, zu täuschen vermag. Man hat nemlich die neunzig Nummern einer jeden Ziehung unter eben so viele arme Mädchen vertheilt, so daß fünfe derselben jedesmal gewinnen müssen, und dieser Gewinn besteht in einer Ausstattung von 156 Gulden. Dieses Lotto stattet also jährlich ohngefähr 80 arme Mädchen aus und giebt dazu jährlich ohngefähr 13,000 Gulden her. Das klingt nun freylich gar schön und löblich; aber beym Lichte besehn ist diese angebliche Großmuth so groß doch eben nicht: denn genau betrachtet läuft sie doch blos darauf hinaus, daß man dem Publiko und zwar größtentheils den ärmsten Klassen desselben jährlich etwa 300,000 Gulden abnimmt, *) und ihm zum Ersaz 13,000 Gulden, also

*) Daß diese Annahme keineswegs übertrieben sey, erhellet unter andern aus den Berechnungen des reinen Lotto-Ertrags, die dem Publiko von verschiedenen Oertern her bekannt geworden sind. So betrug z. B. der reine Vortheil, den die Zahlenlotterie zu Kopenhagen, nach Abzug aller Gewinne und Kosten, von 1773 bis 1787, also in vierzehn Jahren,

also ohngefähr den vier und zwanzigsten Theil des Abgenommenen mit der Miene der Wohlthätigkeit zurük giebt; oder daß man jährlich tausend Bettler und in ihnen eben so viel schlechte, zu Betrug und Diebereyen verleitete Menschen macht, um achtzig armen Mädchen einen kleinen Brautschaz zuzuwenden, den nachher sie und ihre Gatten vielleicht zu der nemlichen Quelle wieder zurüktragen, woraus er ihnen zugeflossen war. Ist es nicht himmelschreyend, daß so viele Regierungen und darunter zum Theil solche, die in dem Ruf der Gerechtigkeit und einer vorzüglichen Milde stehen, sich noch immer des Umstandes, daß ihre Unterthanen noch nicht rechnen können, zu Nutze machen, um ihnen die Sechslinge, Dreyer und Pfenninge, die andere Auflagen ihnen etwa übrig liessen, aus der Tasche, die Betten aus ihren Sponden, den lezten dürftigen Hausrath aus ihren armseligen Hütten zu spielen? *) Grausam! —

Läge

ren, ausgeworfen hat, 2,787,027 Thaler 77 Schillinge, welche für jedes einzelne Jahr nahe an 200,000 Thaler schwer Geld, also mehr als 300,000 Brabantische Gulden betrug. Sieh, Num. 13. des Hamb. unpartheyischen Correspondenten und der Hamb. neuen Zeitung von 1790.

*) Man sieht aber auch hieraus und aus so vielen ähnlichen Operationen, warum es mancher Regierung, die sich dergleichen erlaubt, ganz und gar kein Ernst ist oder seyn kann, für einen bessern Unterricht und eine grössere Aufklärung der Unterthanen zu sorgen. Da müßten sie ja auch die Lotto's und alle ähnlichen Erpressungsmittel aufgeben!

Doch wozu mich über eine Sache ereifern, die wir beyde nicht ändern können, und das in einem Briefe an dich, den diejenigen, welche dies angeht, niemals lesen werden? Und überdem — wer weiß, ob nicht auch dieses Uebel eins von denen ist, deren die Vorsehung sich bedient, um so manchem schwer bedrükten Volke die Augen über seine unglükliche Lage und über die Nothwendigkeit zu öffnen, auf die endliche Abstellung so mancher schreyenden Mißbräuche einmal mit Nachdruk zu dringen? In Frankreich hatte man ja auch Lotto's; und nun — wird man **Freyheit** und eine **vernünftige Verfassung** daselbst bekommen. Zuweilen muß ein Kranker, wenn er genesen soll, erst noch kränker gemacht werden; und die Despoten verstehen sich auf das Heilen vielleicht besser, als sie selbst es wissen. — —

Nicht fern vom Königsplatze tritt man in den Park, einen Lustgarten von ansehnlichem Umfange, und voll reizender Anlagen; den Versammlungsplatz der schönen Welt in den Stunden der Abendkühle. Wenig Städte können sich rühmen einen so ansehnlichen und angenehmen öffentlichen Wandelplaz innerhalb ihrer Thore zu besitzen. Er wird gegen Abend durch Scheinwerfer (Reverberes), und zu gewissen Zeiten durch unzählbare Lämpchen zum Vauxhall erleuchtet. In verschiedenen Zelthäusern (Pavillons) findet man zu jeder Stunde des Tages Eis, Limonade, Thee, Kaffee, Schokolade und andere Erfrischungen. Neben diesem Park ist die Kinderkomedie, ein Theater, welches von einer Gesellschaft wohlgeübter Kinder bedient

wird, deren Spiel vortreflich seyn soll. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt es zu sehn. Innerhalb des Gartens zog uns eine prahlerische Inschrift an einem kleinen Häuschen an sich. Wir traten näher und lasen:

Hier ist das Weitergehtsnicht!

Hier hat man die Natur bis zur höchsten Aehnlichkeit nachgeahmt!

Dies auf lateinisch. Weiter unten stand in französischer Sprache: „das allgemeine Weltsystem, oder Vorstellung der Antipoden, so anschaulich dargestellt, als wenn man den Erdball von einem Pol zum andern durchlöchert hätte.“ Diese marktschreyerische Inschrift war genug, um uns von dem **Weitergehtsnicht** (non plus ultra), das hier verheissen war, einen vorläufigen Begriff zu geben. Weil wir indeß hoffen durften, hier ein Pröbchen von französischer Markschreyerey zu finden, wie wir es in Deutschland vielleicht noch nicht gesehen hätten: so wollten wir doch hineintreten, um uns das Ding zeigen zu lassen. Allein zum unersezlichen Verlust für unsere Wißbegierde mußte der grosse Mann, der hier die Natur vollkommen (imitatus ad unguem) darzustellen versteht, gerade nach **Antwerpen** gereiset seyn, von wannen man ihn erst in einigen Tagen zurük erwartet. Wir mußten also auf das Anschauen dieses Wunderwerks der Kunst für dasmal Verzicht thun.

Von hier stiegen wir nach dem grossen Marktplatze (la grande place) hinab. Ein sehenswür-

würdiger Theil der Stadt! Es ist ein geräumiges Vierek, von lauter hohen pallastmäßigen Gebäuden eingeschlossen. Das größte und prächtigste darunter ist das Stadthaus: ein erhabenes und mächtiges gothisches Gebäude, dessen Anblik Ehrfurcht gebietet. Schade, daß es durch einen einzigen Fehler verunstaltet ward, der so auffallend ist, daß man nicht begreift, wie ein Schüler der Baukunst, geschweige denn ein Meister ihn machen konnte, der den Plan zu einem so grossen und schönen Ganzen entwarf. Da nemlich, wo der Eingang ist, und wo die Mitte der Antlizseite seyn sollte, steigt ein Thurm gen Himmel, welcher 364 Fuß hoch ist und auf dessen Spitze eine den Erzengel Michael im Kampf mit dem Drachen vorstellende, siebenzehn Fuß hohe Bildsäule von vergoldetem Kupfer steht, die sich nach dem Winde dreht. Nun ist aber dieser Thurm, der in der Mitte stehen sollte — vermuthlich wegen innerer Einrichtung — nicht in die Mitte, sondern um einige Fächer weiter nach der linken Seite hin, als nach der rechten Seite gekommen. Dies macht einen sehr grossen Uebelstand, weil die dadurch geschehene Verletzung des Ebenmaasses gleich beym ersten Hinblik und zwar auf die unangenehmste Weise in die Augen fällt. Man sagt, der Baumeister habe bey der Entwerfung des Plans auf die ansehnliche Breite des Gebäudes gerechnet und gehoft, daß diese den Mangel einer vollkommenen Symmetrie unmerklich machen würde; da ihn aber nachher der Augenschein vom Gegentheil überzeugte, sey er voll Verzweiflung den

Thurm hinaufgestiegen und habe sich von der Spitze desselben herabgestürzt um seine Schande nicht zu überleben.

Die übrigen, zum Theil prächtigen Gebäude welche diesen Marktplaz einschliessen, sind das sogenannte Königshaus — maison du Roi — und die Zunfthäuser der verschiedenen Zünfte und Gilden — maisons des corps & metiers. — Ersteres ist für einige besondere Gerichtshöfe bestimmt, leztere dienen den Zünften und andern Gesellschaftskörpern zu ihren Versammlungshäusern. Jede derselben z. B. die der Schneider, der Schuster, der Becker, der Brauer u. s. w. hat ihr eigenes; und einige darunter, haben in der That ein so prächtiges Ansehn, daß man eher Fürsten, als Handwerksleute darin suchen sollte. Auf dem der Brauer, welches mit Säulen und andern Bauzierrathen geschmükt ist, hat man dem nemlichen vielgeliebten Prinzen **Karl von Lotharingen** ein Denkmal errichtet, welches in einer Bildsäule zu Pferde von übergoldeten Kupfer besteht. Es ist mir immer ein rührender Anblik, der meinen Glauben an die Güte der menschlichen Natur jedesmal von neuem stärkt, wenn ich die Beweise von Liebe und Dankbarkeit sehe, welche die Völker jedem guten und gerechten Regenten zu geben noch niemals ermangelt habe; aber wenn ich mir auf der andern Seite von der alten und neuen Geschichte erzählen lasse, wie klein von jeher die Zahl der Regenten war, welche die Liebe und Dankbarkeit ihrer Unterthanen zu verdienen wünschten: so muß ich dies aus meinem Gedächtniß wieder

los zu werden suchen, wenn ich in jenem Glauben, den ich mir ungern mögte rauben lassen, nicht wankend werden soll.

Von hier verfügten wir uns nach dem **alten** und von da nach dem **neuen Kornmarkte**. Lezterer ist ein sehr artiger, zu seiner jezigen Bestimmung erst kürzlich überaus zwekmäßig eingerichteter Plaz. Ein ansehnlicher Raum auf demselben ist durch ein Geländer eingeschlossen; und dieser ist wiederum in viele kleinere Räume eingetheilt worden. In jedem der leztern ist eine Säule mit einem Schilde errichtet, worauf die Kornart, die daselbst feil geboten wird, z. B. Weizen, Gerste, Erbsen u. s. w. geschrieben steht.

Nicht weit von hier kömmt man an den **Kanal**, der wie ich schon oben angemerkt habe, von hier bis in die Schelde führt, und welcher hinlängliche Tiefe hat, um von ziemlich beträchtlichen Seeschiffen in die Stadt hinein befahren zu werden. Das Ausgraben dieses Kanals kostete 1,800,000 Gulden, und man brauchte 41 Jahr, um damit zu Stande zu kommen. Aber nun ist er auch für die Handlung von Brüssel von ganz unschäzbarem Werthe. Diese Anlage geschah im sechszehnten Jahrhundert. Es giebt neuere Kanäle in Europa, die mehr als noch einmal so viel kosteten, und die dem Lande, welches diese schweren Kosten tragen, fast gar keinen Nutzen schaffen. — Es gehen von hier alle Tage, und zwar Vormittags und Nachmittags Eilböte oder Jagden auf diesem Kanale nach Antwerpen und andern Städten ab, worauf man sich einschiffen kann. Die

Kajen (les quais) auf beyden Seiten des Kanals hängen durch fünf Drehebrücken (ponts tournants) zusammen, die, so oft ein bemastetes Schiff durchlaufen will, mit leichter Mühe zur Seite gedreht werden. Die Aussicht diesen Kanal entlang ist, wegen der herrlichen Baumreihen, womit man nicht blos die Ufer desselben, sondern die ganze Gegend, wodurch er führt, zu den anmuthigsten Wandelbahnen eingerichtet hat, eine der fröhlichsten und schönsten, die man haben kann.

Wir beschlossen die Arbeit dieses Vormittags — denn wol ist es Arbeit, in dieser bergigten Stadt bey heissem Wetter Stundenlang umherzulaufen, um Beobachtungen zu machen — damit, daß wir der Wachtparade beywohnten. Die hiesige Besatzung ist zahlreich, und besteht aus den größten und schönsten Leuten, die ich jemals sahe. Dies gilt auch von allen den übrigen kayserlichen Truppen, die uns seit unserm Eintritt in Brabant vorgekommen sind. Du erinnerst dich der ersten königlichen Garde zu Potsdam; aus eben solchen grossen, schlanken und schöngeformten Männern bestehen hier alle Regimenter und alle Glieder derselben vom ersten bis zum dritten. Jammer und Schade, wenn diese wackern Leute, bey der nur gar zu wahrscheinlich bevorstehenden Empörung, als unschuldige Opfer des Despotismus fallen sollten! Und doch wird dieser traurige Fall vermuthlich eintreten, wofern nicht diese Soldaten, welche größtentheils Landeskinder sind, sich, gleich der französischen Garde, erinnern werden, daß sie eher **Bürger**, als **Soldaten** waren.

In Ansehung der Subordination scheint man bey diesem Corps von der Strenge und maschinenmäßigen Genauigkeit der preusischen Kriegszucht weit abzugehn. Für uns Brandenburger und Braunschweiger war es wenigstens ein ganz neues und auffallendes Schauspiel, die Soldaten mit ihren Unterofficieren in einen lebhaften Wortwechsel gerathen zu hören, indem bey der Austheilung der Posten, der Eine diesen, der Andere jenen Standort, der ihm angewiesen ward, nicht haben wollte, sondern einen andern verlangte. Sie wurden dabey so laut, daß die nahestehenden Officiere es nothwendig hören mußten; aber diese nahmen keine Notiz davon. Dieser Umstand schien mir von guter Bedeutung für die Patrioten zu seyn.

Unser Mittagsmal war köstlich, und wir hatten von unserm fünfstündigen Herumlaufen einen solchen Heißhunger mitgebracht, daß ich mich nicht erinnere, jemals mit mehr Appetit gespeiset zu haben. Gegen die Zeit des Nachtisches fand sich eine industriöse Familie unter unserm Fenster ein, um uns, nachdem wir die gröbern Bedürfnisse des Magens befriediget hatten, nun auch noch einen Augen- Ohren- und Geistesschmaus zu geben. Es waren Vater, Mutter, zwey Töchter und ein Sohn; jedes spielte ein Instrument und sang dazu, und was man spielte und sang, das war zu gleicher Zeit theatralisch und zwar so poßierlich vorgestellt, daß sie uns gar nicht aus dem Lachen kommen liessen.

Wie diese es mit uns machten, so machten meine lustigen Gefährten es mit den Schaaren von Bettlern, die einen hier, wo man nur geht und steht, umringen und verfolgen. Sie gaben ihnen nichts; aber sie machten sie durch die artigen Sachen, die sie ihnen sagten, so aufgeräumt und froh, daß sie in lautes Lachen ausbrachen und zufriedener mit uns waren, als wenn wir ihnen das größte Geschenk gemacht hätten. Es ist übrigens im eigentlichsten Verstande wahr, wenn ich dich versichere, daß die Gassenbettler einen hier **bey Dutzenden** anfallen. Armer Kayser Joseph! wie gröblich müssen deine Schmeichler dich hintergangen haben, wenn sie dir lügenhafter Weise vorspiegelten, daß für deine angeerbten Unterthanen schon hinreichend gesorgt sey; daß sie alle schon völlig beglükt wären, und daß du neue Länder erobern müssest, um neue, noch nicht beglükte Unterthanen zu bekommen, die du, wie jene, glüklich machtest! Ach warum kannst du nicht so durch deine Staaten reisen und so sie sehen, wie unser Einer! Wie würde dein Kayserherz, das nicht als Gutes will, über die Grösse und den Umfang der Arbeit erschrecken, die hier noch überall dem weisen Völkerbeglücker übrig ist; und wie würdest du, von gerechtem Unwillen entbrannt, jene nichtswürdigen Schmeichler, zusammt ihren eiteln Eroberungsprojekten, zum — grossen Mogul oder an die Türkische Grenze gehen heissen, um die guten böhmschen Deisten abzulösen, jene schuldlosen und friedfertigen Staatsbürger, zu deren Verbannung sie dich schändlicher Weise zu verleiten wußten! Wir

Wir fuhren diesen Nachmittag nach Schoonberg, einem erst kürzlich vollendeten Lustschlosse der Statthalter, die, wie du weißt, die Schwester des Kaysers und ihr Gemahl sind. Es liegt auf einer kleinen Anhöhe, eine halbe Meile vor der Stadt. Der Weg dahin führt durch ein Paradies — denn so muß man die ganze Gegend rings um Brüssel herum nennen, wenn man ihr nicht Unrecht thun will. Sie scheint ein einziger grosser Park zu seyn. Ueberall majestätische Baumreihen, welche die schönsten und annuthigsten Wandelbahnen, für Fußgänger und für Fahrende oder Reitende, beschatten; überall lachende Anlagen, welche Augen und Herz entzücken; überall Beweise von Wohlstand und Behaglichkeit! Die Natur selbst hat hierbey nicht viel gethan; es ist fast alles das Werk des Fleisses und der Kunst. Und unter dieser Einschränkung muß ich bekennen, daß ich noch nie eine Stadt sahe, deren umliegende Gegend sich mit der von Brüssel vergleichen liesse.

Das neuerbaute Schloß Schoonberg mit dem dazu gehörigen Park, verdient im Ganzen genommen den Namen (Schönberg) recht sehr, ohngeachtet eine Kritik, die es etwas genauer damit nehmen wollte, in Ansehung einzelner Theile, auch hier, wie überall, manches zu erinnern haben dürfte. So könnte man vielleicht anmerken, daß das Gebäude, für seine mäßige Größe und für den Zwek seiner Errichtung, da es ein Lusthaus seyn soll, ein zu schwerfälliges, zu imponierendes Ansehn, und nicht ganz den Charakter von

Fröhlichkeit und bescheidener Eleganz habe, den Gebäuden dieser Art, ihrer Bestimmung gemäß doch eigentlich haben sollten. Das Verhältniß der Fenster unter einander und zu dem prachtvollen Portal der Auffahrtseite scheint auch nicht richtig zu seyn; und die Auffahrt selbst hat den Fehler, daß sie nicht gerade, sondern schief auf das Portal zuläuft. Allein wie bald vergißt man diese kleinen Flecken, wenn man an die entgegengesezte Gartenseite des Pallastes kömmt, und nun von hieraus den Hügel hinab in den herrlichen Park, und über denselben hin in die weite, schöne, mannigfaltige und reiche Landschaft blikt, die sich hier auf einmal dem entzükten Auge darbietet! Warum kann ich doch das ganze reizende Gemählde, welches diese Landschaft, die ein eiziger unermeßlich grosser Lustgarten zu seyn scheint, in meiner Einbildungskraft abgedrükt hat, dir nicht so wahr und warm auf das Papier hinlegen, als ich es empfing und als es mir noch jezt in diesem Augenblicke vor der Seele schwebt! Aber ich bin kein Mahler; und mit Worten zu schildern, was der Pinsel kaum darzustellen vermögte, ist für den Beschreiber vergebliche Mühe, für den Leser langweilig. Ich begnüge mich daher, nur zu sagen, daß man von dieser Anhöhe herab alles, was eine durch Kunst und fleißigen Anbau verschönerte Gegend nur immer Reizendes haben kann — alle Arten von englischen Gartenpartien, gewundene Gänge, sanft anschwellende Hügel mit frischem Grün überzogen, Gebüsch und Waldung von allerley Holzarten voll sinnreicher Anlagen,

offne

offne Grasplätze, Wasserfälle, Bildsäulen, Denkmäler, Tempel, Zelthäuser, Grotten, Bäche, Inseln, Teiche mit niedlichen Gondeln u. s. w. — in unübersehbarer Mannigfaltigkeit vor sich liegen sieht. Noch grösser und mannigfaltiger wird dies schöne Landschaftsgemählde, wenn man den Chinesischen Thurm von 231 Stufen ersteigt, der sich in einem von dem Park abgesonderten Blumengarten erhebt. Denn von da aus übersieht man zugleich die Stadt zusammt der ganzen, reichen und lachenden Landschaft, in deren Schooße sie liegt, auf viele Meilen weit.

Sehr vergnügt über das viele Angenehme und Reizende, was wir hier gesehn hatten, kehrten wir wieder zur Stadt zurük und besuchten die Komödie. Man führte Zemire und Azor auf; dies Singspiel, woran man sich schon so satt gesehn und gehört hat, daß es mich nicht sehr angenehm mehr unterhalten konnte, ohngeachtet ein gut beseztes Ohrchester sowohl, als auch die Schauspieler ihr Bestes thaten, um den Ueberdruß zu verscheuchen. Auch hatten die kriegerischen Vorkehrungen, die ich auf dem Platze beym Komödienhause fand, und wodurch man die unzufriedenen Bürger in Zaum zu halten vergeblich hoft, mich so nachdenkend gemacht, daß auch wol ein anziehenderes Stük, den Zwek zu belustigen, diesen Abend an mir verfehlt haben würde. Es waren nemlich zwey Kanonen, mit allem Zubehör von Ammunition versehn, gegen das Komödienhaus gerichtet, und ausser den gewöhnlichen Wachen, noch Reuter zu Pferde mit gezogenen Schwertern ausgestellt. Die

nem-

nemlichen drohenden Anstalten hat man hier auf den meisten öffentlichen Plätzen getroffen.

Was wir morgen hier noch sehen und bemerken werden, davon — morgen! Ich küsse dich, mein liebes Kind, und wünsche dir und deiner guten Muter eine gute Nacht.

Brüssel, den 31. Jul. 89.

Unser erster Gang war heute nach dem Michaelisplatze (Place de St. Michel), der vor einigen Jahren erst fertig geworden ist. Nach einer perspectivischen Abbildung, die wir davon gesehn hatten, erwarteten wir etwas recht Grosses und Prächtiges zu sehn; fanden es aber nicht. Es geht diesem Platze, wie vielen andern schönen und berühmten Dingen in der Welt; er macht sich besser im Bilde, als in der Natur. Zwar bilden die neuen, an sich ganz sehenswürdigen Gebäude, die ihn einschliessen, ein symmetrisches Ganzes, aber sie haben zum Theil ein zu kasernenmäßiges Ansehn, und der schon an sich nicht große Platz, den sie umgeben, ist dadurch, daß man ihn mit Bäumen bepflanzt hat, für das Auge und die Einbildungskraft noch kleiner geworden.

Von hier begaben wir uns nach der petite place du Sablon, einem der unbedeutenderen Plätze von Brüssel, an welchem ein Baarfüsserkloster liegt. Dies zog uns eigentlich hierher; doch nicht das Kloster selbst, noch weniger die Bewohner desselben, sondern ein in ihrer Kirche befindliches ungemein kostbares Gemählde von Rubens.

Es ist eine Himmelfahrt der heiligen Jungfrau. Man erblikt zuvörderst das Grab der Maria, woraus sie so eben erstanden ist; neben demselben zwey Weiber, welche das Leichentuch halten, worinn der Körper gelegen hatte. Auf der andern Seite stehn die Apostel, deren einige sich nach dem Grabe drängen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es wirklich leer sey, indeß die andern voll Erstaunen und Freude die Köpfe in die Höhe richten, um das Wunder zu betrachten, welches in der Luft sich zeigt. Dies ist die erstandene Jungfrau selbst, die auf einem leichten Gewölk empor schwebend von den Engeln gen Himmel gehoben wird. Die Majestät dieser schwebenden Figur, besonders die übermenschliche Schönheit des Gesichts, und der Ausdruk von himmlischer Seligkeit, Güte und Würde, welcher darauf ruht, gehn über alle Beschreibung. Wenn ich aus der Wirkung, welche dieses bezaubernde Stük auf uns that, auf seinen Kunstwerth schliessen darf: so kann ich keinen Augenblik anstehen, es für **Rubens** Meisterstük zu erklären. Die nemliche Kirche besizt noch ein zweytes Originalstük von Rubens, nebst zehn Copien von eben so vielen andern Originalen dieses Meisters, die in einer Feuersbrunst verloren gegangen sind: allein nachdem man das erstbeschriebene Meisterwerk gesehen, hat man für alles andere nicht Augen, nicht Gefühl mehr.

Wir verfügten uns von hier nach der grande place du Stablon, um ein daselbst befindliches Denkmal zu besehen, welches ein Engländer, der **Lord Bruce**, allhier errichten ließ, um der Stadt

Brüssel

Brüssel seine Erkenntlichkeit für den vergnügten Aufenthalt zu bezeugen, den er hier gefunden hatte. Er hatte 40 Jahre hier erlebt; und verordnete die Errichtung jenes Denkmals in seinem Testamente. Es dient dasselbe zur Bekleidung eines Brunnens, und besteht aus einem dreyzehn Fuß hohen Fußgestell, welches eine Gruppe von weissem Marmor trägt. Diese Gruppe besteht aus einer sitzenden **Minerva**, welche ein Medaillon empor hält, worauf die Bildnisse des vorigen Kaysers und seiner Gemahlin **Maria Theresia** erscheinen. Zu ihrer Rechten steht die Fama; welche in die Trompete stößt, und zu den Füssen derselben ruht auf einem umgestürzten Wasserkruge ein Genius, der die Schelde vorstelt. Ein anderer Genius hält die Egide und den Speer der Göttin. An Zwey Seiten des Fußgestells steht das Wappen des Lords mit der Unterschrift: — fuimus **ich war einst**; und zur Unterstützung dieser Wappen dient auf jeder Seite ein Fratzenkopf (mascaron) der Wasser in ein darunter befindliches Becken speit. Die beyden andern Seiten des Fußgestells sind mit lateinischen Inschriften geziert, welche die Absicht dieses Denkmals verkündigen.

Neben diesem Platze steht die Kirche **unserer lieben Frauen der Siege** — de notre Dame des victoires — die ihren Namen von dem Herzoge von Brabant **Johann I.** erhalten hat, der sie im Jahr 1304 zum Andenken des Sieges stiftete, den er über den Bischof von Cöln und den Grafen Heinrich von Luxenburg erforscht. Auch diese

diese Kirche enthält einige sehenswürdige Denkmäler und Gemälde. Zu erstern gehört vornemlich die Capelle des fürstl. Hauses Turn und Taris. Ein in dieser Kirche befindliches Mausoleum ist so sinnreich, daß man nach langem Nachsinnen, über den eigentlichen Sinn desselben in Zweifel bleibt. Der Grund ist von schwarzem, die Figuren von weissem Marmor. Diese sind erstlich eine Fama; unter derselben, die Tugend und die Zeit, die sich an einer goldenen Kette, wovon jene das eine, diese das andere Ende gefaßt hat, einander fortziehen, oder sich die Kette zu entreissen suchen. Unter beyden steht eine lateinische Inschrift, die an sich selbst zwar schön ist, aber doch keine Beziehung auf die Figuren zu haben scheint. Sie lautet:

Die Tugend der Nachkommen schmükt die Bildsäulen der Vorfahren. *)

Eine zweyte Inschrift, welche sich auf die Figuren bezieht, lieset man man unter dieser, am Fuß des Denkmals. Sie heißt:

Die Tugend, nicht die Zeit. **)

Nun ist es aber schwer zu errathen, ob diese lezte Inschrift nur den allgemeinen Saz ausdrücken soll: daß die Tugend stärker als die Zeit sey, und daß jene, nicht diese, den Sieg über die andere davon trage; oder ob sie zugleich eine besondere Bziehung auf die oben befindliche Figur der Fama haben soll, so daß man sich dabey denken müßte: daß

*) Majorum ornantur statuæ virtute minorum.

**) Virtus non tempus.

daß nicht die Zeit, welche den Nachruhm fortzureissen sich bemüht, sondern die Tugend, die ihn zu erhalten strebt, die Oberhand behalte. Aber dann müßten die beyden Figuren sich nicht einander, sondern die eine der andern die Fama zu entreissen suchen. Daß dies aber ihre Absicht sey, kann man nicht sehen. Dazu kömmt, daß die mittlere Inschrift, die sich unmittelbar unter den Figuren befindet, ohne eine merkliche Beziehung darauf zu haben, den Zuschauer vollends irre macht. Am Ende gebt man unbefriedigt von dannen, und vermuthet, daß der Künstler, der selbst nichts recht bestimmtes dabey denken mogte, sich vielleicht mit Sancho Pansa getröstet habe: Dieu me comprend — Gott versteht mich!

Aber ich bin es müde, dir Dinge zu beschreiben, die man, wenn sie uns Vergnügen machen und durch eine Uebung des Geschmaks und der Beurtheilungskraft Nutzen schaffen sollen, selbst sehen, nicht sich beschreiben lassen muß. Auch rükt die Stunde heran, die wir zu unserer Abreise bestimmt haben; und es giebt noch allerley in Ordnung zu bringen. Aber ehe ich schliesse, muß ich dir doch noch eine Merkwürdigkeit von Brüssel erzählen, die den Fremden, als etwas Sonderbares, hier zuerst aufzufallen pflegt.

Dies ist eine Art von Fuhrwerk, welches man hier auf allen Strassen sieht. Es besteht dasselbe in einem Wagen mit kleinen Rädern, der von — Hunden gezogen wird; und man bedient sich desselben zur Fortschaffung aller Lasten, welche

den

den Kräften dieser Thiere angemessen sind. Die Hunde, die man dazu braucht, und die von mittler Grösse sind, haben ein wolfmäßiges und dabey ein so ausgehungertes Ansehn, daß man sie ohne Mitleid nicht ansehn kann. Man hat ihnen ordentliches Siehlenzeug angelegt, und zwey, drey oder viere derselben neben einander gespannt. Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß die Kräfte dieser Thiere so viel vermögten, als man sie hier bewerkstelligen sieht. Mit verwunderung sahe ich unter andern daß ein Gespann von drey dergleichen Hunden eine Last von Muscheln zog, die einem Pferde zu schaffen gemacht haben würde, weil sie zwey grosse Waschkörbe voll ausmachte. Und damit rannten sie noch ziemlich schnell eine abschüssige Strasse hinauf. Man mag hier, wohin man will, gehen, so begegnen einem dergleichen Fuhrwerke; und wenn sie nicht geladen sind, so sizt doch gemeiniglich der Fuhrmann darauf, und läßt sich von seinen Hunden im Galop zurük fahren.

Auch die mit Pferden bespannten Lastwagen haben hier und im ganzen Lande eine Einrichtung, die ich anderwärts noch nicht gesehen hatte. Da nemlich die Wege überall so schön gepflastert sind, daß man nichts von ihren tiefen Spuren weiß: so hat man an den Frachtwagen auch denjenigen Theil derselben zu benutzen gesucht, der sich unter dem Wagen zwischen den Rädern befindet. Hier hängt entweder in Ketten oder in einem langen Korbe ein Theil der Fracht — Fässer, Kisten, Säcke, Holzkloben u. s. w. — bis nahe an die

Erde herab. Ein auf diese Weise beladener Wagen, kann daher ein Drittel mehr als ein anderer fortschaffen.

Wir sind mit unserm kurzen Aufenthalt in Brabant überhaupt und in Brüssel insonderheit recht sehr zufrieden. Das Land ist eins der fruchtbarsten, angebautesten und volkreichsten, die man sehen kann. *) Die Bewohner desselben stehen in dem Rufe, brave, treue und rechtliche Leute zu seyn; und wir fanden in unsern eigenen Beobachtungen nichts, was diesem Lob widersprach. Man sagt, das grobe Verbrechen, mithin auch die Bestrafung derselben, hier etwas äusserst seltenes seyn sollen; wirklich habe ich auch auf dem ganzen Striche, durch den wir gekommen sind, nicht ein einziges Holzgericht bemerkt. Der Brabanter, sagt man, ist arbeitsam, wenn er muß, aber kunstfleißig (industriös) aus Neigung. Sie lieben ihre Fürsten, so lange ihre Abgeordneten es nicht gar zu arg mit ihnen machen; aber ihre Abhängigkeit an allem, was ihnen angeerbt wurde, besonders an ihrer alten, ihnen über alles theuern Ver-

*) Wie ergiebig dieses Land und wie unerschöpflich es an Hülfsquellen seyn müsse, kann, wer es nicht selbst gesehen hat, schon daraus schließen, daß man überall Wohlhabenheit sieht, ohngeachtet bisher jährlich 4,600,000 Gulden über die Grenze giengen und niemals wiederkehrten. Denn so hoch beliefen sich, einer für zuverläßig gehaltenen Berechnung zufolge, die reinen Einkünfte, welche der Kayser bisher aus seinen Niederlanden zog. Wie stark muß also das Uebergewicht der Niederländer im Handel seyn, da sie eine solche jährliche Abgabe aushalten konnten, ohne arm dabey zu werden.

Verfassung, ist noch größer. Veränderungen und Neuerungen sind ihnen ein Gräuel. Dies und der starke Einfluß einer hier noch sehr mächtigen und sehr unduldsamen Priesterschaft haben das Licht der Aufklärung an Brabants Grenzen zurükgehalten. Man ist daher hier noch sehr abergläubisch, und wird es vermuthlich noch lange bleiben: weil der Mönchs- und Pfaffengeist hier noch wenig oder nichts von seinem allgewaltigen Einflusse verloren zu hab.n scheint. Dies läßt von der hierbevorstehenden Revolution für die Menschheit überhaupt, — wenigstens anfangs nicht viel Erfreuliches und Grosses hoffen. Die Pfaffen werden eine Hauptrolle dabey spielen; und diese werden sich wol hüten, dem menschlichen Geiste mehr Freyheit auszuwirken oder zu verwilligen, als mit den Ansprüchen ihres geistlichen Despotismus bestehen kann. Die Brabanter werden ihr Blut und Leben daran wagen, die bürgerlichen Ketten, von denen sie jezt gefesselt sind, zu zersprengen, um sich — geistliche dafür anlegen zu lassen. Dann wird man **Herr Gott dich loben wir!** singen, und sich frey wähnen, weil Hände und Füsse frey geworden sind, indeß man Kopf und Gewissen in neue Fesseln legte. O Menschheit! O Volk! Wie wird euch mitgespielt! — Aber auch dies wird und kann nur eine Zeitlang währen. Ein Volk, das in unsern Tagen frey wird, kann nicht lange mehr abergläubisch, also auch nicht lange mehr die blinde Kuh der Pfaffen bleiben. Der freye Mensch sieht die Dinge um sich her gar bald in einem andern Lichte und mit an-

dern Augen an, als der unterjochte. Er hat mehr Veranlassungen und mehr inneres Bedürfniß zum Nachdenken, als vorher, und die Schreckenbilder, die ihn vorher davon abhielten, verschwinden. Es könnte sich also doch wol fügen, daß die Priesterschaft dieses Landes eben dadurch, wodurch sie ihre geistliche Allgewalt noch fester zu gründen meint, ihr das Grab bereitete. Sage! Amen! liebe Lotte; ich sage es auch, und jeder Menschenfreund, der da weiß, was Priesterherrschaft zu bedeuten hat, sagt es mit uns.

In einer Stunde reisen wir ab. Meinen nächsten Brief erhältst du aus Paris; denn bis dahin werden wir, ohne uns irgendwo aufzuhalten, Tag und Nacht mit Extrapost gehn. Adieu, liebe Tochter! In einigen Tagen werden wir vor einer Bühne stehn, wo wir Schauspiele zu sehn hoffen, wie wir sie noch niemals sahen. —

Sechs-

Sechster Brief.

Paris, den 3. Aug. 89.

Wohl hat die Hofnung uns nicht getäuscht! Wohl stehen wir hier vor einer Bühne, wie es in diesem Jahrhunderte wenigstens, in Europa keine gab, und sehen Schauspiele aufführen, die an Grösse und Wunderbarkeit kaum jemals ihres Gleichen hatten! O meine Tochter! Es ist ein grosser, rührender, Herz und Geist erhebender Anblik, ein seit Jahrhunderten unterdrüktes und despotisch beherrschtes Volk in den festlichen Momenten zu sehen, da es sein schweres Sclavenjoch eben glüklich abgeschüttelt hat, und nun zum erstenmal wieder aus freyer Brust athmet, und nun zum erstenmal seine ganze vorige Schmach in ihrem ganzen Umfange übersieht und knirscht, und nun zum erstenmal seine Kraft und seine Rechte fühlt und fest entschlossen ist, beyde geltend zu machen und sich beyde nimmer wieder rauben zu lassen! — Aber da ich über alles, was diese merkwürdige Weltbegebenheit betrift, unsern Freunden T*. und St**. insbesondere schreiben werde: so unterdrücke ich in meinen Briefen an dich die dahin gehörigen Bemerkungen, und verweise dich darüber an Jene. *) Theilt euch einander mit, was ihr der Mittheilung werth achtet; dann werde ich, was ich Jedem von euch insbesondere schreibe,

 für

*) S. Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben von J. H. Campe. Braunschw. 1790.

für euch alle geschrieben haben. Jezt begleite mich, meine liebe Tochter, von Brüssel nach Paris.

Diese Strecke beträgt noch 71 französische oder 43 deutsche Meilen, und diese kann man, wenn man will und die nöthigen Anstalten dazu getroffen hat, innerhalb 24 — 30 Stunden fahren: so idealisch vollkommen ist das französische Postwesen! die erforderlichen Anstalten sind, daß man einen eigenen Wagen habe, und einen Eilboten vorausschicke, der die Posthalter benachrichtige. Dann findet man vor jedem Posthause die benöthigten Pferde zur bestimmten Stunde, oder vielmehr zur bestimmten Minuten in völliger Bereitschaft; in zwey Minuten ist umgespannt, und in jeder halben Stunde ist man um eine deutsche Meile weiter. Wir, die wir diese Anstalten nicht getroffen hatten, konnten völlig so geschwind nun freylich nicht fortkommen. Das lag aber nicht an der Art, wie die Posthalter uns bedienten; denn so wie wir bey einem Posthalter vorfuhren, hatte der ankommende Postillon den daselbst versammleten Postknechten nicht sobald: deux chevaux! (zwey Pferde!) zugerufen, als man diese schon dem Stalle zufliegen sah; und noch ehe wir uns aus unsern Mänteln loswickeln und aussteigen konnten: traten oft schon die verlangten beyden Pferde völlig aufgeschirrt aus dem Stalle hervor. Es lag auch nicht an dem guten Willen der Postreuter, noch an der Geschwindigkeit ihrer Pferde: denn wir sind wirklich mehrmals in einer halben Stunde eine gute deutsche Meile gefahren,

und nirgends fanden wir Ursache unsere Führer anzutreiben. Es lag vielmehr bloß an dem Umstande, daß wir keinen eigenen Wagen mitgebracht hatten. Dies verursachte auf jeder Station — und die Stationen sind hier alle klein, die meisten nur zwey französische Meilen, also nicht viel über eine deutsche lang — einen beträchtlichen Aufschub, weil der neue Wagen jedesmal erst vorgeführt und geschmiert, die Bagage umgepakt werden mußte. Eben dieser Umstand, daß wir keinen eigenen Wagen mitbrachten, führte noch eine andere und zwar grössere Unbequemlichkeit für uns herbey; diese nemlich: man findet auf keiner einzigen französischen Poststation eine Kutsche oder Chaise; das einzige Fuhrwerk, welches man haben kann, ist ein Kabriolet. Dies ist eine zweyrädrige Maschine, nicht um ein Haarbreit grösser und ganz so eingerichtet, wie unsere Kariolen, nur daß sie, gleich Chaisen, ein halbes Verdek haben und — für vier Menschen eingerichtet sind. Aber wehe den vier Menschen — wofern sie keine Franzosen sind, oder wie Franzosen sich zu arrangiren und zu behelfen wissen — die in ein solches Kästchen kriechen und sich wie Heringe und Stokfische darin einpacken lassen müssen, um eine Reise von mehrern Tagen und Nächten darinn zu thun! Dieser unglükliche Fall war der unsrige, ohngeachtet unserer nur drey waren. Ich kann dir die Mühe, die es jedesmal kostete, bevor wir mit unsern Personen, mit unsern Packeten und Mänteln und besonders mit unsern Beinen in Ordnung kamen, unmöglich so anschaulich machen, als sie mir noch

jezt vor dem Gedächtniß schwebt. Und diese Mühseligkeit ging alle Stunden, so oft nemlich umgepakt werden mußte, wieder von vorn an! Und so oft sie jedesmal überstanden war, wie wir dann in einander geschoben und gepreßt da sassen, ohne uns regen oder rühren zu können! Wer dies einmal erfahren hat, wird wenn er selbst dritte oder vierte ist, nie zum zweytenmal eine Reise durch Frankreich machen, ohne entweder seinen Wagen mitzubringen, oder sich des öffentlichen Postwagens zu bedienen. Für eine oder zwo Personen hingegen ist das Kabriolet ein vortrefliches Fuhrwerk.

Aber troz der besagten Unbequemlichkeiten bin ich in meinem Leben nie so ununterbrochen heiter und vergnügt gewesen, als in dieser drangvollen Lage von der Brabantschen Grenze an bis hier; ein Beweis, daß körperliche Ungemächlichkeiten und Beschwerden, wenn sie auch noch so drückend sind, unsere Zufriedenheit nicht stören können, sobald wir ihnen nur ein hinreichendes Maaß von Geduld, Standhaftigkeit und guter Laune entgegen setzen.

Die hiesigen Postreuter haben ein leichtes und niedliches Ansehen, und fahren ungebeten darauf los, als wenn jede Fahrt die lezte wäre, die ihre Pferde zu machen hätten. Ohngeachtet das eine Pferd zwischen zwey schweren Bäumen geht, die es tragen muß, so haben wir doch mehrere Stationen in ununterbrochenem Galop gemacht. Der Anzug der Postreuter besteht in einem blauen Reitjäkchen, mit rothen Aufschlägen und Kragen, und in Stiefeln, die ihnen fast bis an den Leib gehn,

und die dabey so geräumig, so dik und steif, als ein hölzernes Butterfaß sind. Darinn zu gehen ist unmöglich. Sie werden daher, wenn angespannt ist, neben das Sattelpferd hingestellt, und wenn alles fertig ist, tritt der Postillon mit seinen Schuhen in dieselben hinein, und schwingt sich dann, nicht ohne grosse Anstrengung, damit aufs Pferd. Ein Posthorn führen sie nicht; statt desselben aber besitzen sie die Kunst zu klatschen in einem Grade der Vollkommenheit, zu der sie wohl in keinem andern Lande jemals ausgebildet ward. Ohne alle sichtbare Anstrengung bringen sie jedesmal einen Knall hervor, der völlig eben so schmetternd und ohr-erschütternd, als der einer losgebrannten kleinen Pistole ist. Es ist der nationalen Lebhaftigkeit eines französischen Postreuters nicht genug, daß er galopiert; jeder einzelne Theil seines Körpers verlangt noch eine besondere Bewegung, ein besonderes Geschäft für sich. Daher knallt seine Rechte unaufhörlich mit der Peitsche, indeß die Linke die Zügel handhabt, die Füsse dem Sattelpferde zusetzen, und der Kopf sich alle Augenblicke nach den Reisenden umdreht, um mit ihnen zu schwatzen, zu schäkern und zu lachen. Man sieht auf diese Weise in jedem Postillon, die Nation im Kleinen.

Auch sind diese Leute, die in andern Ländern sich oft durch Grobheit und Unverschämtheit auszuzeichnen pflegen, hier durchgängig — wenigstens habe ich keine Ausnahme davon gesehn — eben so artig, höflich, honet und ehrlie-

bend, *) als die Nation im Ganzen ist. Nie hörte ich ein zankendes Wort von ihnen; nie äusserten sie Unzufriedenheit oder Unwillen über das Maaß unserer Freygebigkeit, nie veruneinigten sie sich, wegen des Ausweichens, mit Fuhrleuten, die ihnen begegneten, sondern wichen ihnen, wenn diese schwerer geladen hatten, als sie, von freyen Stücken und ungebeten aus; nie kam uns auf dieser ganzen Reise ein Strik oder desgleichen, was man in andern Ländern fast bey jedem Pferdewechsel einzubüssen pflegt ab Handen; nie wurden sie, auch bey unangenehmen Vorfällen, übellaunig, unwillig und grob. Dies nemliche Lob müssen wir auch ihren Herrn, den Posthaltern, wiederfahren lassen. Wir fanden in ihnen lauter artige, bescheidene, gesprächige, und in der Erfüllung ihrer Amtspflichten äusserst sorgfältige und thätige Männer.

Der Deutsche pflegt in der Regel aus Frankreich sehr zufrieden, der Franzose aus Deutschland eben so unzufrieden heimzukehren. Ehemals glaubte ich mir jenes aus dem Hange des Erstern

zum

*) Auf unserer Rükreise durch die Campagne fuhren wir mit der ordentlichen Eilpost, die mit Sechsen bespannt ist, also auch einen Vorreuter hat. Wir kamen an eine Stelle, wo die Hemmkette angelegt werden mußte, und indem der hintere Postillon die Pferde anhielt, rief er dem vordern zu; Charles descends (steig ab, Karl!) Karl sahe sich bey diesem Zuruf mit einem finstern Blicke nach ihm um, und sagte: rustre, ne peux tu pas dire, s'il me plait? (Ungeschliffener Bauer, kannst du nicht sagen: wenn's mir beliebt?) Der andere fühlte, daß Karl Recht habe, und erwiederte keine Silbe.

zum Bewundern, dieses aus dem Hange des Lez=
tern zur Selbstgenügsamkeit und zur Geringschä=
tzung alles dessen, was nicht französisch ist, erklä=
ren zu müssen. Jezt begreife ich, daß auch ohne
diese National=Eigenschaften auf beyden Seiten,
der Erfolg ungefähr der nemliche seyn müßte.
Der auffallende Unterschied des Postwesens und
der Postbedienten in beyden Ländern, würde allein
schon hinreichend seyn, ihn hervorzubringen. Wie
sollte der Deutsche, der, in vielen Gegenden we=
nigstens, keine andere, als erbärmliche Wege,
phlegmatische oder grobe und unverschämte Post=
reuter, und auf mancher Station keine andere,
als eine schnöde Behandlung zu erfahren gewohnt
ist, nicht mit Entzücken an ein Land zurükdenken,
wo er von dem allen das angenehme Gegentheil
fand? Und wie sollte der an dieses angenehme
Gegentheil gewöhnte Franzose sich in einem Lande
gefallen können, wo er wenigstens häufig genug,
bald in unergründlichen Wegen stecken bleibt, bald
von trägen, unbescheidenen und groben Postbedien=
ten gemißhandelt wird? Die meisten Reisenden
beurtheilen die Länder, wodurch sie kommen, nach
den Wegen, Postanstalten und Wirthshäusern,
die sie vorfinden; die Nationen selbst nach den
Postbedienten und Gastwirthen; die Regierung
eines Landes braucht also nur in ihrer Aufsicht
über diese nachläßig zu seyn, und es ist um den
guten Ruf ihrer Nation im Auslande geschehen. —

Die Grenzen zwischen den östreichischen Nie=
derlanden und Frankreich, braucht ein Reisender,
vornemlich jezt, nicht erst auf der Carte nach=
zu=

zusehen, oder durch Erkundigung zu erfahren; er bemerkt sie von selbst, ohngeachtet er weder in der Sprache, *) noch in den Sitten beyder Nationen etwas auffallend Unterscheidendes findet. Er bemerkt sie an der Verwandlung der Chaisen in Kabriolets, an der grössern Lebhaftigkeit, Artigkeit, Redseligkeit und Jovialität der Leute, die ihm vorkommen; an dem neuen Freyheitszeichen, der Kokarde, welche Jung und Alt, Vornehme und Geringe, Bürger und Bauern, Priester und Bettler an ihren Hüten und Müzen tragen, vornemlich an den Gesichtern, welche unter diesen Hüten und Müzen hervorgucken, und auf denen der Ausdruk vor Freude und Stolz über errungene Selbstständigkeit und Freyheit ganz unverkennbar liegt. Endlich erinnert ihn auch die Fillo (das Mädchen) und der Garçon (der Aufwärter) eines jeden Gasthofes oder Posthauses daran, wobey er absteiget, und worinn er irgend etwas, sey's auch nur ein Glas Wasser, genießt. Denn sobald er wieder einsteigen will, macht ihm jene ihren Kniks und sagt: Monsieur, souvenez vous de la fille — gedenken sie des Mädchens, mein Herr! — und hat er mit dieser sich abgefunden, so tritt der Garçon, der nicht selten, schon ein alter Kerl ist, hervor, und ruft ihm auch

*) Denn die französische Sprache ist in den östreichischen Niederlanden jezt bey weitem die herrschende; und statt der flamändischen Mundart, deren der niederländische gemeine Mann auf dem Lande sich noch bedient, lassen die französischen Landleute ihren, nicht sehr davon abweichenden französischen Patris hören.

auch sein Daseyn durch die Worte ins Gedächtniß: Monsieur, n'oubliez pas le garçon — vergessen Sie, mein Herr, des Burschen nicht! — Dies Souvenez vous und dies n'oubliez pas hört man überall und so oft, daß es einem damit geht, wie mit einem Liede, das man mehrmals hinter eineinander absingen hörte, und womit man sich nachher unwillkührlich herumträgt, und ohne daran zu denken oder es zu wollen, in Gedanken nachsingt. Wo ich jezt einen Aufwärter, eine Aufwärterin oder desgleichen zu Gesicht bekomme, da sumset mir schon ihr souvenez vous und ihr n'oubliez pas vor den Ohren, noch ehe sie es aussprechen. Dieser Gebrauch ist hier überall herrschend; selbst in den Schauspielhäusern findet mat ihn. Hier laufen nemlich vor und nach jedem Akt im Parterre und in den verschiedenen Logenreihen Leute herum, welche Erfrischungen — Orgeade, Limonade, Eis u. s. w. — feil bieten, indem sie mit durchdringender Stimme die zusammengezogenen und korrumpirten Worte: arschimed e gläſs! soll heissen: orgeade, limonade & glace *) ins Haus schreyen. Auch diese sogar ermangeln niemals, so oft man bezahlt hat, was man ihnen abnahm, durch die Bitte: n'oubliez pas le garçon an ihre eigene Person zu erinnern. Und so bey jeder andern Gelegenheit.

Ein

*) Es ist bekannt, daß die Pariser das a fast wie die Engländer, nemlich ä auszusprechen affektiren. Man hört daher, indem sie glace sagen wollen gläſs, statt Paris (Pari) Päri u. s. w.

Ein Hauptzug in dem Nationalcharakter der Franzosen, und gewiß nicht der schlechteste, ist der, daß sie bey jeder Schwierigkeit oder Unannehmlichkeit, die sich in Geschäften hervorthut, alles auf eine leichte, gefällige und honette Weise (d'une maniere honête) zu arrangiren wissen, wobey sie weder den Eigensinn noch das Mißtrauen gegen Fremde spüren lassen, die man, indem man durch andere Länder reiset, oft auf die unangenehmste Weise erfährt. Am wenigsten werden sie jemals die Verlegenheit oder Noth eines Fremden sich zu Nutze machen, um eine niedrige Eigennützigkeit durch Prellereyen zu befriedigen; und so wie sie selbst weit entfernt sind, diese schmutzige und unwürdige Denkungsart einem rechtlichen Menschen (einem homme comme il faut d. i. einem anständig Gekleideten) zuzutrauen: so entrüstet sich auch ihr Herz gegen nichts so sehr, als gegen einen Verdacht, der ihnen, wär's auch nur auf die leiseste Art, bey solchen Gelegenheiten geäussert wird. Dieser Charakterzug von Zartgefühl und Vertrauen, und jenes leichte und gefällige zu machen wissen (savoir faire) bey jeder sich einstellenden Schwierigkeit, kommen einem Reisenden bey mancher Gelegenheit gar treflich zu Statten. Hier sind ein Paar Beyspiele, welche dieser Bemerkung zum Belage dienen können.

Es herscht jezt in Frankreich ein grosser Mangel, wie an klingender Münze überhaupt, so besonders auch an kleinem Gelde oder Scheidemünze. Das meiste im Umlauf befindliche Geld besteht in Papier (billets de la caisse d'éscompte) und

von klingender Münze sieht man fast nur Karolinen, ganze und halbe Kronen oder Laubthaler. Die kleinern Münzsorten sind äusserst rar. Man geräth daher auf jeder Poststation in die Verlegenheit, daß man das, was man dem Postmeister und dem Postreuter, nebst der fille und dem garçon zu bezahlen hat; nicht zu machen weiß, weil man selten Einen findet, der so viel Scheidemünze besizt, daß er den Ueberschuß zurükgeben könnte. Dies würde in jedem andern Lande die unangenehmsten Weitläuftigkeiten und Verdrießlichkeiten verursachen. Hier verursacht es keine. Der Postmeister, der Postreuter, sogar die fille und der garçon, sogar der Bettler vor der Thür versichern sogleich, es habe nichts zu sagen; bitten, daß man sich deshalb nicht beunruhige; verweisen, was man ihnen schuldig bleibt an den neuen Postillon, und sind gleich weit entfernt, diesem die Schelmerey, das für sie Empfangene unterzuschlagen, als dem Fremden die Ehrlosigkeit, ihm das Schuldiggebliebene oder Versprochene nicht zu entrichten, zuzutrauen. Nun fügt es sich aber oft, daß man auf der nächsten Station es eben so unmöglich findet, sich sowohl der alten als der neuen Schuld wegen aus einander zu setzen, weil es auch hier an Scheidemünze fehlt. Aber auch dies hat abermals nichts zu sagen. Jeder verweiset auf neue seine eigene und seine übernommene Forderung an den neuen Postreuter, und läßt uns abermals mit der Bitte, sich deshalb nicht zu beunruhigen, weiter reisen. Und so könnte man, wenn man wollte, oder wenn es

die

die Noth erforderte, ohne zu bezahlen, durchs ganze Land reisen, und man braucht die gesammten Forderung von allen Stationen nur dem lezten Postillon zu entrichten. Das Auffallendste hierbey ist, daß kein Mensch die geringste Aengstlichkeit, das geringste Mißtrauen äussert, oder die geringste Vorsichtigkeitsmaaßregel nimmt, um nicht hintergangen zu werden. Der Postmeister und der Postillon laufen freylich keine Gefahr dabey, weil das nächste Postamt ihnen für ihre übertragene Forderung stehen muß: aber wer steht der fille, wer dem garçon und wer dem Bettler dafür, daß der Reisende ihnen das Versprochene schicken werde? Und dennoch sind auch diese eben so ruhig dabey. Ihr eigenes Gefühl von Ehre verbürgt sich für das Ehrgefühl des Fremden. Dies ist ihre Sicherheit; und diese ist ihnen genug.

Ein zweytes Beyspiel. Nach französischer Postordnung müssen drey Reisende vier Pferde nehmen. Nun ist es aber theils nicht gut möglich, theils völlig unnüz und überflüßig ein so eingerichtetes und so leichtes Fuhrwerk, als ein hiesiges Kabriolet ist, auf so schönen Kunststrassen, als man hier überall findet, mit so vielen Pferden zu bespannen, da man mit zweyen so geschwind und gut, als möglich fährt, und da der brancars — die Bäume — wegen sich vier Pferde nicht wohl vorspannen lassen. Eigensinnige und eigennützige Posthalter würden indeß, besonders wenn sie so viel müßige Pferde, als die hiesigen, auf dem Stalle

stehen

stehen hätten, *) sich die Strenge der Verordnung zu Nutze machen, um den Fremden so viel Geld abzunehmen, als das Gesez ihnen erlaubt. Der französische Posthalter äussert auch hierbey eine billigere Denkungsart. Er schlägt den Fremden von freyen Stücken den Weg der gütlichen Auseinandersetzung — la voie de l'accommodoment — vor. „Wir wollen uns vergleichen, sagt er. Sie bezahlen, meine Herren, statt der gesezmäßigen vier Pferde nur drey, und ich lasse sie mit zweyen fahren, womit sie eben so geschwind fortkommen, als wenn ich ihnen zwanzig vorlegen liesse. So ist Vortheil und Nachtheil gleichmäßig zwischen uns getheilt." Wer will, der kann auch hiervon noch etwas abdingen, und die folgenden Posthalter richten sich, scheint's, nach dem Vertrage, den man mit dem ersten gemacht hat. Wenigstens mußten wir dies daraus schliessen, weil wir auf jeder neuen Station gemeiniglich gefragt wurden, wie wir uns mit dem vorigen Posthalter arrangirt hätten? Unsere Aussage darüber wurde auf Treue und Glauben angenommen, und bey dem neuen Arrangement zum Grunde gelegt.

Von der zarten Empfindlichkeit der Franzosen, sogar der gemeinen Franzosen, bey einem auch noch so leise geäusserten Verdachte gegen ihre Ehrlichkeit, erlebte ich heute folgendes Beyspiel. Ich ließ mir ein Kleid anmessen; und als der Schneider,

*) Wir fanden hier bey einigen über 50, bey einem sogar 96 Stück.

der, auf meine Frage, wie viel Zeug er dazu brauche? mir die benöthigte Ellenzahl genannt hatte: warf ich, wie man in Deutschland wol zu thun pflegt und ohne zu beleidigen thun darf, mehr scherzend als im Ernst die Frage hin: wie viel davon für ihn selbst abfiele? Eine edle Röthe färbte in diesem Augenblick seine Wangen; sein Blick und alle seine Gesichtszüge drükten ein Gemisch von Schmerz und Unwillen aus; er betheuerte dabey seine Unfähigkeit zu betriegen auf eine Weise, die mir keinen Zweifel überließ, daß seine Empfindlichkeit nicht die gewöhnliche Grimasse der sogenannten ehrlichen Leute, sondern wahr und aufrichtig sey. Ich hatte genug zu thun, ihn zu überzeugen, daß ich nur gescherzt hätte; und als ich hierauf das französische Ellenmaaß mit den unsrigen verglich, fand ich wirklich, daß er nicht zu viel gefordert hatte. — Aber was machen wir denn schon in Paris? Ich wollte ja heute dir nur von unserer Herreise schreiben; also wieder zurük zu ihr.

Verschiedene auf dieser Reise von uns aufgefaßte, kleine, aber mahlerische Züge von dem Nationalgeist und dem Charakter dieses Volks, so wie sich beyde vornemlich jezt, während der angefangenen gänzlichen Umwälzung dieses Staats zeigen, habe ich schon für unsern T*. aufgezeichnet. Ich übergebe sie also hier, und fahre fort, nur solche Bemerkungen für dich aufzuschreiben, die ich Jenem noch nicht mitgetheilt habe.

Du weißt, daß ich immer der Meynung war: man könne den Zustand eines Volks, und ob es

lange unter despotischem Druk geseufzt oder einer milden Behandlung sich zu erfreuen gehabt habe, ohne seine Geschichte zu kennen, schon mit grosser Wahrscheinlichkeit aus den gangbarsten Physionomien desselben schliessen. In dieser Meynung bin ich, seit dem ich einen Theil des französischen Landvolks gesehn habe, von neuem bestärkt worden. Troz dem natürlichen Leichtsinn dieser Nation, der sie alles Ungemach geschwind und leicht verschmerzen läßt, troz ihrem unerschöpflichen Vorrath an guter Laune und der ihr angebohrnen überwiegenden Neigung zur Lustigkeit, ist mir doch auf dieser ganzen Reise unter dem eigentlichen Landvolke nicht ein einziges Gesicht vorgekommen, aus welchem Wohlbehagen, Zufriedenheit oder gar Fröhlichkeit hervorleuchtete, ohngeachtet wir durch viele Dörfer des Sonntags kamen, mithin die Bewohner derselben in festlicher Kleidung und in dem Zustande der Erholung fanden. Zwar sahen wir hier nicht jene von Dummheit, Aberglauben und Unempfindlichkeit starrenden, von Sklaventücken und verbissenem Sklavengrimm verschrobenen und verunstalteten Zerrgesichte, wie man sie bey andern Nationen, die, wie diese, seit einer langen Reihe von Jahren zur schmählichen Knechtschaft verdammt waren, zu finden gewohnt ist: aber es kam uns doch auch kaum ein einziges schieres, blühendes, von Glükseligkeitsgefühl gefärbtes, und von Gramm und Sorgen noch nicht eingedrüktes, noch nicht zusammengezogenes und verbleichtes menschliches Antliz vor. Deutliche Spuren von überstandener Bedräckung zeigten alle;

aber der gute Stoff, woraus die Natur diese Menschen formte, hat dadurch doch nicht ganz verderbt werden können. Ihre natürliche Anlage zur Munterkeit zu einem lebhaften Verstande, zur Gutmüthigkeit und zum feinern Ehrgefühl hat sich durchgeschlagen, hat sich dennoch bis auf einen, unter solchen Umständen bewundernswürdigen Grad entwickelt, troz Generalpächter und Unterpächter, troz der eisernen Ruthe, womit der monarchische Despotismus, und troz der Schlangen und Scorpionen, womit der adeliche und geistliche Aristokratismus sie unabläßig geiselte! Man sieht daher zwar ausgehungerte, blasse und leidende, aber keine widerwärtige, klotzige, stupide und tückische Gesichtsbildungen unter ihnen. Mir wenigstens sind dergleichen, wie ich sie in andern despotischen Staaten bey hunderten sehe, unter dem französischen Landvolke nirgends vorgekommen. Diese und ähnliche Bemerkungen zwangen mir schon oft den Ausruf ab: was müßte diese Nation unter andern Nationen seyn, wenn sie eben so lange, als sie unter dem unnatürlichen und zerstörenden Druk der willkührlichen Gewalt geseufzt hat, sich einer gesezlichen, weisen und milden Staatsverfassung zu erfreuen gehabt hätte; und was kann, was muß nunmehr noch jetzund aus ihr werden, da sie jene muthig abgeschüttelt und diese zu errichten angefangen hat! Seit Jahrhunderten gemißhandelt, und doch noch so munter, so rasch, so stark und so gut! Seit Jahrhunderten, wie ein Wurm zertreten zu seyn, und doch noch so viel Zartgefühl für Ehre und angebohr-

nes

nes Menschenrecht aufzuweisen zu haben, und doch noch im Besiz einer Vollkraft und Seelenelasticität zu seyn, wodurch sie ganz Europa jezt in Erstaunen sezt! Es kann nicht fehlen, diese Nation muß, wenn sie, wie zu hoffen steht, mit dem angefangenen grossen Werke ihrer politischen, religiösen und moralischen Wiedergeburt zu Stande kommen wird, eine der aufgeklärtesten, edelsten, besten und glüklichsten auf Gottes Erdboden werden!

Die Wohnungen der Landleute in den von der Hauptstadt entfernten Provinzen, sind im eigentlichen Verstande Hütten — Ställe könnte ich sagen, ohne daß mich Jemand der Uebertreibung zeihen dürfte: denn ich habe anderwärts wirklich Schweine- und Kuhställe gesehn, die mit diesen armseligen kleinen, aus Lehm errichteten Hütten, die, wenigstens auf den der Strasse zugewandten Seiten, nicht ein einziges Fensterchen oder Luftloch haben, verglichen, für Prachtgebäude gelten konnten. In einem höchst widerlichen, entsezlichen und schauderhaften Abstiche mit diesen armseligen Wohnungen stehen in einigen Dörfern, wie z. B. in dem Markisat Soucou zwischen Perrones und Port a St. Marence, die Palläste der üppigen und übermüthigen Tyrannen der armen Landleute, mit Prachtgärten und allem Zubehör von Lustparthien, Grotten, Zelthäusern u. s. w. umgeben — gleichsam um dem Elende derer, durch deren sauern Schweiß dies alles für sie hervorgebracht ward, öffentlich Hohn zu sprechen! Und wenn man nun vollends sich hier erzählen läßt, mit welcher Unempfindlichkeit diese aristo-

kratischen Tyrannen, die adelichen Gutsherrn und die geistlichen Pfründenbesitzer, den oft so drückenden Mangel ihrer armen Sclaven ansahn, ohne ihnen, zur Erleichterung desselben, von ihrem eigenen Ueberflusse auch nur das mindeste zufliessen zu lassen; und mit welcher Härte und Unmenschlichkeit sie dieselbeu zur Entrichtung ihrer schweren Abgaben und zur Vollbringung ihrer harten Frohnarbeiten antreiben liessen: dann empört sich jedes menschlich gesinnte Herz gegen diese schwelgenden und fühllosen Unterdrücker ihrer Brüder; man freut sich der angefangenen Erlösung der Bedrükten, und man mögte gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen, um den aristokratischen und hierarchischen Despotismus mit dem monarchischen zugleich, von Grund aus zu vertilgen!

Die Kleidung des französischen Landvolks entspricht seinem Nationalcharakter. Sie ist leicht und durchgängig von lebhaften Farben. Die weisse Farbe ist für beyde Geschlechter die gewöhnlichste, wozu beym männlichen noch rothe oder hellblaue Unterkleider, beym weiblichen rothe Schürzen kommen. Auf dem Kopfe tragen die Weiber durchgängig Dormösen.

Ein gewisses Thier, welches bey uns, ich weiß nicht warum, eine so lächerliche und verächtliche Rolle spielt, daß man sich fast scheuet, seinen Namen auszusprechen, wird in Frankreich besser geschäzt. Ich meine den Esel. Dies eben so genügsame als nüzliche Geschöpf ist bey den hiesigen Landleuten mit Recht sehr beliebt, und sie scheinen fast alle Geschäfte, wozu man sonst Pferde

braucht,

braucht, sehr gut und vortheilhaft damit zu verrichten. Auf den Landstrassen sieht man — die Posten und Frachtwagen abgerechnet, welche durchgängig mit Pferden bespannt sind — keine andere Lastthiere als diese. Sie bedienen sich ihrer zum Reiten sowohl, als auch zur Fortschaffung der Landesprodukte nach den Städten. Selbst rechtliche Männer und wohlgekleidete Frauenzimmer sieht man häufig darauf einherreiten.

Die beträchtlichen Städte, durch welche wir kamen, sind **Valenciennes**, **Cambray**, **Peronnes** und **Senlis**. Die erste ist die wichtigste. Sie hat beynahe den Umfang unsers Braunschweigs; an Volksmenge mag sie es übertreffen. Alle diese Städte haben jezt ein sehr lebhaftes, kriegerisches und republikanisches Ansehen. Erst seit einigen Tagen hat man daselbst zu den Waffen gegriffen, und nach dem Beyspiel der Pariser, sich für frey erklärt. Alles ist daher noch in dem Zustande einer ungewöhnlichen Seelenerhebung, in einer Art von Rausch, den der schnelle und kaum gehofte Uebergang aus der Sklaverey zur Freyheit, aus der hofnungslosen Verzweiflung zum überschwenglichen Entzücken, hervorgebracht hat. Die Strassen wimmeln von frolockenden Weibern und Kindern, die Thore und öffentlichen Plätze von bewafneten Männern und Jünglingen. Ueberall Trommellerm und Waffengeklirr; überall die eifrigsten und kräftigsten Vorkehrungen zur Behauptung der neuen Freyheit, und zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Sogar Knaben — kaum groß und stark genug eine Flinte zu tragen

— unterstützen den patriotischen Eifer ihrer Väter und nehmen Antheil daran. An dem Thore von Senlis fanden wir einen solchen, der wohl nicht über zehn bis eilf Jahr alt seyn konnte, Schildwache stehn; und wir wurden mit einer Vorsicht und mit einem Ernst von ihm examinirt, die uns Achtung für ihn einflößten.

Zu **Valenciennes** hatte man eben zwey unglükliche Bauern aufgeknüft, die im Taumel der Freude über den plözlichen Sturz ihrer Tyrannen, sich hatten beykommen lassen, gegen einen benachbarten Prälaten, dessen Vasallen sie waren, Gewaltthätigkeiten zu verüben. Die Hinrichtung war vorbey, aber der grosse Marktplaz, auf dem man sie verrichtet hatte, wimmelte noch von Bewafneten und vom Volk. Unter demselben ging eine schwarz vermummte Gestalt, ein sogenannter **barmherziger Bruder**, mit einer Büchse herum und sammlete Allmosen für die Seelenruhe der Gehenkten, d. i. für die leibliche Ruhe und Schwelgerey der Mönche, die den Pöbel überredet haben, daß sie die Armensünderseelen durch ihre Messen aus dem Fegfeuer und aus der Hölle selbst loszubeten vermögen. Ein bewafneter Bürger, der uns am Thore mitgegeben wurde, führte uns durch das Volksgewimmel nach dem Stadthause, allwo wir dem daselbst befindlichen Abgeordneten der Bürgerschaft unsere Pässe vorzeigen müßten, um sie von demselben unterschreiben zu lassen. Hier wurden wir auch, und zwar auf öffentlicher Strasse, und zwar von der Hand eines jungen Mädchens, mit dem Freyheitszeichen, der Kokarde, versehn.

Kaum

Kaum hatten wir diese am Hute, so sahen wir uns für Schuzgenossen der freygewordenen Nation an; und gingen als solche, ohne alle Besorgniß, und ohne Begleiter, überall herum, um die Stadt und das wallende Volksgetümmel in Augenschein zu nehmen.

Auf dem Marktplatze — la grande place — steht ein Werk der Schmeicheley, welches mit dem nunmehrigen Zustande der freygewordenen Nation einen gar lächerlichen Abstich macht. Es ist eine Bildsäule von weissem Marmor, welche das Andenken des schlaffen, unfähigen und von Lustdirnen beherrschten **Ludwigs** XV. verewigen soll. Schon der blosse Anblik einer Bildsäule dieses Königs auf einem Platze, der von freygewordenen Menschen wimmelt, hat etwas auffallendes; aber die übermüthige, stolze, gebietende und fast drohende Stellung, worinn der Künstler den schwachen Despoten dargestellt hat, verglichen mit der Lage, worinn sein besserer Nachfolger sich jezt befindet, giebt ihr vollends ein poßierliches und lächerliches Ansehn. Ich vermuthe, daß diese Bildsäule hier die längste Zeit einem Volke Hohn gesprochen hat, welche derjenige, den sie vorstellt in so tiefes Elend stürzen half.

In der hiesigen lieben-Frauenkirche — l'église de notre Dame — fanden wir eine Art von Vestalin, eine alte wenigstens siebenzigjährige Frau, die eine Art von heiligem Feuer, eine brennende Kerze unter einem Marienbilde, unterhalten muß. Um nicht müßig dabey zu seyn, hatte sie ihr Spinnrad bey sich und spann — in der Kirche.

Ich glaubte, diese geringfügige Bemerkung, als ein Pröbchen von französischer Thätigkeitsliebe, wol auch für dich aufschreiben zu dürfen.

Zu Senlis, einer hübsch gelegenen und ganz artigen bischöflichen Stadt von mäßigem Umfange, ward uns der erste sinnliche Genuß von den Früchten der neuen französischen Freyheit gewährt. Man sezte uns nemlich ein gebratenes Kaninchen aus den jezt preisgegebenen Forsten des Prinzen Condé vor, dessen Jagdreviere vormals als ein Heiligthum bewacht wurden, und worinn jeder auch noch so unbedeutende Jagdraub nichts Geringeres, als Galeerenstrafe, nach sich zog. Jezt, nachdem der Prinz von allen übrigen französischen Unterkönigen die Flucht ergriffen hat, stehn sie offen, und jeder schießt oder fängt, was er will und kann. Diese herrlichen Waldungen sind Thiergärten im eigentlichen Sinn des Worts. Denn man hat sie nicht nur durch Alleen und englische Gartenparthien zu Lustwäldern eingerichtet: sondern sie wimmelt auch von allerley Arten von Wild. Nach einigen Monaten werden sie nicht mehr davon wimmeln.

Der Weg von Senlis nach Paris, der noch vierzehn französische Meilen beträgt, ist überaus schön und anmuthig. Eine herrliche Kunststrasse von hohen Ulmen beschattet; überall reiche, vortreflich angebaute, mit herrschaftlichen Gutshäusern, und mit schimmernden Dörfern, welche Städte zu seyn scheinen, dicht besäete Landschaften, in denen mit Ulmenreihen bepflanzten Strassen sich durchkreuzen; zur Rechten eine Reihe von

Ber-

Bergen und Anhöhn, mit Schlössern, Klöstern und Dörfern bedekt, weiter hin die Stadt St. Denys mit ihrer ehrwürdigen Kathedralkirche; dann die Rükseiten der nahe vor Paris liegenden Anhöhen Montmarte und Menilmontant, mit Sommerhäusern zum Vergnügen reicher Pariser bepflanzt, und endlich von Paris selbst, dessen Annäherung man bey jedem Schritte stärker ahndet, ohne es zu sehen, die erhabene Kuppel der Invalidenkirche, die über die ganze Stadt majestätisch emporragt, und die Aussichten zwischen den beyden unabsehlich langen Baumreihen der Kunststrasse, auf der man fährt, am fernen Horizont sehr malerisch begrenzt; — alle diese grossen, reichen und prächtigen Landschaftsscenen, nebst der Erwartung der noch grössern und prächtigern Dinge, die da kommen sollen, spannen und erhizen die Einbildungskraft des Ankommenden immer stärker, bis er endlich, ohne den eigentlichen Eintritt gemerkt zu haben, sich plözlich zwischen den ersten, nicht sehr eleganten Häuserreihen der Vorstadt sieht, und allmählich sich wieder abzukühlen Gelegenheit findet.

Einen abentheuerlichen Auftritt, den wir gleich bey unserer Ankunft in dieser Vorstadt hatten, und die Eindrücke, welche die erste Ansicht der ungeheuren Riesenstadt in ihren engen, dumpfigen, volkreichen und lermenden Strassen auf uns machte, wirst du in meinem Briefe an unsern T** beschrieben finden.

Und nun, liebe Lotte, genug für heute! Eigentliche Briefe mußt du nun künftig nicht mehr, wenigstens so oft nicht mehr, als bisher, von mir erwarten. Wir stehen jezt am Gestade des grossen Pariser Oceans, und sehen schwindelnd in ihn hinab; morgen stürzen wir uns selbst Kopf über Kopf unter hinein, und überlassen uns den schaukelnden Wogen desselben. Daß da, wenigstens in den ersten Tagen, nicht viel Zeit, noch weniger Lust zum Briefschreiben übrig bleiben werde, kannst du denken. Indeß will ich jede Ruhestunde und jeden Theil der Nacht, den ich dem Schlafe abknappen kann, dazu anwenden, diejenigen Bemerkungen für euch zu Papier zu bringen, von denen ich glauben darf, daß ihr sie nicht ungern lesen werdet; und diese werde ich dann wöchentlich in besondern Auszügen aus meinem allgemeinen Tagebuch so unter euch vertheilen, wie es mir paßlich scheinen wird. Lebe wohl, mein gutes Kind!

Neun=

Neunter Brief.

Paris, den 7. Aug. 89.

Hier, liebe Tochter, hast du nun die erste Lieferung aus meinem Pariser Tagebuche. Aber damit es deiner Einbildungskraft leichter werde, mich auf meinen Tagereisen durch das Innere dieser riesenmäßigen Stadt zugleiten: so muß ich dir das Ungeheuer wol erst im Allgemeinen — versteht sich nur mit Kohlenstrichen und ohne ausmahlende Schattirungen — ein wenig vorzeichnen.

Wenn man die ehemaligen Wälle von Paris (les boulevards) die aber jetzt nicht Wälle mehr, sondern Straßen und Spaziergänge innerhalb der Stadt sind — zur eigentlichen Gränze derselben annehmen wollte: so würde ihr Umriß beinahe cirkelförmig seyn. Nimmt man aber alles, was in neueren Zeiten, außerhalb diesen Boulewards, an Vorstädten, einzelnen Straßen und Plätzen hinzugekommen ist mit dazu: so wird man ihre Form nur dann erst angeben können, wann das große Werk der Einschließung dieses ungeheuren Orts, durch eine Mauer ganz vollendet seyn wird. Uebersieht man dies erstaunliche Ganze, so wie es jetzt ist, von einer Anhöhe oder von einem Thurm: so kann man gar nicht sagen, wo es anfange und wo es aufhöre. Die ganze Gegend umher, so weit das Auge reicht, ist dergestalt mit Gebäuden aller Art besäet, daß man fast keine

Be-

Begrenzung der Stadt unterscheiden kann, und daß man sie beinahe für unermeßlich halten muß. Sogar verschiedene, meilenweit entlegene Lustschlösser, Städte und Dörfer, z. B. **Meudon**, Seve, St. Cloud, **Passy**, St. Denys u. s. w. scheinen mit ihr zusammenzuhängen und entferntere Theile von ihr zu seyn. **Versailles** selbst scheint, wenn man von Paris aus dahin fährt, ohngeachtet es vier französische Meilen weit davon entfernt ist, damit zusammenzuhängen, weil man den Weg dahin mehr für eine Stadtstraße, als für eine Landstraße zu nehmen geneigt ist, indem er nicht nur fast überall mit Gebäuden eingefaßt, sondern auch mit Scheinwerfern (Reverberes) zur nächtlichen Erleuchtung behängt ist. Der Durchschnitt zwischen zwei entgegengesetzten Barrieren — den jetzigen Thoren der Stadt — beträgt eine starke deutsche Meile; also ihr Umfang, nach dieser Angabe berechnet und die Stadt für ganz cirkelförmig angenommen, über drei deutsche Meilen.

Unsere deutschen Statistiker geben die Volksmenge von Paris auf 7 — 800,000 an. Die Pariser sebst nehmen den Mund viel voller. Sie schätzten sich, mit Inbegriff der Fremden, die sie im Durchschnitt zu 150,000 annehmen, auf 1,130,452, worunter man nicht weniger als 200,000 Arme zählt.*) Man versichert nämlich, daß

780,

*) Nouvelle Description des couriosités de paris. T. I. p. 6 Mercier, im Tableau de paris, nimmt an einer Stelle auch nur 800,000 an einer andern aber

780,452 die letzte Kopfsteuer entrichtet haben, und wenn man zu diesen die angegebenen Zahlen der Fremden und der Armen hinzuaddirt; so kömmt die behauptete ungeheuere Summe heraus.

Man zählt in dieser unermeßlichen Stadt gegen 1000 Straßen, über 50,000 Häuser und unter diesen über 500 Paläste, 146 Klöster und Abteien, 26 Hospitäler, 46 Parochial- und 20 andere Kirchen, außer den unzählbaren Kirchen und Kapellen der Klöster u. s. w.; ein Heer von 200,000 männlichen und weiblichen Dienstboten; ein anderes von 15,200 Haarkräuselern;*) 20,000 Wasserträger, 1500 Miethkutscher außer 13,000 eigenen Equipagen; 200,000 Hunde, welche die

aber gegen eine Million an. Büffon berechnet die jährliche Zahl der Gestorbenen im Durchschnitt auf 20,000, und bringt hierauf, indem er auf 35 Lebende einen Todten rechnet, nur eine Volksmenge von 700,000 heraus. Allein diese Berechnung ist auf jeden Fall gewiß falsch, weil in einem ungeheuren so Menschenschlunde, als Paris ist, die Sterblichkeit nothwendig viel größer seyn muß. Entweder ist also die Zahl der jährlich Verstorbenen im Durchschnitt beträchtlicher, oder die gesammte Volksmenge könnte nicht über 600,000 seyn. So wird sie vom Abbe Expilly auch wirklich angegeben. Allein dieser legt dabei die Listen der Gebohrnen zum Grunde indem er sehr willkürlich auf ein neugebohrnes Kind dreissig Einwohner rechnet. In dieser Rechnung fehlen aber nicht nur die Juden, sondern auch alle, die schon getauft sich nach Paris verpflanzten.

*) Nämlich 1200 Meister, 6000 Gesellen und Lehrbursche, 2000 Unzünftige, die diese edle Kunst, mit Gefahr dafür ins Bicetre eingespert zu werden, heimlich treiben, und 6000 Hausfriseurs, die zugleich Bedienten sind. Mercier.

die Franzosen, noch mehr die Französinnen, vorzüglich lieben; *) eben so viel Katzen, und eben so viel Singevögel, Papageien und Affen. Diese Angaben mögen deiner Einbildungskraft zum Maaßstabe dienen, um dir von der Größe und der Volksmenge dieser Stadt eine ungefähre Vorstellung zu machen.

Die Breite der allermeisten Straßen steht mit dem darauf herrschenden erstaunlichen Menschengewühl von Fußgängern, Fahrenden und Reutenden, in gar schlechtem Verhältniß; eben so mit der unförmlichen Höhe der sie einschließenden Häuser. Diese sind fast durchgängig fünf bis sieben Stockwerke hoch, und überdem noch mit vielen, hoch emporragenden und durch eine Mauer vereinigten Schorsteinen gekrönt, welche ihnen vollends ein unförmliches, riesenmäßiges Ansehn geben. Das Pflaster ist vortreflich — gewesen; auch jetzt noch so gut, als es in einer solchen Stadt, und unter einem solchen Straßengewimmel, auch bei der sorgfältigsten Unterhaltung bleiben kann. Eben dieses muß ich auch von der Straßen-reinigung sagen. Es ist schlechterdings unmöglich, daß diese in einer so großen und so volkreichen Stadt eben so musterhaft, als an einem

zu

*) Man fragte einst einen hiesigen Armen, der sein erbetteltes Brod mit einem treuen Hund theilt: warum er diesen nicht lieber abschaffte? „Ihn abschaffen?" antwortete der arme Mann; „und wer sollte dann mich lieben?" Ein Zug, den der Hr. v. Kotzebue in seinem Schauspiele: Menschenhaß und Reue sehr geschickt benutzt hat.

kleinern und menschenleeren Orte sey. So groß und mannigfaltig daher die Anstalten, die man zu diesem Behuf hier getroffen hat, auch immer seyn mögen: so wandelt man doch fast überall, bei trockner Witterung, in erstickenden Staubwolken, und bei Regenwetter in einem Straßenkothe der so schlüpfrig als Butter und zugleich so stinkend ist, daß man den parfümirten Herrn und Damen, denen man begegnet, für den Dunstkreis von Sohlgerüchen, den sie mit sich führen, wirklich danken muß.

Die nächtliche Erleuchtung wird hier nicht durch gewöhnliche Laternen, sondern durch sogenannte Scheinwerfer (Reverberes) d. i. durch eine Art von Laternen beschaft, welche an einem queer über die Straße gezogenen Stricke in freier Luft hangen, und auf jeder Seite hinter der Lampe mit einem wohlpolirten Bleche versehen sind, welches die Lichtstralen zurückwirft. Der Vortheil, den diese Einrichtung gewährt, ist augenscheinlich, denn die Zahl dieser Scheinwerfer soll nicht einmal den sechsten Theil der ehemaligen Laternenzahl betragen, weil sie 50—80 Schritt auseinander hängen. Und doch gesteht Jedermann, daß die Erleuchtung jetzt viel besser sey als ehemals.

Wir wohnen hier beinahe in dem Mittelpunkte der Stadt, ohnfern der **neuen Brücke** —pont neuf— in der sogenannten Vorstadt St. Germain, die aber schon lange keine Vorstadt mehr, sondern ein beträchtlicher Theil der Stadt ist: dennoch kannst du dir kaum vorstellen, was für

lange und beschwerliche Tagereisen wir von diesem Mittelpunkt aus täglich anstellen müssen, um die Stadt nach ihren verschiedenen Theilen und deren vorzüglichste Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Wir haben unglücklicher Weise gerade sehr heißes Wetter und leiden daher in den engen, dumpfigen und volkreichen Straßen von Hitze, Drang, Staub und häßlichen Gerüchen mehr als ich dir beschreiben kann. Wir wandern nämlich gewöhnlich, wie du denken kannst, zu Fuß, theils weil man aus Kutschenfenstern heraus wenig und schlecht beobachtet, theils weil hier das Fahren für Leute comme il faut, die sich nicht gern in einen schmutzigen Fiaker einpacken, gar zu theuer ist.*) Nun hat aber das Straßengehn in Paris seine eigenen Schwierigkeiten und Gefahren weil man, um nicht gestossen, getretten, übergefahren oder übergeritten zu werden, die Augen überall haben, sich wie ein Aal durchwinden: und wie ein Frosch hin und her hüpfen muß.**) Die Pariser haben hierin

*) Ein rechtlicher Miethswagen kostet nämlich, mit Inbegriff des Trinkgeldes, für den halben Tag 12 Liv. d. i. 3 Thlr., für den ganzen 18 Liv. d. i. 4 Thlr. 12 Ggr.

**) Die Zahl der Menschen, die durch Ueberfahren, Ueberreiten, Stoßen u. s. w. alljährlich in Paris verletzt wird, muß sehr beträchtlich seyn: denn da man hier auf den Seiten der Straße keine Trottoirs hat, wo der Fußgänger vor Wagen und Pferden sicher wäre: so ist es oft unmöglich, der Gefahr zu entkommen. Ich selbst bin der Achse eines dicht an den Häusern vorbeirollenden Wagens oft nur durch den glücklichen Umstand entwischt,

eine besondere Geschicklichkeit; und man muß hier — man mag wollen oder nicht — es ihnen darin gleich zu thun suchen, auch wenn man noch so viel deutsches Phlegma mitgebracht hat. Wie sehr dies aber ermüde und erhitze davon kannst du dir kaum eine Vorstellung machen. Nur einige hundert Schritte sind hinreichend, den stärksten Mann in Schweiß zu bringen. Und wir — mache uns einen Knicks, liebe Lotte; wir verdienen ihn — lassen wol selten einen Tag vergehn, ohne auf diesen drangvollen Straßen zwei bis drei deutsche Meilen zurückzulegen. Zum Glück für mich liegen die Badehäuser, deren man hier unter öffentlicher Aufsicht viele angelegt hat, nicht weit von unserm Quartier; und diese vermögen bei mir, wann ich mich erschöpft fühle, völlig eben so viel, wo nicht mehr, als der beste Wieder-

daß ich noch eben zu rechter Zeit eine Thür erreichte. Der berühmte Tournefort büßte auf diese Weise beim Zuhausegehn aus der Akademie sein Leben ein, nachdem er alle Gefahren einer langen Reise durch Griechenland, Asien und Afrika glücklich überstanden hatte. Die Achse eines Karns quetschte ihn an einer Mauer, weil er keine Gelegenheit fand, ihr zu entfliehen. — Die meiste Gefahr rührt von den schnellrollenden Wiski's und Kabriolets her, die einem oft so plötzlich und so schnell mitten im größten Volksgetümmel auf den Leib kommen, daß man ihnen nur durch einen glücklichen Sprung entgeht. „Wenn ich Polizeidirector wäre," sagte daher einst Ludwig XV. „so verböte ich die Kabriolets;" ein Wort, das eines so schlaffen und unthätigen Fürsten, der Andere für sich regieren ließ, vollkommen würdig war.

hersteller — Restaurateur *) — am Palais-royal.

Willst du dir ein Bild von dem täglichen Straßengewühl von Paris machen? Denke dir unser Braunschweig zur Zeit der Messe in denjenigen Theilen desselben, wo das Meß-getümmel am größten zu seyn pflegt. Ganz Paris scheint ein allgemeiner und unaufhörlicher Jahrmarkt zu seyn. Fast alle Häuser — die Kirchen und andere öffentliche Gebäude ausgenommen — haben im untersten Geschoß entweder Kramläden oder Werkstätte, worin bei offenen Thüren und Fenstern gearbeitet wird. Auf allen öffentlichen Plätzen, und wo nur ein Raum oder Räumchen sich findet, das vor Wagen und Pferden sicher liegt, wird auf einem Tische oder in einer kleinen Bude irgend etwas feil geboten oder zum Ansehn ausgerufen. Es ist kein menschliches Bedürfniß, von dem gröbsten an bis zu dem feinsten hinauf, zu erdenken, wofür man hier nicht Befriedigung, Rath oder Hülfe findet. Und um dasjenige, was man bedarf, aufzusuchen, braucht man keinen Führer, braucht man nicht einmal Erkundigung einzuziehn: es ist genug, eine Straße entlang zugehn, und die tausend groß geschriebenen Inschriften, mit denen die Mauern oder Wände der meisten Gebäude fast ganz bedeckt sind, durchzumustern, um ein Haus zu treffen, worin das, was man begehrt, zu haben ist. Auch alle Arten von

*) So nennen sich hier die vornehmern Traiteurs, besonders diejenigen, die unter den Bogengängen des Palais royal wohnen.

von Possenreissern, Gauklern, Taschenspielern und Marktschreiern, die sich bei uns nur zur Meßzeit einfinden, sieht man hier tagtäglich in allen Theilen der Stadt, besonders auf den größern Plätzen und Kajen längst den Ufern der Seine hin, und auf den Baulevards. Hier hat ein Marionettenspieler, der die Eroberung der Bastille oder eine andere wichtige Staatsbegebenheit aufführt, dort ein Aequilibrist und Taschenspieler seine Bühne aufgeschlagen. Weiterhin steht ein Zahnarzt aus, der zu der ihn umringenden Versammlung pompöse Reden hält, die er mit allen rhetorischen Figuren schmückt und mit einem Anstande und mit einer Handsprache (Gesten) begleitet, als man sie bei unsern oratorischen Schulübungen selten zu sehen pflegen. Hier werden ausländische Thiere, dort andere Seltenheiten der Natur oder Kunst gezeigt. Einige Schritte weiter hin, stößt man auf einen Virtuosen, der auf öffentlicher Straße spielt und singt, und den Inhalt seiner Romanze zugleich theatralisch darstellt. Kaum wendet man sich von diesem weg, so kömmt ein Savoyarde und ladet zu den Künsten seines Murmelthiers ein. Ein Anderer hat einen Vogel am Faden, den er für einen Liard in der Luft flattern, vielleicht auch andere Künste machen läßt. Wohin man kömmt, wohin man sieht, da erblicket man etwas dieser Art; und da die Franzosen die neugierigsten Geschöpfe von der Welt sind: so geht nicht leicht Jemand vorüber, ohne wenigstens einige Augenblicke dabei zu verweilen, um erst zu sehen, was man da eigentlich vorhabe. Daher

ist Jeder dieser Gauckler und Kunstmänner zu jeder Tageszeit mit einem großen Auditorio umgeben, worunter man oft mit Befremden die wohlgekleidetsten und artigsten Leute beiderlei Geschlechts unterscheidet, denen wol Keiner zugetraut hätte, daß sie an Armseligkeiten dieser Art Geschmack finden könnten.

Einige Nationalunterschiede, wodurch dies Volk sich nicht bloß von uns Deutschen, sondern von allen Nationen in der Welt unterscheidet, springen einem Ausländer, gleich auf der ersten besten Straße, die er durchwandert, so stark und abstechend in die Augen, daß man blind seyn müßte, um nicht davon gerührt zu werden. Dies gilt besonders von der lebhaften Sinnes- und Handlungsart der Franzosen, und von ihrer bewundernswürdigen Artigkeit, die sich bis durch die allerunterste Classe, welche anderwärts Pöbel ist, so allgemein verbreitet hat, daß ich bis jetzt noch keine Ausnahme davon gesehen habe. Ich fange daher beinahe an zu glauben, daß Paris nur vornehmen, keinen gemeinen Pöbel habe. Vergleicht man es in dieser Rücksicht mit einigen unserer volkreichsten deutschen Städte; so ist der Unterschied der auffallendste, den man sich nur denken kan; ein Unterschied wie zwischen Schwarz und Weiß, zwischen Tag und Nacht. Noch soll ich hier das erste Beispiel eines unziemenden pöbelhaften Betragens sehen; noch das erste scheltende, zankende oder schimpfende Wort bei dem größten Volksgedränge hören! Und doch kann man in manchem Theile der Stadt kaum zehn Schritte gehn,

gehn, ohne Jemand zu drängen, anzustoßen oder auf den Fuß zu treten! Aber da ist der, den man stieß oder trat, mit seinem excusez-moi! (entschuldigen Sie!) eben so geschwind, als wir mit unserm pardonnez moi! (um Verzeihung!) da; beide machen sich ein Compliment, und die Sache ist abgethan. Fahren sich zwei einander entgegenkommende Wagen fest: so hat das abermals eben so wenig zu sagen. In deutschen Städten hört man bei solchen Gelegenheiten augenblicklich ein Donnerwetter von Schimpfwörtern und Flüchen aus dem Munde der Kutscher fahren; hier sagt nur höchstens Einer zum Andern; vous m'embarrassez bien, Monsieur! (Sie setzen mich in Verlegenheit, mein Herr!) oder Camerade, vous venez très mal à propos (Ihr kommt mir sehr zur ungelegenen Zeit, Camerad! und dann berathschlagt man sich in größter Ruhe und Freundlichkeit, über die Art, wie sie wieder aus einander kommen wollen. — Der zweite von mir angegebene Characterzug, die ausserordentliche Lebhaftigkeit der Franzosen im Empfinden, Reden und Handeln, ist dem Fremden eben so auffallend. Unter Tausenden, die man über die neue Brücke strömen sieht, unter zwanzig oder dreißig Tausenden, die in den **Tuilerien** oder auf den **Boulevards** wimmeln, erblikt man kaum Einen, der phlegmatisch langsam einherschleicht, und kaum Einen, dessen Zunge nicht zugleich in unaufhörlich lebhafter Bewegung ist. Gehen zwei oder Mehrere mit einander, so reißt der Faden ihrer Unterhaltung nimmer ab; wer

sie vorbeigehn sieht, sollte glauben, daß sie den wichtigsten Rechtshandel unter sich auszumachen hätten, und ihr Gespräch betrift vielleicht eine so große Armseligkeit, daß ein Deutscher kaum drei Worte darüber zu sprechen wüßte, oder darüber zu sprechen würdigte. Geht einer allein, so singt, brummt oder pfeit er sich wenigstens etwas vor. Gänzliche Stille und Ruhe ist dem Franzosen Zernichtung; er sperrt sich dagegen, wie wir gegen den Tod.

Auch dies giebt dem Straßengewühl in Paris etwas Eigenthümliches, was es in keinem andern Lande hat; es ist hier nämlich lebhafter und lauter, als irgendwo. Alles läuft und hüpft, statt zu gehen; alle sprechend, schreien singen oder pfeifen, statt, wie bei uns, größtentheils stillschweigend einherzuschreiten. Dazu kömmt eine unendliche Menge von Bücherausrufern (colporteurs) und andern Verkäufern, welche alle ihre Kräfte austrengen, um den Straßenlerm zu überschreien, und ihn dadurch um so viel größer und betäubender machen.

Jetzt ist nun vollends des Gewimmels, Getümmels und Lermens auf den Straßen und öffentlichen Plätzen kein Maaß und kein Ende. Das große Interesse, welches die noch fortdauernden merkwürdigen Auftritte der angefangenen Staatsumwälzung für Jedermann, für den Knaben wie für den Greis, für den Laien wie für den Priester, für den Packträger wie für den Rentenier, für das weibliche wie für das männliche Geschlecht haben, lockt Jedermann aus dem Hause

auf die Straßen und öffentlichen Plätze, um alles, was vorgeht, mit eigenen Augen zu sehn, um an den öffentlichen Debatten und Berathschlagungen Theil zu nehmen, um überall selbst mitzuwirken und zu helfen, daß die kühn errungene Freiheit behauptet und befestiget werde. Da entstehen nun auf den Straßen, Kajen und öffentlichen Plätzen, besonders bey allen Ekhäusern und öffentlichen Gebäuden, deren Mauern mit Bekanntmachungszetteln (Affiches) aller Art täglich ganz bedekt werden, große und dichte Menschenhaufen, die vom Morgen bis an den Abend die nämlichen zu bleiben scheinen, ohngeachtet sie in jeder Minute durch Abgehende und Hinzutretende verändert werden; gleich einem Wasserbehölter mit Zufluß und Abfluß, dessen unaufhörliche Veränderung dem Auge des Zuschauers verborgen bleibt. Dabei sieht man überall bewafnete Bürger mit Gardisten und andern Soldaten, die zur Bürgerschaft übergetreten sind, untermengt, bald zur Wachtparade aufmarschieren, bald als Streifwachen (Patrouillen) die Straßen durchwandern, bald als Bedeckung irgend einen feierlichen Aufzug begleiten. Das damit verbundene Trommeln, Pfeifen, Musiciren, Läuten und Kanonenschießen, nimmt fast kein Ende.

Und mitten in diesem geräuschvollen, kriegerischen und brausenden Menschenstrome schwimmt der harmlose Fremde so ruhig, so ungekränkt und sicher herum, wie die Ente — oder wenn du lieber ein edleres Thier zur Vergleichung willst — wie der Schwan auf dem eingehegten Gartenteiche

seines Herrn, wo Niemand ihn beunruhigen darf. Wir stürzen uns überall — auf der place de Grève, in den Tuilerien, auf den Boulevards und im Palais royal — ohne alle Besorgniß, in die dicksten Menschenmassen hinein, und lassen von dem Strome uns forttreiben, ohne jemals, mitten im stärksten Gedränge, auch nur ein einziges unangenehmes Wort zu hören, vielweniger eine ungerechte und gewaltthätige Behandlung zu erfahren. Freilich kömmt es uns hierbei sehr zu Statten, daß man uns durchgängig nicht für Deutsche, sondern für Engländer nimmt. Bei dem Worte **Deutscher** dachten die Pariser sich schon lange, einen steifen, pedantischen, linkbeinigen und abgeschmakten Kerl, der durch eine plumpe Großthuerey den Mann von Wichtigkeit, und durch verunglückende Nachäffung der französischen Artigkeit und Gallanterie den Mann von Welt und Lebensart zu machen meynt. Solcher karikaturmäßigen Originale hatte man hier, unter dem Namen **deutscher Borone**, von Zeit zu Zeit so viele gesehn und belacht, daß man endlich den blossen Namen schon poßierlich und in hohem Grade lächerlich fand. Jezt hat die deutsche Nation es vollends auf lange Zeit bey ihnen verdorben. Seitdem nemlich in den ersten Tagen der Revolution ein der französischen Armee einverleibtes deutsches Regiment, les royals Allemands genannt, wider die empörten Bürger und ihre Freunde, die französische Garde, für die Sache des Hofes focht, denkt man sich bey dem Worte **Deutscher** zu dem schon vorher herrschenden Begriffe

griffe eines dummen und lächerlichen Kerls, noch den eines feilen Despotenknechts hinzu, der sich dem Meistbietenden verkauft und sich von ihm brauchen läßt, wozu ihn dieser brauchen will. Wenn man daher hier jezt einen Ausländer sieht, auf den diese Begriffe nicht zu passen scheinen, so nimmt man ihn, ohne erst zu fragen, für einen Engländer. Daß er kein Deutscher seyn könne, hält man auf den ersten Blik für ausgemacht. Dies geht so weit, daß man zuweilen sogar unser demüthiges Bekenntniß, daß wir Deutsche wären, nicht glauben will. Einer lachte mir dabey vor einigen Tagen ins Angesicht und sagte: vous badinez, Monsieur — Sie scherzen, mein Herr! Alles, was man in solchen Fällen allenfalls nachgiebt, ist, daß man uns, wenn wir die Ehre, Engländer zu seyn, von uns ablehnen, für Irrländer hält. In meinem Tagebuche wirst du noch einige hierhergehörige Anecdoten finden. Hier ist nun der Anfang desselben.

Aus-

Auszug aus meinem Pariser Tagebuch.

Den 4ten August.

Da es uns in den ersten Tagen unsers Hierseyns nur erst darum zu thun ist, uns orientiren zu lernen: so überlassen wir uns der Führung unsers Lehnbedienten — la Jeunesse genannt — und folgen ihm, wohin er uns zu führen für gut findet. Dieser muß nun alle Abende einen ordentlichen Plan zu den Wanderungen des folgenden Tages machen, den er gewöhnlich mit den Worten beschließt: cela fera une bonne matinée — das wird ein gut Stück Morgenarbeit seyn — so wie er bey jedem Gebäude und bey jeder sonstigen Merkwürdigkeit, die er uns für den folgenden Tag verheißt, nie die Versicherung ausläßt: c'est le plus beau morceau qu'on peut voir à Paris — es ist das Schönste, was man zu Paris sehen kann — und: après l'avoir vu, il n'y a plus rien à voir dans le monde — hat man dieses gesehen, so giebts in der Welt nichts mehr, was des Besehens werth wäre! Und doch führt er uns an jedem neuen Tage zu etwas Neuem hin, qui est encore plus merveilleux — welches noch viel bewundernswürdiger ist.

Von

Von ihm also geleitet traten wir diesen Morgen um neun Uhr — denn er will durchaus nicht, daß wir früher ausgehen sollen, und er hat sich seit unserer kurzen Bekanntschaft schon in ein so herrisches Ansehn bey uns zu setzen gewußt, daß wir ihn mit unserer Zeit und mit unsern Personen dermalen noch ruhig schalten lassen — unsere erste Wanderung an. Die Strasse, die wir bewohnen, läuft in gerader Richtung auf das Ufer der Seine zu. Dahin gingen wir also zunächst. Hier, zwischen den beyden schönsten Brücken der Stadt, dem pont royal und dem pont neuf, noch mehr aber auf denselben, hat man den größten und erhabensten Anblik, den man in Paris haben kann. Die Kajen (les Quais) d. i. die offenen Strassen längst den Ufern des Stromes hin, sind hier mit lauter Pallästen oder pallastmäßigen Gebäuden besezt, worunter besonders das alte schwarze Louvre, die Gallerie des Louvres, die Münze und das sogenannte Collegium der vier Nationen (les Collége des quatre nations) eine Art von Gymnasium, hervorragen. Steht man nun auf einer der genannten Brücken, und sieht stromunterwärts nach Westen hin: so hat man zum fernen Augpunkt am Ende des Horizonts, die mit Sommerhäusern besezte Anhöhe, woran das mit Paris zusammenhängende Dorf Passy sich lehnt; rechts das ehrwürdige Louvre, das damit verundene unermeßlich lange Seitengebäude, die Gallerie des Louvres genannt, dann die Tuilerien und weiter hin die eliseischen Felder (les champs élisées); links eine ganze Strasse von pallastmäßigen

mäßigen Gebäuden, die sich mit dem Palais de Bourbon endiget. Drehet man sich um, und siehet stromaufwärts, so schaut man, mit einer Art von Gräsen, in die ungeheuren, unregelmäßsig an und in einander hineingeschobenen Häusermassen auf beyden Seiten der Seine, die sich unter der neuen Brücke in zwey Arme theilt, wie in ein langes, hohes und zackiges Felsengebirge hin. Dieser Anblik und das unbeschreibliche Menschengewühl, worinn man hier steht, und welches man von hieraus, so weit das Auge reicht, übersieht, macht das erstemal einen beynahe schauderhaften Eindruk. Man fühlt sich, wie vernichtet, und man hat einige Minuten nöthig, um sich zu sammeln und vom Erstaunen zum Gefühl seines eigenen Daseyns wieder zurük zu kommen.

Die neue Brücke wird gewöhnlich für die schönste in Paris, wo nicht gar in der Welt gehalten; sie ist es aber nicht. Die Königsbrücke (pont royal) die mit ihr parallel läuft, übertrift sie. Denn diese ist nur eine, dahingegen jene aus zweyen, und zwar ungleich langen Brücken, besteht, die durch eine, zwischen ihnen anhebenden Insel getrennt sind. Aber was der neuen Brücke dennoch einen entschiedenen Vorzug vor der Königsbrücke giebt, ist die ehrwürdige Bildsäule des besten französischen Königs, Heinrich IV. Diese steht in der Mitte und zwar auf festem Grund und Boden, da wo die beyden Brücken, welche den Pont neuf ausmachen, auf der Inselspitze zusammenlaufen. Ein ehrwürdiges Denkmal! Eins von den wenigen, an welchen

chen die Schmeicheley keinen Antheil hatte, und welche der Nachwelt noch eben die Empfindungen von Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung einflößen, welche die Errichtung derselben bey der Vorwelt veranlaßten. Das populäre Gesicht des Königs, und die Menge gerührter Menschen, welche vom Morgen bis an den Abend um dieses Conterfey des Abgotts der Nation herum versammelt sind, und ihre Augen auf die seinigen geheftet haben, fesselt Jeden, der noch einen Funken Menschengefühls im Herzen hat, er sey Franzose oder Ausländer. Man hat sowohl den Degengriff, als auch die Zügel des Pferdes mit der französischen Freyheitskokarde am Abend nach der Einnahme der Bastille unter dem lauten Freudengeschrey geziert: er ist wieder auferstanden! er lebt wieder unter uns! Ich glaubte anfangs, dieser neue Umstand sey die Ursache, warum man so viel Menschen am Fuß der Bildsäule mit emporgerekten Häuptern versammelt sieht: allein man sagte mir, daß das nemliche Gedränge hier von jeher Statt gefunden habe *), und daß es die ununterbrochene Wirkung der Liebe und Verehrung des Volks gegen den Geliebtesten unter seinen Königen sey. Junger Kron=Erbe! Junger Erbprinz! reiset nach Paris; nicht um die französische Oper und den französischen Hof, sondern um diese Bildsäule und den Tribut zu sehen, den eine dankbare Nachwelt

den

*) Auch habe ich in aller der Zeit meines Hierseyns keine Abnahme dieses Menschenhaufens bemerkt, ohngeachtet die der Witterung ausgesezten Kokarden in den lezten Tagen schon ganz zusammengeschrumpft und unkenntlich geworden waren.

den Tugenden guter Fürsten zolt! Etwas lehrreicheres ist für euch in ganz Europa nicht zu sehen.

Zwey Dinge schänden diese Bildsäule und stören die rührenden Empfindungen, denen der Wanderer, so lange seine Blicke nur an der Figur des guten Heinrichs hängen, sich so gern überläßt; das sind theils die langen, gar nicht inschriftmäßigen Inschriften auf allen Seiten des Fußgestells, die niemand lesen mag, theils die an die Ecken dieses Fußgestells angeschmiedeten Sclavenfiguren, die jeder gefühlvolle Zuschauer lieber auf dem Grunde der Seine wissen, als zu den Füssen eines so guten Königs sehen mögte. Mich dünkt, diese knechtische Verzierungsart der Bildsäulen großer Fürsten, die so viel Glük gemacht hat, ist eine der unglüklichsten Ideen, welche das angebrannte Gehirn eines schmeichelnden Künstlers jemals ausgebrütet hat. Denn was wir, seiner Absicht nach, uns auch immer dabey denken mögen: so ist und bleibt es doch eine unwürdige, empörende Vorstellung, das edelste Geschöpf Gottes, den Menschen, zu einer Bestie oder, welches einerley ist, zu einem Sclaven erniedrigt zu sehn, den der Fuß eines andern Menschen, oder gar der seines Rosses auf den Nacken tritt. Zu einer so unnatürlichen Vorstellung sollte die hohe menschliche Gestalt doch nie gemißbraucht werden. Die Vernunft kann sich schlechterdings keinen Fall denken, der den einen Menschen berechtigte, den andern zu einem so verworfenen Wesen zu machen; die Vorstellung ist und bleibt also für jeden denkenden Zuschauer widersinnig und empörend. Dies in

jedem

jedem Falle; wie vielmehr in dem, wann der gefeyerte Sclavenbändiger in der Wirklichkeit kein Tyrann, sondern ein guter, menschenfreundlicher Fürst, ein Heinrich IV. war?

Dieses Monument rührt übrigens nicht ganz von einem und eben demselben Meister her; und das Pferd, welches eben kein Meisterstük ist, hat gar sonderbare Schiksale gehabt. Es wurde in Italien auf Befehl des Großherzogs von Toscana, Ferdinands, gegossen, der das Ebenbild seines eigenen Leichnahms darauf zu setzen dachte. Allein er selbst sowohl, als auch der Künstler, starben darüber hin, bevor es vollendet war. Der Nachfolger des Erstern, Cosmus II., ließ es hierauf fertig machen, und schenkte es der Witwe Heinrichs IV., Maria von Medicis, damaliger Regentin von Frankreich. Allein das Schiff, welches dies Geschenk überbringen sollte, strandete an der Küste der Normandie, und das Pferd versank in die Tiefe des Meers. Hier lag es ein ganzes Jahr lang; bis man es endlich mit grossen Kosten wieder empor brachte und nach Paris führte. Da ließ denn die Königin die Figur ihres verstorbenen Gemahls von Dupres, die Sklaven von Francheville dazu gießen, und das Ganze auf die Brücke stellen, die der gute Heinrich selbst hatte erbauen lassen.

Diese Brücke ist mit Inbegriff der Inselspitze, wodurch sie in der Mitte unterbrochen wird, 1020 pariser Fuß lang und 72 breit. Auf ihr erblikt man zu jeder Stunde des Tages eine kleine Welt von Menschen, die theils hin und her strömen,

men, theils ihr Gewerbe darauf treiben. Da stehen über jeglichem Pfeiler Boutiken, worinn Galanteriewaaren feil geboten werden; da sitzen Savoyardenjungens mit Bürsten, um den Vorübergehenden die Schuhe zu reinigen; da stehen andere mit kleinen Tischen aus, worauf sie, wie die Inschrift eines emporgerichteten Bretts verkündiget, Hunde scheeren, Katzen verschneiden oder andere dergleichen Indüstriezweige ausüben; da stehen Bänkelsänger, Strassenvirtuosen und andere dergleichen Künstler aus, um das Volk zu entweilen und ihr Mittagsmal oder ihr Abendbrod zu verdienen; da sind kleine Berge von Melonen aufgethürmt und andere Früchte ausgestellt und laden die stauberfüllten Kehlen der Vorübergehenden zu Erfrischungen ein. Weiter hin steht ein Gebäude, die Samaritane genannt, worinn ein Triebwerk sich befindet, welches Wasser aus der Seine in die Höhe pumpt, und aus dem Gipfel des Hauses in ein darunter befindliches Becken gießt. Das Geräusch dieses fallenden Wassers fließt mit dem des vorübereilenden Menschenstroms zusammen, und bewirkt die Täuschung, daß man das gesammte Getöse zusammengenommen für das Rauschen eines brausenden Waldstroms nimmt.

Ich sehe voraus, daß ich während unsers hiesigen Aufenthalts hundertmal über diese Brücke gehen und doch noch jedesmal von neuem etwas auf ihr finden werde, was mich bewegen wird, still zu stehen, um der interessanten und wunderbaren Schauspiele, die man von hier aus nach allen Seiten hin erblikt, noch einmal zu geniessen.

Von hier gingen wir nach dem sogenannten Palais (le Palais de Justice), dem ehemaligen Sitze der französischen Könige in uralten Zeiten, dem jetzigen höchsten Gerichtshofe oder Parlementshause. Da aber heute keine öffentliche Parlementssitzung war, so konnten wir für diesmal nur einige Theile des Gebäudes in Augenschein nehmen.

Dieses ist so alt, als die französische Monarchie; allein da mehrere Feuersbrünste zu verschiedenen Zeiten verschiedene Theile desselben verschlungen haben: so ist durch jedesmaligen neuen Anbau ein unregelmäßiges und unsymmetrisches Ganzes, nach halb ältlicher halb heutiger Bauart, entstanden, welches nur in einzelnen Theilen sehenswürdig ist. Hierzu gehört vornemlich der grosse Vorsaal desselben, welcher an Grösse und Majestät für den ersten in Frankreich gehalten wird. Er gl icht einer Kirche von beträchtlicher Grösse, und ruhet, gleich einer solchen, auf sehr starken Pfeilern, um welche herum theils Buchhändler ausstehen, theils Advokaten und Geschichtschreiber ihre Arbeitstische haben. Auch hier, wie überall in Paris, sind Buden aufgeschlagen, worinn Galanteriewaaren und andere kleine Sachen feil geboten werden.

In diesem Saale sieht man Leute aus allen Ständen, besonders Parlementsräthe, Advokaten und Schreiber, auf und nieder wandeln. Die hiesigen Rechtsgelehrten gehen alle schwarz und in weite aufgeschürzte Mäntel gekleidet. Ihr Kopfpuz besteht entweder in einer runden Perrücke oder

in vorn gekräuseltem, hinten aber schlicht herunterhängenden eigenen Haaren. Zu ihrem vollständigen Amtsanzuge gehört denn noch eine Art von schwarzer Grenadiermütze, die aber viereckig und oben mit einem grossen Quast geziert ist.

Auf der mittäglichen Seite hat man, nach einer abermaligen Feuersbrunst im Jahr 1776, dieses Palais durch einen Anbau verschönert, wodurch es eine sehr prächtige Antlizseite und einen zweyten Vorhof erhalten hat, der nach vorn zu von einem schöngearbeiteten, mit drey Thoren versehenen Gitterwerk, auf den Seiten aber von prächtigen Arkaden eingeschlossen ist. Auf eine genaue Beschreibung solcher Gegenstände darf ich mich nicht einlassen.

Unser Hofmeister — denn so darf ich den Mr. la Jeunesse wol nennen, weil er alle Rechte eines solchen über uns auszuüben angefangen hat — führte uns von hier, beym Hotel Dieu vorbey, welches wir heute aber noch nicht sehen sollten, nach **unserer lieben Frauen Kirche** (l'église de notre Dame), der Kathedralkirche von Paris. Ein majestätischer Tempel, der beym Eintritt durch seine Grösse in Erstaunen sezt *), und so viel Kunstwerke in sich faßt; daß die genaue Besichtigung derselben allein schon, um mit unserm Präceptor zu reden, une bonne mätinée machen würde. Wir verweilten nur bey den schönsten und merkwürdigsten derselben.

Dazu

*) Er ist 390 Pariser Fuß lang, 144 breit, 102 hoch, und mit 120 Pfeilern unterstüzt.

Dazu gehört vornemlich ein vortrefliches Altarstük von weissem Marmor, den vom Kreuz genommenen Erlöser vorstellend, welcher mit dem Kopfe auf dem Schoose seiner Mutter liegt. Sowohl dieser Kopf des Todten, als auch der Maria gehören zu den ausdrukvollsten Meisterstücken der Kunst, die ich je gesehen habe. Der Schmerz der weinenden Mutter, ist so wahr und täuschend ausgedrükt, das man ihre Augen von Thränen roth gebeizt zu sehen glaubt, ohngeachtet sie, wie das Ganze, von ungefärbtem weissen Marmor sind. Das Kreuz scheint aus einem alten Baumstamme gemacht zu seyn; und wofern man es nicht berührt, kann man sich unmöglich überzeugen, daß es von Marmor sey, so künstlich hat der Bildhauer das Gewebe der Holzfasern nachzuahmen gewußt. Auf der einen Seite neben diesem rührenden Kunstwerke ist Ludwig XIII von weissem Marmor in Lebensgrösse kniend vorgestellt, indem er Krone und Zepter darbringt — ob dem Gekreuzigten oder seiner Mutter? weiß ich nicht — und auf der andern Seite Ludwig XIV., welcher dieses Darbringen zu erneuern oder zu bestätigen scheint. Wegen diesen Nebenfiguren wird das Ganze le voeu de Louis XIII. — das Gelübde Ludwigs XIII. — genannt.

Rund um das hohe Chor herum läuft eine Reihe von Kapellen, wovon einige gleichfalls sehr sehenswürdige Kunstwerke aufzuweisen haben. Unter allen zog mich hier das Grabmal des Grafen von Harcourt und seiner zärtlichen Gattin am meisten an. Allein über den Sinn dieses schönen

Mausoleums giebt es eine doppelte Lesart. Nach der einen sieht man den Schuzgeist des Grafen das Grab öfnen, worinn dieser schon liegt, und ihn durch Vorhaltung seiner Fackel auf einen Augenblik ins Leben zurükrufen. Der Todte erwacht, wirft das Leichentuch zurük, richtet sein Haupt in die Höhe, und strekt die schwachbelebten Arme nach seiner Gemahlin aus, die in einer sehr ausdrukvollen Stellung herbeystürzt, um sich mit ihrem beweinten Gatten wieder zu vereinigen. Allein der Tod der hinter dem Grabe hervorgukt, hält ihr das ausgelaufene Stundenglas entgegen, anzudeuten, daß keine Rettung möglich sey; und der Schuzgeist stürzt hierauf seine Fackel um. Diesen Augenblik hat der Künstler ergriffen, und ihm gemäs das Ganze dargestellt. Und sonach bezöge sich die ganze Vorstellung nur auf den Tod des Grafen.

Nach einer andern Lesart soll sie auch auf den der Gräfin Bezug haben; und da lautet denn die Erklärung so: Der Schuzgeist der trostlosen Gräfin gewährt ihr das Glük, den geliebten Gatten auf einen Augenblik ins Leben zurükgerufen zu sehn. Er richtet sich aus dem Todesschlafe auf, und strekt seiner im höchsten Affekt herbeystürzenden Gemahlin die Arme entgegen. Sie fliegt auf ihn zu; allein in dem nemlichen Augenblicke zeigt ihr der Tod ihr eigenes schon ausgelaufenes Stundenglas, und ihr Schuzgeist stürzt die Fackel um.

Nach der ersten Erklärung hat die Gräfin selbst dieses Mausoleum angegeben und errichten

lassen; nach der andern starb sie aus Schmerz über den Verlust ihres Gemahls kurz nach ihm, und die Familie wollte die rührende Ursache ihres Todes durch dieses Denkmal auf die Nachwelt bringen. Welche von beyden Erklärungen die richtige sey, kann nur der entscheiden, dem die angegebenen Familienumstände bekannt sind. Ich bin nicht in diesem Fall; lasse daher die Sache unentschieden. Die Vorstellung paßt auf beyde. Aber welche von beyden auch die wahre seyn mag: so ist dieses schöngearbeitete und ausdrukvolle Mausoleum doch immer als ein Denkmal ehelicher Zärtlichkeit anzusehen; und ich freuete mich, ein solches hier zu finden. Man sieht daraus, daß die übertriebenen Schilderungen, die man uns von dem Sittenverderben und von der gänzlichen Erschlaffung aller Familienbande in den höhern Ständen zu Paris macht, wie alle übertriebenen und ins Allgemeine gehenden Schilderungen, nicht buchstäblich und nicht ohne alle Einschränkung und Ausnahme für wahr zu halten sind. —

Unter den übrigen Kapellen ist noch eine — und zwar wegen einer ehemaligen abergläubischen Volkslegende, merkwürdig. Sie hieß vor Zeiten die **Teufelskapelle**, und das wegen folgender Mähre:

Ein hier begraben liegender Stiftsgeistlicher, **Raimund Diocre** genannt, starb im Geruch der Heiligkeit. Sein Leichnam ward in die Kirche gebracht, und während der Todtenmesse auf dem Chore ausgestellt. Als nun der Priester, der das heilige Amt verrichtete, dem abzusingenden Meß-

formular gemäß, an die Worte kam: **was für grosse Missethaten habe ich auf mir:** *) so richtete sich der Todte im Sarge auf und sagte: **ich bin vor Gottes gerechtem Gerichte angeklagt.** **) Schrecken und Entsetzen überfiel die Anwesenden; sie stoben aus einander, und die Ceremonie ward auf den folgenden Tag verlegt. Allein am folgenden Tage richtet der Todte sich bei den nämlichen Worten von neuem auf und sagt: **ich bin vor Gottes gerechtem Gerichte gerichtet worden.** Abermalige Flucht aller Anwesenden; abermaliger Aufschub der Ceremonien auf den folgenden Tag. Der folgende Tag erscheint; der Meßgesang wird abermals angestimmt, und der Todte richtet sich bei den nämlichen Worten abermals auf und spricht mit vernemlicher Stimme: **ich bin vor Gottes gerechtem Gerichte verdammt worden.** Nun wurde, wie man denken kann, Wunder über Wunder! geschrien; der heilige **Bruno**, der bei der Handlung zugegen gewesen war, entsagte von Stund an der Welt und ward ein Heiliger; der berühmte Maler **Le Süeur**, mußte die Wundergeschichte malen, und die Kapelle, worin der Körper des Verdammten beigesetzt wurde, erhielt den Nahmen der **Teufelskapelle**.

Jetzt, da in Paris, einige alte Weiblein ausgenommen, kein Mensch so einfältig mehr ist, um Mährchen dieser Art für wahr zu halten, hat man die alte Teufelskapelle eingerissen und an ihrer Statt eine neue erbaut, die sehr schön ist und St. Marcel heißt. An

*) Quantas habeo iniquitates etc.

**) justo Dei indicio accusatus sum.

An Gemählden besitzt diese Kirche einen solchen Reichthum, daß man sie für eine Bildergalerie halten könnte. Einige darunter z. B. der heil. Paulus, der die Heiden bewegt, ihre magischen Bücher zu verbrennen von le Süeur, sind von hohem Werth.

An einem der Pfeiler, nicht weit vom hohen Altar, steht ein Denkmal, das mehr wegen seines Alterthums, als seines Kunstwerths wegen, merkwürdig ist; eine Bildsäule zu Pferd, die **Philipp von Valois** vorstellen soll. Ich sage soll; den da die geharnischte Figur ihr Gesicht hinter dem heruntergelassenen Visir des Helms verbirgt: so könnte sie jeden andern König oder Gittersmann eben so gut vorstellen. Auch haben zwei berühmte Gelehrte Saint Foix und **Henault** einen langen und lebhaften Streit darüber geführt, wer der Abgebildete eigentlich seyn sollte, indem der Eine den genannten **Philipp von Valois**, der Andere hingegen **Philipp den Schönen** dafür gehalten wissen wollte. Die neuere Inschrift nennt den letztern; die Stimme des Publicums hingegen hat sich für den Erstern erklärt. Dieser mag denn auch im Besitz der Ehre, die man ihm dadurch zuerkannt hat, bleiben. Er soll, sagt man, hier gerade so vorgestellt seyn, wie er aus der gewonnenen Schlacht bei Cassel zurückkehrte und gepanzert wie er war, mit dem bloßen Schwerte in der Hand, in die Kirche unserer Dame ritt, um dieser, nebenher vielleicht auch wol dem lieben Gott, für den erhaltenen Sieg seinen Dank darzubringen.

Ich erinnere mich, während meines Aufenthalts in dieser Kirche, sehr lebhaft, und nicht ohne ein Gefühl von Freude über die Fortschritte, welche die Menschheit an Aufklärung und der damit verbundenen Sittenverbesserung gemacht hat, eines höchst ärgerlichen und unsinnigen Festes wodurch in den finstern Jahrhunderten des mittleren Zeitalters bis ins funfzehnte Seculum hinauf, dieser Tempel alljährlich auf die allerschändlichste Weise entheiliget wurde. Da es noch immer Leute giebt, welche jene Zeiten, wenigstens den finstern Aberglauben derselben zurükzuwünschen scheinen, und welche nicht begreifen können, daß die Aufklärung ein Segen für die Menschheit sey: so glaube ich, nichts Unnützes zu thun, wenn ich eine kurze Beschreibung jenes tollen Festes diesem meinem Tagebuche einverleibe. Hier ist sie.

„In der Kirche unserer lieben Frauen zu Paris, feyerte man ehemals alle Jahr das sogenannte Narrenfest (la fête de fous) sonst auch das Fest der besoffenen Untergeistlichen (la fête des Soudiacres ou des Diacres soûs) genannt; so wie man in eben den Zeiten zu Rouen das Eselsfest, zu Evreux das Fest des geistlichen Hörnerträgers (la fête de l'Abbè des Cornards) zu Dijon das Fest der unklugen Mutter (la fête de la merè folle) und an andern Orten andere eben so abgeschmakte und schändliche Festtage, und zwar als feyerliche Religionshandlungen, begieng. Alle diese unklugen und ärgerlichen Feste hatte man an die Stelle der ehemaligen heidnischen Saturnalien angeordnet."

„Das

„Das Narrenfest fing jedesmal am ersten Weihnachtstage an, und dauerte bis zum Tage der sogenannten drey Könige. Am Neujahrstage aber trieb man die schamlose Unverschämtheit gemeiniglich am weitesten. Den Anfang machte man damit, daß man sich in dieser Kathedralkirche versammlete, und daselbst aus der Mitte der Untergeistlichen einen Bischof, oder einen Erzbischof, ja sogar zuweilen einen Pabst der Narren wählte, und ihn unter allerley Hanswurststreichen vor dem Altar einweihete. Man brachte ihm die Mitra (Bischofsmütze), den Bischofsstab und das bischöfliche Kreuz; und dann ließ man ihn der versammelten Volksmenge den Segen ertheilen."

„So oft hierauf die folgenden Tage hindurch die Stunde der Messe herannahete, holte die Geistlichkeit in feyerlicher Proceßion den Narrenbischof zur Kirche ein; man läutete die Glocken, sezte den Narren auf den Bischofsstuhl und begann hiernächst die grosse Messe zu singen. Alle dabey gegenwärtigen Geistlichen hatten sich entweder das Gesicht schwarz gefärbt oder eine scheußliche Larve vorgenommen. Gekleidet waren sie entweder als Pickelheringe oder als Weiber, und so tanzten sie, indeß der Narrenbischof das hohe Amt verrichtete, närrische Tänze und sangen schmutzige Lieder dazu."

Wie wird dir, junger Leser? Du staunst? Zu früh; es kömmt noch ärger. Höre nur weiter.

„Dann traten die Diakonen und Unterdiakonen um den meßlesenden Priester her, und schmauseten Würste und dergleichen, welche auf dem

Altar

Altar für sie hingestellt waren. War man hiermit fertig, so spielte man Karten und Würfel am Altar, und warf, um den Meßpriester zum besten zu haben, statt des Weihrauchs, alte Schuhsolen ins Rauchfaß und ließ ihn den stinkenden Dampf davon einathmen."

"Nach geendigter Messe trieb man den Gräuel noch weiter. Man betrank sich, sprang wie unsinnig in der Kirche herum, sang schändliche Lieder, und stieß Gotteslästerungen aus. Einige warfen sogar ihre Kleider ab, und sprangen auf die schamloseste Weise mitten in der Kirche und im Angesicht des versammelten Volks fasennakt herum."

"Hiermit noch nicht zufrieden, liessen sie sich auf Drekkarren durch die Strassen der Stadt ziehen, und bewarfen das Volk, welches sich um sie her drängte, mit dem Kothe, worinn sie selbst sich wälzten. An verschiedenen öffentlichen Plätzen waren Bühnen für sie errichtet; bey diesen liessen sie anhalten; sprangen hinauf, und ergözten den Pöbel durch die niederträchtigsten und schmuzigsten Hanswurstspäße. Die Liederlichsten von weltlichem Stande mischten sich, als Mönche und Nonnen gekleidet, unter sie; und nun entstand ein scheußlicher Wettstreit, indem der Eine es dem Andern an Schamlosigkeit und schändlichen Handlungen zuvorzuthun suchte." *)

Nun?

*) Singularités historiques ou tableau critique des moeurs, des usages & des évenemens de différens siecles, p. J. A. D·· à Londres 1788.

Nun? Ist dies Pröbchen von den Sitten, welche in der christlichen Kirche durch mehr als tausend finstere Jahrhunderte herrschten, in denen nur blindes Glauben und Nachbeten für Religion, jede Vernunftanwendung zur Erforschung und Beurtheilung der Wahrheit für strafwürdige Gottlosigkeit galt, ist es genug, um den fanatischen Feinden und Verläumdern der schönsten Gottesgabe, der fortschreitenden Aufklärung unserer Zeiten, eine Schamröthe abzugewinnen?

Genug hiervon! la Jeunesse besielt; wir müssen weiter gehn.

Unser nächster Weg ging nach der alten Kirche der Schuzpatronin von Paris, der heiligen Geneviefa. Auch hierin ist, dünkt mich, etwas Charakteristisches, daß die galanten Pariser zu ihrem Schuzheiligen keinen Mann, sondern eine Dame erkieseten. Ich habe mir schon mehr Beyspiele von dem Einflusse gesammelt, den die Galanterie dieses Volks auf seine Religiösität gehabt hat.

Diese alte Kirche enthält wenig Sehenswürdiges. Da sie aber diejenige ist, worin die noch übrige Zahl der Andächtler unter dem gemeinen Volk, besonders die sogenannten Damen der Hallen — die Fischweiber und Trödlerinnen — ihre abergläubische mechanische Andacht zu verrichten pflegen: so verdient sie, in dieser Rüksicht, von dem Menschenbeobachter besucht zu werden.

In einem auf hohen Pfeilern ruhenden Kasten, werden hier die angeblichen Gebeine der heil. Geneviefa aufbewahrt; und diese sind der vorzüg-

lichste Gegenstand der Verehrung des gemeinen Mannes. Um dieses Denkmal des Aberglaubens her sieht man ein grosses Gedränge von Menschen, größtentheils von Weibern aus der besagten niedrigsten Klasse, die eins nach dem andern um das Fußgestell herum entweders gebeugt einherkriechen oder auf den Knien rutschen, und auf jede Seite einen frommen Schmaz drücken. Unter ihnen sahen wir einen Mönch auf folgende Weise beschäftiget. Er band an eine lange Stange kleine Lappen von Leinewand, fuhr dann damit in die Höhe nach dem Gebeinkasten, rieb die Lappen daran, und theilte sie hiernächst — versteht sich für Geld und gute Worte — unter die Gläubigen aus. Ein solches Läppchen auf ein krankes Kind gelegt, befördert das Zahnen, kurirt die dicken Bäuche, treibt Spulwürmer ab, kurz ist gut wider jegliche Krankheit. So versichern wenigstens die klugen Pfaffen, die damit handeln, und so glauben wenigstens die alten Weiber, die es ihnen abkaufen.

An den Pfeilern umher sieht man angeheftete Zetteln, auf welchen allerley hülfsbedürftige Personen der öffentlichen Fürbitte empfohlen werden. Es mag der Mühe werth seyn, diese Zetteln zuweilen anzusehen, weil mit unter gar sonderbare Fälle dabey vorkommen sollen. **Mercier** giebt einige, die er selbst vorfand, an; wovon folgender noch nicht der lächerlichste ist: **Man empfiehlt eurem Gebet einen Mann, der in Gefahr schwebt, ewig verdammt zu werden, weil er philosophische Bücher liest.** — Man sieht, daß

diese alte Kirche der Zufluchtsort ist, wo der aus den übrigen Theilen der Stadt vertriebene Aberglaube bis jezt noch eine Freystatt gefunden hat. Ob er hier noch lange hausen werde, steht zu bezweifeln. Die mit der Staatsumwälzung angefangene Geisteswiedergeburt der Nation, scheint der Herrschaft des Aberglaubens eben so das Garaus machen zu wollen, als man es der weltlichen Tirannev gemacht hat.

Um eine Gelegenheit zu öffentlichen Festlichkeiten mehr zu haben, stellt sich das pariser Volk, als glaubte es, die heilige Geneviefa habe die Revolution bewirkt, ohngeachtet es gar wohl weiß, daß das meiste durch seine eigene Arme bewirkt worden sey. Man sieht daher fast täglich Proceßionen nach dieser Kirche ziehn, welche zur Absicht haben, der Schuzheiligen einen Blumenkranz zum Zeichen des Danks für die glükliche Befreyung von dem Joche der Tyranney zu bringen. Heute sind es die Damen der Hallen, welche diese Feyerlichkeit anstellen, morgen die Töchter eines gewissen Distrikts, übermorgen die eines andern. Man sieht sie dabey weiß gekleidet und reichlich mit Blumen geschmükt. Eine von ihnen trägt den der Heiligen zu bringenden Kranz auf einem seidenen Küssen; und an dieses sind farbige Bänder geheftet, die von so vielen andern, als Plaz umher haben, am entgegengesezten Ende gehalten werden. Auch sind diese Damen mit Fahnen versehn, und an die Stangen derselben hat man gleichfalls Bänder gebunden, die sich in den Händen der Nebenhergehenden endigen. Ein

solcher

solcher Zug wird dann jedesmal von einigen Compagnien bewafneter Bürgen und Soldaten des Vaterlandes — so nennt man jezt die zur Bürgerschaft hinübergetretene französische Garde — begleitet, in deren Flintenläufen Blumensträuße stecken, womit die Damen sie beschenkt haben. Trommelschläger und Hautboisten machen Musik dazu.

Die neue Kirche der heil. Geneviefa, woran schon seit zwanzig Jahren gearbeitet wird, und die, von aussen wenigstens, bis auf den obersten Theil der Kuppel, nunmehr vollendet ist, dürfte wol die schönste und prächtigste von Paris werden. Das Portal derselben ist eins der schönsten und edelsten, die ich je gesehen habe. Schade, daß dieser herrliche Tempel nicht auf einem freyern Platze steht!

Von hier führte uns Mr. la Jeunesse nach der Sorbonne, dem bekannten Hauptkollegio der theologischen Fakultät. Es ist jezt unglüklicher Weise die Zeit, da alle Kollegia, welche die pariser Universität ausmachen, Ferien haben: wir können daher nur die dazu gehörigen Gebäude, aber nicht was darinn getrieben wird, kennen lernen; eine Sache, worauf ich höchst ungern Verzicht thue. Wir besahen heute den prächtigen, mit Gemählden gezierten Disputirsaal und die schöne Kirche der Sorbonne. In dieser, und zwar mitten auf dem Chor, befindet sich ein überaus sehenswürdiges Denkmal, dem Cardinal Richelieu errichtet, von parisischem Marmor: ein vortrefliches Kunstwerk, vielleicht das

kostbarste dieser Art, welches Paris aufzuweisen hat. Es ist das Meisterstück des berühmten Bildhauers Girardon. Auf einem Grabmale von antiker Form ist der sterbende Cardinal in Lebensgröße liegend vorgestellt. Seine Niece, in Gestalt der Religion, unterstützt sein halb emporgerichtetes Haupt; und eine andere weibliche Figur, die personificirte Wissenschaft, weint zu seinen Füßen. Zwei traurende Genien halten sein Wappen.

Der Ausdruck in den Gesichtern dieser Figuren ist bewundernswürdig schön und rührend; das des Cardinals, welches überdem das Verdienst einer vollkommenen Aehnlichkeit haben soll, ist das Bild eines zwar leidenden, aber den Tod mit Fassung erwartenden großen Mannes; die Religion ernst und traurig, aber voll ruhiger Würde; die Wissenschaft im tiefsten Seelenschmerz. Auch sogar die Nebendinge sind an diesem vortreflichen Monumente mit bewundernswürdiger Kunst gearbeitet, und z. B. das Gewand des Sterbenden so natürlich geworfen und in Falten gelegt, daß man unwillkührlich die Hand darnach ausstreckt, um sich durchs Gefühl zu überzeugen, daß es von Stein sey.

Schade, daß dieses herrliche Denkmal das eines — Richelieu, eines eiteln, ehrgeizigen, herrschsüchtigen, harten, rachgierigen und grausamen Priesters ist, unter dessen ministerialischer Regierung Frankreich in eben dem Maaß immer tiefer in Sklaverei und innerliches Elend versank, in wel-

chem es äußerlich an Macht und Glanz zu wachsen schien. Man muß daher, beym Eintritt in diese Kirche, wo möglich, erst die Geschichte zu vergessen suchen, wenn man die Eindrücke, welches dieses meisterhafte Kunstwerk zu machen fähig ist, ungeschwächt aufnehmen will.

Die übrigen Kunstwerke dieser schönen Kirche muß ich, wenn ich mit der Geschichte des heutigen Tages fertig werden will, unbeschrieben lassen.

Die Sorbonne ward zur Zeit des heiligen Ludewigs von Robert Sorbon gestiftet; daher ihr Nahme. Sie sollte sich von andern geistlichen Lehranstalten dadurch unterscheiden, daß sie aus Weltgeistlichen bestünde, die Theologie unentgeldlich lehrte, und die geistlichen Würden, die eines Baccalaureus und Doctors denen, die sich ihrer würdig machten, gleichfalls unentgeldlich verliehe. Sie nahm daher die Benennung des ärmsten Hauses — Pauperrima Domus — an, den sie auch noch jezt in ihren öffentlichen Schriften beybehält, so schlecht er auch auf ihre jetzige Verfassung, die nichts weniger als eine ärmliche ist, immer passen mag. Nach und nach erwarb sich dieses Collegium den höchsten Ruhm theologischer Gelehrsamkeit, maßte sich das ausschließende Richteramt über die Lehrrichtigkeit (Orthodoxie) in Glaubenssachen an, und es ward ihm zugestanden; bis man endlich auch in Frankreich einzusehen anfieng, daß dieses Richteramt nur Gott und keinem Sterb-

ziehen, er sey Pabst oder Doctor der Sorbonne, gebühre. Richelieu warf sich zum Beschützer dieser Anstalt auf, um dem Fluche des Volks, der ihn drückte, durch den Segen der Priester das Gleichgewicht halten zu lassen. Er ließ die zerfallenen Gebäude derselben von Grund aus neu aufführen, und fügte die schöne Kirche hinzu. Daher die Ehre, die ihm in derselben wiederfahren ist.

Die Bibliothek der Sorbonne soll 60,000 Bände und 5000 Handschriften enthalten. Wir haben sie nicht gesehen.

Und hiermit beschlossen wir unsern Vormittag. Es war 2 Uhr, und wir ließen uns, von Schweiß und Staub bedeckt, nach Hause führen, um uns durch Speise und Trank zu erquicken und von der zurückgelegten Arbeit des Tages ein wenig auszuruhen.

Man hat hier nicht, wie in Deutschland, die Bequemlichkeit, in den Gasthöfen einen öffentlichen Wirthstisch zu finden: sondern man muß entweder sich das Essen von einem Garkoch aufs Zimmer holen lassen, oder zu einem sogenannten Wiederhersteller — Restaurateur — gehn, wo man zwar in Gesellschaft, aber doch Jeder für sich an einem kleinen Tische speist. Wir wählten heute das Erstere; und unsere Mahlzeit, die ziemlich frugal war, kostete der Person, ohne Wein und Nachtisch, vier Livres d. i. einen Thaler — das pour le gar-

çon versteht sich am Rande. Sogar das Trinkwasser muß man sich dazu kaufen. Denn da das Wasser aus der Seine, das einzige, was man innerhalb Paris selbst hat, wegen der beständigen Zuflüsse der häßlichsten und ungesundesten Unreinigkeiten, theils Ekel erweckt, theils Krankheiten zuzieht: so trinkt man entweder Sandwasser — eau de sablon — d. i. Wasser aus der Seine, welches durch Sand gelaufen ist und seine Unreinigkeiten darin abgesetzt hat; oder sogenanntes Königswasser — eau de Roi, — welches einige Meilen weit hergebracht und ziemlich theuer für Geld erkauft wird. Die erste Kruke voll, die man davon nimmt, muß man mit sechszehn, jede folgende hingegen nur mit acht Souls bezahlen. Dieses ist zwar rein, aber wegen des weiten Weges, den es gemacht hat, so matt und lau, daß es kaum zur Löschung des Durstes, zur Erfrischung hingegen gar nicht taugt. Zum Glück hat man hier ziemlich gutes Bier, welches nicht viel theurer als das Trinkwasser ist, gutes doppeltes Märzbier — bonne bierre double de Mars — genannt; eine Innschrift, die man hier an unzählich vielen Häusern findet, worin es verkauft wird. Man thut wohl, sich an diesem zu halten, und des Wassers, besonders des Seinewassers, so wenig als möglich zu genießen.

Der kleine Ueberrest des Nachmittags bis zur Schauspielzeit wurde mit Schreiben hingebracht; dann ließen wir uns zur französischen Komödie führen. So nennt man bekanntlich diejenige unter

ter den hiesigen Schauspieler-Gesellschaften, welche unter allen die älteste ist, und welche deswegen berechtiget zu seyn glaubt, sich auch für die beste von allen zu halten, ohngeachtet dies nicht immer und nicht in jeder Rücksicht der Fall ist.

Wir fanden das Haus groß und schön, und von einer sehr zweckmäßigen Einrichtung: das Stück, welches gegeben wurde — den Beverley von Sourin — schlecht; die Aufführung mittelmäßig, und besonders das Spiel der Hauptperson unausstehlich übertrieben und unnatürlich. Das Ballet war desto schöner. Man sieht, daß die hiesigen Tänzer ein lebendiges Ideal der Kunst, einen Vestris haben, wornach sie sich bilden können. Am Ende wurde noch der Kaufmann von Smirna zum Nachspiel gegeben. In diesem hatten wir abermals Ursache, uns Glück zu wünschen, nicht für Deutsche erkannt, sondern für Engländer gehalten zu werden. Es erscheint nämlich darin unter den Sklaven, welche vorgeführt werden, auch ein Baron allemand, und zwar ganz dem Begriff gemäß, welchen die Franzosen von uns armen Deutschen, besonders von unsern Barons, sich zu machen pflegen. Man kan sich kein dummeres, linkbeinigteres und zugleich aufgeblaseneres Thier denken, als ein solcher Baron allemand nach diesen Begriffen ist. So oft derselbe ein Wort zu reden hatte: ja so oft der Sklavenhändler nur seinen Nahmen nannte, brach das Haus jedesmal in die lauteste Lache

aus. *) — Junger Deutscher, der du nach Paris reisest, tilge die Schmach deines Vaterlandes, indem du den Parisern keine andere als edle deutsche Sitten,

*) Zum Beweise, daß es nicht sowol die Karikatur des Deutschen, die hier auftrat, sondern der dürftige und lächerliche Begriff war, den man hier mit allem, was Deutsch heißt, überhaupt verbindet, welcher dieses Lachen erregte, können folgende Anecdoten dienen. — Als ich einige Tage nachher die Nationalversammlung zu Versailles besuchte, wurde der Anfang der Sizung damit gemacht, daß ein Sekretär der Versammlung anzeigte, was für Briefe und Sachen seit gestern eingelaufen waren. Unter diesen befand sich auch ein der Nationalversammlung gewidmetes Buch de la navigation — von der Schiffahrt — geschrieben und eingesandt par un Allemand — von einem Deutschen. Indem nun der Sekretär das Wort Allemand aussprach, brach die Versammlung in eben das Gelächter aus, welches wir in der Komödie bei der Erscheinung des deutschen Barons hören mußten. Daß ein Deutscher ein Buch über die Schiffahrt geschrieben habe, war den Herrn eben so lächerlich, als es uns etwa seyn würde zu hören, daß ein Grönländer oder ein Hottentotte ein Buch über die Oper geschrieben habe. — Eine zweite Anecdote. In einem hier so eben erst erschienenen Werke, welches ich absichtlich ungenannt lasse, wird ein in Paris lebender würdiger deutscher Edelmann, der einen wichtigen Posten bekleidet, durch folgenden boshaften Zug charakterisirt: N. N. Baron allemand audessous de sa definition — ein deutscher Baron, der noch unter der Definition eines solchen ist. Wie die französische Definition eines deut-

Sitten, einen wohlgebildeten Verstand und eine untadelhafte Aufführung zeigest! Suche hierdurch wieder gut zu machen, was so mancher deiner Vorgänger zur Schande seiner unschuldigen Nation verdorben hat.

Den 5ten August.

Heute gieng unsere Reise zunächst nach dem Palais de Bourbon, dem Prinzen von Conde ge-

deutschen Edelmanns seyn müsse, läßt sich hiernach leicht vermuthen. Eine dritte: eine alte Dame, die Markise von ***, sahe mich Taback nehmen und forderte mir eine Prise ab. Indem ich ihr sie reichte, heftete sie ihre Augen mit vieler Aufmerksamkeit auf meine Dose. Es war eine lakirte, aus der Fabrik unsers Stobwassers; eine Dose, wie wol tausend andere Menschen sie bei uns auch haben mögen. „Cette tabatiere n'est pas faite en Allemagne? fragte sie hierauf — diese Dose ist doch nicht in Deutschland gemacht?“ Si fait, Madame, allerdings! war meine Antwort. Sie bat sich hierauf das Ding zum Ansehn aus; betrachtete es mit weit aufgeklappten verwunderungsvollen Augen, und brach zu wiederholten malen in den possierlichen Ausruf aus: et celà se fait en Allemagne! — „und so was macht man in Deutschland!“ Gerade wie bey uns Jemand, der ein solches Ding in den Händen eines Samojeden sähe, ausrufen würde: und so was macht man im Samojedenlande! — Endlich noch eine vierte Anecdote dieser Art. Ein Mann von Verdienst, ein Mitglied von, ich weiß nicht, wie vielen Akademien, machte mir

hörig, der am westlichen Ende von Paris liegt — einem der geschmackvollsten, prächtigsten und noch am meisten vollendeten Pallaste in Paris. Man könnte ihn eine Sammlung von Palästen nennen, weil er aus vielen, symetrisch mit einander verbundenen Gebäuden und Höfen besteht, die ein ganzes Quartier der Stadt einnehmen, und zusammengenommen ein einziges, schönes und großes Ganzes bilden. Gern hätten wir uns mit der bloßen Ansicht des Aeußerlichen begnügt, weil das Begaffen prächtiger Möbeln und Zimmerverzierungen nicht

zu

mir seinen Gegenbesuch, und fand mich im braunen Frack, nachdem er mich Tags zuvor im Putzkleide gesehen hatte. Von lezterem mogte er vorausgesezt haben, daß ich es mir erst in Paris habe machen lassen, um wie andere Menschen gekleidet zu seyn; dem Frack hingegen konnte er es ansehn, daß er nicht ganz neu war, und daß ich ihn also müsse mitgebracht haben. Er beguckte mich hierauf von oben bis unten, und kam endlich mit der Frage hervor: „um Verzeihung, mein Herr, geht man so in Deutschland gekleidet?“ In meiner Antwort war vermuthlich etwas von dem Erstaunen enthalten, welches mich bei dieser Frage befiel; er lenkte daher sogleich mit französischer Artigkeit wieder ein, indem er versicherte, daß mein Rock vortreflich gemacht, die Farbe gut gewählt wäre. Allein ich sahe es ihm an, daß ihm bei jedem neuen Blick, den er auf meinen Anzug warf, jedesmal der Gedanke auf der Zunge schwebte: „Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß man so tief im Norden — dans le fond du Nord — wie unser Einer gekleidet gienge!“

zu unsern Reisezwecken gehört: aber la Jeunesse gebot, und wir mußten gehorchen. Er hätte uns, glaube ich, sonst den Dienst aufgekündiget; denn nach ihm giebt es in der ganzen weiten Welt nichts Sehenswürdigeres, als das Innere dieses Palastes. Ich verschone indeß meine Leser mit einer Beschreibung dieser Herrlichkeiten; und erwähne nur eines einzigen Stücks, die Schlachtengallerie — la galerie des batailles — genannt, worin vier sehenswürdige Schlachtengemählde hängen, welche eben so viel Siege des großen Conde darstellen. Sie sind von Casanova und le Paon; und scheinen unter den besten Stücken dieser Art einen vorzüglichen Platz zu behaupten. Zwischen zweien derselben ist die Büste des Prinzen aufgestellt und mit Tropheen geziert. Außerdem ist dieser Saal mit vier Thürstücken versehn, worauf eben so viele Belagerungen abgebildet sind. Das Uebrige mag der geneigte Leser entweder selbst in Augenschein nehmen, oder sich von einem Andern beschreiben lassen. Auf den ersten Fall muß ich noch den Rath hinzufügen, daß man sich die Aussicht aus den hintern Zimmern oder aus dem Garten dieses Palais nicht eher zeigen lasse, bis man alles andere schon betrachtet hat, weil es sich sonst fügen könnte, daß man für dies Andere keinen Sinn mehr übrig hätte. Diese Aussicht ist nämlich eine der schönsten und prächtigsten, die man hier haben kann. Man seht über den Strom hin, welcher dicht hinter dem Garten vorbeischleicht, und erblickt jenseits ein Landschaftsgemählde, wel-

 ches

ches an Schönheit und Pracht wol nur wenige seines Gleichen hat — die bebaute Anhöhe über Passy, die schimmernden Dörfer Passy und Chaillon selbst, die dabei vorbeilaufende schöne Straße nach Versailles, die Eliseischen Felder, den Platz Ludewigs XV. und die denselben einschließenden prächtigen Gebäude, die Tuilerien, das mit dem Louvre zusammenhängende Palais der Tuilerien, die Königsbrücke, die Galerie des Louvres u. s. w., welches alles zusammengenommen ein großes wunderschönes Gemählde macht.

Von hier gingen wir nach dem, nicht weit von da gelegenen Invalidenhause — hôtel royal des Invalides — bei dessen Anblick man einen königlichen Pallast zu sehen glaubt. Der mit Baumreihen bepflanzte und von der Seine begränzte schöne, weite und unabsehlich lange Vorplatz, den dasselbe beherrscht, ist der größte, den ich bis dahin jemals gesehen hatte, vielleicht der größte, den es innerhalb der Ringmauer einer Stadt jemals gegeben hat. *) Schade, daß die Hälfte davon jetzt mit Baumaterialien so bepackt ist, daß die Uebersicht desselben von ihrer Annehmlichkeit dadurch viel verliert!

Der

*) Ich irrte mich. Paris selbst hat einen andern der noch größer ist, den wir aber damals noch nicht gesehen hatten. Dies ist das sogenannte Märzfeld (Champs de Mars) vor der Kriegsschule (Ecole militaire) welches nach der neuen Mauer-Einfassung von Paris, nun nicht mehr außerhalb der Stadt liegt; sondern ein Theil derselben geworden ist.

Der eigentliche Vorhof des Hotels ist von diesem unermeßlichen Platze durch einen Graben und durch ein Gitterthor abgesondert. Auch dieser ist geräumig und frei. Die diesem Hofe zugekehrte Antlitzseite des Gebäudes ist 200 Toisen d. i. 1200 pariser Fuß breit; und fällt groß und prächtig ins Auge. Schade, daß man den schwärzlichen Anstrich der Zeit, welcher zu der Majestät eines solchen Gebäudes am besten zu passen scheint, kürzlich übertüncht und dem ehrwürdigen Ansehn desselben dadurch viel benommen hat! Aber dreimal Jammer und Schade, daß man dieses Denkmal der Dankbarkeit eines Königes gegen diejenigen, die ihm seinen Ruhm mit ihrem Blute erkauften, durch eine Inschrift verunstaltet hat, die so pralerisch klingt, daß der Eindruck von Größe und Edelmuth, den man beim ersten Anblick des Gebäudes empfing, dadurch auf einmal wieder ausgelöscht wird! Sie lautet so:

Ludewig der Große
ließ,
indem er mit königlicher Milde auf
ewige Zeiten für
seine Soldaten sorgte,
dieses Gebäude errichten. *)

Man merke nämlich, daß diese Inschrift unter den Augen des noch lebenden Königs, also mit seiner Genehmigung gesetzt wurde: und denke sich die Stirn, die dazu gehört, um so etwas, ohne roth dabey zu wer-

*) Ludovicus magnus, militibus regali munificentia in aeternum prospiciens, has aedes posuit.

werden, vor sein Werk sehen zu lassen; zumal wenn man auf den Beynahmen des Großen keine stärkere Ansprüche als dieser König hat! Wie sticht die simple und edle Inschrift, welche Friedrich der Einzige vor sein Invalidenhaus setzen ließ, dagegen ab! Wie er selbst gegen Ludewig.

Dem verwundeten, aber unüberwundenen Krieger gewidmet.*)

Dort wird der eitle Erbauer von sich selbst, hier der brave Soldat von seinem bescheidenen König gepriesen; dort wird dem verdienten Krieger der Lohn seiner Treue und seiner Tapferkeit als ein Almosen — mit königlicher Milde — hingeworfen, hier tritt er in das Haus, das sein dankbarer König für ihn errichten ließ, als in sein wohlerworbnes Eigenthum. Der dankbare König selbst bleibt dabey unsichtbar. Hier aber preist nicht nur der eitle König seine angebliche Freygebigkeit, die doch im Grunde weiter nichts als Schuldigkeit war; sondern er läßt sich auch über dem Portal in halb erhobener Arbeit zu Pferde begleitet von zwey Tugenden, wovon die eine wenigstens nicht die seinige war — von der Gerechtigkeit und Klugheit — abbilden, damit ja, wer hinein geht, mehr mit ihm, als mit dem Andenken an die Thaten seiner verstümmelten Krieger, sich beschäftigen möge! O Eitelkeit der Eitelkeiten! würde, könnte er es sehen, König Salamo darüber ausrufen.

Zwey

*) Laese, at invicto militi.

Zwey colossalische Statuen, Mars und Minerva, von Coustou dem Jüngern gearbeitet, zieren die beyden Seiten dieses Einganges, der durch das Vodergebäude hindurch in den innern weiten Hofplatz führt, la Cour royale genant. Die langen Gebäude, welche diesen viereckigen geräumigen Platz einschließen, haben sehr zweckmäßig, nicht nur unten auf der Erde, sondern auch oben breite offene Hallen oder Galerien, wo die Invaliden, wenn rauhes Wetter sie am Ausgehen hindert, sich eine Bewegung machen können.

In vier ungeheuer großen Sälen wird an unabsehlichen Tafeln gespeiset. Die Wände dieser Säle sind mit Festungen bemahlt, bey deren Vertheidigung oder Eroberung die französischen Truppen sich einst Lorbeeren erwarben. Dies sehr gut und zweckmäßig! Allein was soll man sagen, wenn man mitten unter diesen bedeutungsvollen Gemählden auf einmal wieder seine eitle Majestät Ludewig XIV. erblickt, der sich — hätte man je so etwas in einem Invalidenhause erwartet! — von den Grazien krönen läßt? Auf den Fall der Frage, der man sich dabei kaum enthalten kann: ist's möglich? Sehe ich auch recht? steht die Antwort mit großen Buchstaben daneben: ja! Luis XIV. couronné par les Graces — Ludewig XIV. von den Grazien gekrönt! Wenn das nicht etwas Characteristisches, den König und sein Volk, wie beide damals waren, Bezeichnendes ist: so weiß ich nicht, was ich sonst dafür halten soll.

Jeder

Jeder Schlafsaal dieses Hauses ist für achtzig Personen eingerichtet, welches zwar nicht für die Länge der Säle, wohl aber für die unverhältnißmäßige Niedrigkeit derselben viel zu viel ist. Die ganze Einrichtung des Hotels ist für 6000 Mann gemacht.

Zu den Sehenswürdigkeiten desselben gehört noch der Saal des großen Raths — la sale du grand conseil — die Kirche und der daranstoßende Dom. In ersterem wird der Kriegsrath, oft unter dem Vorsitze des Königs selbst gehalten. Er ist mit den Bildnissen Ludewigs des XIV. und XV. und aller Kriegsminister geziert, die seit der Errichtung des Hauses im Ministerio waren. So oft der König sich in Person hierher verfügt, um dem Kriegesrathe beyzuwohnen, haben die Invaliden die Ehre, ihn zu bewachen. Dies schreibt sich von einem rührenden Auftritte unter Ludewig XIV. her. Als dieser eines Tages das Haus besuchte, wurden die ehrlichen alten Krieger, die sich herandrängten, um den König in der Nähe zu sehn, von der Garde zurückgetrieben. Der König, der dies bemerkte, befahl, die guten Leute näher kommen zu lassen, und erklärte zugleich: daß er in der Mitte seiner alten treuen Diener keiner andern Wache bedürfe. Von dieser Zeit an haben die Invaliden die ihnen dadurch zuerkannte Ehre sich nicht wieder nehmen lassen.

Die Kirche, in welche man durch das zweite Quergebäude eingeht, ist von guter Bauart, und

eben

eben so bescheiden als geschmackvoll geziert. Es ist ein rührender Anblick in derselben zu jeder Tageszeit einzelne alte, zum Theil verstümmelte Krieger, theils sizend, theils auf den Knien liegend, dem Höchsten ihr Dankopfer bringen zu sehen. Man sieht es der stillen, scheinlosen Frömmigkeit dieser alten Leute an, daß sie ihnen nicht auf der Zunge, in den Augen und Gesichtsmuskeln sizt; sondern im Herzen wohnt. Fast eben so rührend ist es, sie auf dem vorbenannten großen Plaze im Schatten der für sie dahin gepflanzten Bäume sizen oder herumwandeln und, nach einem Leben voll Mühseligkeit und Gefahren, der wohlverdienten Ruhe eines harmlosen Alters genießen zu sehen. Hier war es, wohin Rousseau in den lezten Jahren seines Pariser-Aufenthalts, um seinen wankenden Glauben an das Daseyn guter Menschen zu stärken, seine häufigsten und liebsten Spaziergänge machte. Der freundliche Blick eines seinen Gruß oder seine Anrede erwiedernden Invaliden konnte sein gefühlvolles, nach wohlwollenden Menschen sich sehnendes Herz in Entzücken sezen — bis ihm endlich auch diese Quelle des unschuldigsten und reinsten Vergnügens von seinen unmenschlichen Feinden verstopft ward. Diese raunten den ehrlichen Invaliden ins Ohr, daß der Mann, der sich ihnen so andringe, ein böser, sittenloser Gottesläugner sey: und hin war ihr freundliches Benehmen gegen ihn, hin für den guten Rousseau die reine menschliche Freude, die er sich vorher von diesem Pläze zu holen pflegte!

Un-

Unmittelbar an die Kirche stößt der damit zusammenhängende, aber für die Invaliden eigentlich nicht bestimmte, erhabene Dom; den wir aber, so wollte es unser starrköpfiger Hofmeister, heute durchaus noch nicht sehen sollten, weil, wie er sagte, die Besichtigung desselben, nebst der nicht weit davon gelegenen Kriegesschule, une bonne matinée für sich machen würde. Auch war es hohe Zeit, uns auf den Weg zu begeben, wollten wir anders noch eine weite Reise vollenden, die wir nach einem ganz entgegen gesezten Theile der Stadt, nach dem Packhofe nämlich, zu machen hatten, wo wir unser Gepäck, welches mit der Post angekommen war, in Empfang zu nehmen hatten.

Es war hart am Mittage und dieser Tag einer der heissesten, die wir diesen Sommer gehabt haben. Die Sonnenstrahlen fielen wie geschmolzenes Blei auf uns herab; und so oft ein leiser kühlender Wind dazwischen blies, sahen wir uns, weil an vielen Stellen Kalch- und Kreidensteine zum Bauen gesäget werden, mit einer Wolke von feinem weissen Staube umhüllt, der uns fast erstickte. So giengen wir hinter dem Garten des Palais de Bourbon längst dem Ufer der Seine hin, dem Orte vorbei, wo die neue prächtige Brücke gebaut wird, die diesen Theil der Stadt mit dem gegenüberliegenden Ludewigsplatze verbinden soll; dann über die Königsbrücke durchs Louvre nach dem Palais royal. Hier waren wir schon so erschöpft, daß wir uns für dasmal nicht darauf

einlassen konnten, diese Hauptstadt von Paris — so nennt man hier, und zwar sehr passend, das Palais royal — ordentlich in Augenschein zu nehmen. Wir beschlossen also nächstens eine eigene Matinée daraus zu machen, und giengen durch. Auf die Frage: ob der Packhof noch weit von hier sey? erwiederte unser la Jeunesse: seulément deux pas encore — nur noch zwey Schritte; allein dies war für uns nicht sehr tröstlich: denn wir hatten schon gestern gelernt, daß deux pas d'ici, nach seinem Sprachgebrauche, wenigstens tausend wohlgezählte Schritte bedeute; und so fanden wir es denn auch diesmal. Ganz abgemattet, mit Schweiß und Staub bedeckt kamen wir endlich bei der Douane — dem Packhof — an.

Dies ist in deutschen Städten oft der Ort, wo Fremde am meisten anfgehalten und schicanirt werden, und wo man sie oft auf die unbilligste und zurückstoßendste Weise behandelt. Auch der Schuldloseste muß sich da, will er anders abgefertigt seyn und ohne Chicanen davon kommen, oft zu Bestechungen herablassen. Nicht so in Paris; wenigstens habe ich von dem allzeit hier nichts gefunden. Die französische Artigken und das diese Nation characterisirende feine Ehrgefühl ist, scheint es, den Post- und Accisebedienten, selbst denen von der niedrigsten Classe, eben so eigen, als den ersten Leuten des Hofes; vielleicht noch mehr. Da ist Keiner, der den bescheidenen Fremden, welcher abgefertigt zu seyn wünscht, gebieterisch anschnauzt;

da ist noch vielweniger Einer, der, bevor er seine Pflicht thut, erst dazu erkauft oder bestochen zu seyn verlangt. Jede Post z. B. die Brüsseler, die Straßburger u. s. w. hat ihr eigenes Büreau; eine deutlich in die Augen fallende Ueberschrift nennt dem Fremden dasjenige, worinn er sich zu melden hat. Hier wird er sogleich gehört, und sogleich mit Höflichkeit abgefertiget. „Was haben sie für Beweise, mein Herr, sagte der Commis, an den ich mich wandte, daß sie derjenige sind, auf den die Addresse lautet?" Diesen, antwortete ich, und zeigte ihm meinen Paß vor. Er machte mir hierauf eine Verbeugung, anzuzeigen, daß es seine Richtigkeit damit habe; und gab mir einen Mann mit, um den Koffer unter den übrigen auszusuchen.

La Jeunesse hatte unterdeß einen Wagen besorgt, um den Koffer und uns selbst nach Hause zu schaffen. Wir sprangen hinein, und er — mit uns, ohne erst auf unsere Einladung zu warten. Hinten auf zu stehn schien, da der Wagen nur ein gemeiner Fiacker war, seinen Ehrpunkt zu beleidigen. Er sahe dies vermuthlich als etwas, das sich von selbst verstünde, an; denn er machte nicht die mindeste Entschuldigung darüber.

Als wir an einen Ort kamen, wo Melonen verkauft wurden, ließen wir ihn aussteigen, um ein paar für uns mitzunehmen. Es gefiel ihm aber, nur eine zu kaufen. Celà vous suffit — das ist für euch genug — sagte er; sprang dabei wieder

in den Wagen, und befahl dem Kutscher nach Hause zu fahren.

Wir hatten von unserer heutigen langen und mühseligen Wanderschaft einen treflichen Appetit nach Hause gebracht; und La Jeunesse merkte mit Misvergnügen, daß die Reste heute kärglicher, als gestern für ihn ausfallen würden. Als daher Einer meiner Gefährten, der sich diesmal besonders hervorthat, ihm ein paarmal hinter einander Wasser abfoderte; machte er seinem Herzen durch die Bemerkung Luft: cet homme mange comme un lapin et boit comme un canard — der Mensch ißt, wie ein Kaninchen, und trinkt wie eine Ente! Wir belachten die Naivetät, merkten aber, daß es Zeit sey, sein Verhältniß zu uns nach und nach auf etwas Bestimmteres zu sezen.

Den Rest des Tages beschlossen wir den Tuilerien zu widmen. Sobald wir uns daher hinlänglich gestärkt und erquickt hatten, machten wir uns gegen fünf Uhr auf den Weg dahin.

Dieser Abend wurde für uns der angenehmste, den wir bis dahin in Paris verlebt hatten. Ich muß die interessanten Schauspiele, die ihn dazu machten, etwas umständlicher beschreiben.

Sobald man über die Königsbrücke gekommen ist, tritt man — aber nicht ohne Gefahr übergeritten oder übergefahren zu werden — in die Tuilerien

lerien *) ein. Es ist hier nämlich das Gedränge der Fahrenden, Reitenden und Fußgänger, welche in die Tuilerien, nach den eliseischen Feldern, nach Chaillot, Passy und Versailles strömen, oder von da zurückkehren, zu jeder Zeit des Tages, besonders aber gegen Abend, unbeschreiblich groß. Beim Eintritt in die Tuilerien sieht man rechts die lange und schöne Antlitzseite (Façade) des Pallastes der Tuilerien (Palais des Tuileries) entlang, die aus neun symetrisch geordneten, zusammenhängenden und ein Ganzes bildenden Gebäuden besteht. Dies Schloß macht mit der daranstoßenden und mit dem Strom parallellaufenden Galerie des Louvres einen rechten Winkel. Diese leztbenannte hängt mit dem alten Louvre selbst zusammen, welches ein Viereck für sich bildet. Nach dem Plane, der bey diesen mit einander verbundenen Pallästen befolgt zu seyn scheint, fehlt dem Ganzen nun noch das vierte Seitengebäude, welches mit der Galerie des Louvres

*) Ich finde, daß die Franzosen selbst nicht recht mehr zu wissen scheinen, wie dieser Nahme geschrieben werden muß, indem Einige ihn les Thuilleries, Andere Tuilleries schreiben. Daß er aber Tuileries geschrieben werden müsse, ist außer Zweifel, weil diese Benennung des Gartens von den Ziegelhütten hergenommen ist, welche ehemals hier waren und die er verdrängt hat. Es ist übrigens merkwürdig, daß Athen ehemals einen ähnlichen Lustort hatte, der aus eben der Ursache, weil nämlich vorher gleichfalls Ziegelhütten daselbst standen, Ceramicus d. i. Tuileries oder ein Ort, wo Ziegel gebrannt werden, genannt wurde.

res parallel laufen und so das Palais der Tuilerien mit dem alten Louvre eben so auf der nordöstlichen Seite verbinden müßte, wie die Galerie es auf der südwestlichen Seite thut. Dann würde das Ganze einen Pallast ausmachen, der an Umfang in Europa wol nirgends seines Gleichen hätte. Der Zwischenraum zwischen den jezt erst dastehenden drei Seiten dieses unermeßlichen Baues faßt so viel bürgerliche Häuser in sich, daß sie, ins Freie versezt, eine ganz artige kleine Stadt für sich ausmachen würden. — Aber wieder zu den Tuilerien.

Diese sind ein länglich viereckiger Garten von großem Umfange, dessen erstes Viertel aus Blumenbetten und Grasflecken, das zweite und dritte aus einem regelmäßig gepflanzten sehr ehrwürdigen Kastanienwalde, und das vierte aus einem offenen Platze mit einem großen achteckigen Wasserbehälter (Bassin) besteht. Ein ähnliches Wasserbecken findet sich auch im ersten Viertel; *) beide haben Springbrunnen. Rings um den Garten her läuft

 eine

*) Von diesem Wasserbehälter erzählt Hr. v. Meister in seinem sehr schäzbaren kleinen Werke de la morale naturelle, folgende Anecdote. Ein gewisser Herzog von Olonne gieng eine Wette ein, daß er dieses Wasserbecken durchwaten wollte. Schon hatte er die Mitte desselben erreicht, als er lieber wieder umkehren und die Wette verloren geben, als an das entgegengesezte Ufer vorwärts schreiten wollte, ohngeachtet der Weg dahin nicht weiter als der Rückweg, die Tiefe aber überall gleich war. Wie

eine eingemauerte, breite und hohe Erdstufe (Terrasse), die mit Baumreihen bepflanzt ist, und von der man einer überaus schönen und prächtigen Aussicht über die Seine hin genießt.

Der, die Mitte dieses großen Gartens ausfüllende Kastanienwald, bildet über den ihn durchschneidenden Wandelbahnen ein so dichtes Dach von Laub und Aesten, daß kein Stral der Sonne hindurchdringen kann. Uebrigens ist sowol der vordere, als auch der hintere Theil des Gartens, auf beiden Seiten des Waldes mit marmornen Statuen und Vasen reich verziert, unter denen manche den Kunstkenner nicht nur an sich ziehen, sondern auch befriedigen. Hierzu gehören besonders eine Vestalin von Le Gros und die Büste Scipio's, des Afrikaners von Couston den Aeltern, im untern Theile des Gartens. Erstere ist ein Meisterstück der Kunst, wovon man sich lange nicht wieder losmachen kann.

Aber nicht diese, nicht die Pracht des Gartens überhaupt, sondern ein Schauspiel größerer und edlerer Art, welches uns beim Eintritt in denselben

Wie viel Menschen, ruft der edle Verfasser dabei aus, machen es auf dem Wege zur Vollkommenheit, wie dieser Herzog von Olonne! Sie verzagen auf der Mitte, und kehren mit der nämlichen Kraft, womit sie das Ziel erreichen könnten, statt fortzuschreiten, lieber wieder zurück, von wannen sie ausgegangen waren.

selben sogleich zuerst in die Augen fiel, war die Ursache des unbeschreiblich großen Vergnügens, welches ich heute an diesem Orte fand. Dies war die erstaunliche Menge ruhiger, freundlicher und fröhlicher Menschen, die wir hier in unübersehbaren Haufen und in der allerbuntesten Vermischung zusammenfanden. Alle Rasenflecke wimmelten von jungen Kindern, die mit ihren Bonnen sich daselbst gelagert hatten, um der freyen Luft zu genießen und ihre jungen Kräfte durch Kriechen, Hüpfen und Springen, durch Spielen, Schreyen und Lachen zu entwickeln — ein Vergnügen, welches ihnen erst durch die Revolution zu Theil geworden ist, weil vor derselben so thauer Unfug hier nicht gelitten ward. *) Um die Stämme der Bäume her und zwischen denselben saßen, die ganze mitlere Wandelbahn entlang, auf mehreren tausend hier zur Miethe stehenden kleinen Stühlen, dichte Gruppen wohlgekleideter Leute beyderley Geschlechts, und weideten ihre Augen an dem bunten Gewimmel von zehn tausend andern, die vor ihnen auf

 und

*) Die kleinen Kinder in Paris und ihre Wärterinnen waren deswegen bis auf diese Zeit gar sehr zu beklagen, weil sie in den allermeisten Theilen dieser großen Stadt kein freyes und grünes Plätzchen fanden, worauf sie sich herumtummeln und eine reine Luft einathmen konnten. Man kann daher sagen, daß die französische Staatsumwälzung sogar für die Kinder an der Brust wohlthätig gewesen sey. Ehemals durften nur feine Leute in die Tuilerien kommen; jetzt stehen sie für Jedermann offen.

und niederwallten. Einige waren stille Zuschauer davon, Andere in lebhaftem Gespräch begriffen, und wiederum Andere genossen Erfrischungen aller Art, womit ein hier mitten im Garten ausstehender Limonadier die Gesellschaft versieht. Die Uebersicht dieses ganzen, unbeschreiblich großen und bunten Gewimmels hat etwas Erfreuliches und Erhabenes zugleich.

Und wie viel Unterhaltung gewährt nicht vollends erst die Bemerkung der unendlichen Verschiedenheit der unzählbaren einzelnen Figuren, woraus diese unübersehbaren Menschenhaufen zusammengesetzt sind! Das erste und Auffallendste, was der Fremde dabey bemerkt, ist dieses: daß ungefähr der dritte oder vierte Mann unter der hier sitzenden oder wandelnden Menge ein Abbé ist. Dies ist eine der zahlreichsten Menschenclassen, die man hier sieht. Wo man nur geht oder steht, da kommen einem dergleichen in den Wurf. Bey dieser Gelegenheit muß ich für diejenigen, welche von einem französischen Abbé noch keinen recht bestimmten Begriff haben, die Nachricht hersetzen, daß überhaupt und im Allgemeinen alle Weltgeistlichen d. i. solche, die keine Mönche sind, unter diesem Nahmen begriffen werden. Aber mit dieser Erklärung kömmt man noch nicht aus, weil es eine gar große Menge von Abbe's giebt, welche ganz und gar keine Geistliche sind, also auch unter jener Erklärung nicht mit begriffen werden können. Um nun die Sache genauer zu erörtern, muß man

drei-

dreierley Arten von Abbe's unterscheiden, wovon die eine aus wirklichen, die zweite aus halben Geistlichen, die dritte aus Weltleuten besteht. Zu der ersten gehören nämlich alle diejenigen, welche nicht bloß die geistliche Haarschur (Tonsur) erhalten haben, sondern auch wirklich eine geistliche Stelle, eine Pfarre, ein Diaconat oder desgleichen bekleiden; zu der zweiten diejenigen, welche zwar ihren theologischen Cursus machten, sich hierauf dem Bischofe zum Examen stellten und die Haarschur empfingen; aber nun auch, vor der Hand wenigstens, noch weiter nichts als Geschorne sind, ohne eine geistliche Bedienung zu bekleiden, die sie zum Theil auch niemals erhalten, zum Theil nicht einmal begehren, weil sie sich in weltliche Geschäfte werfen, oft auch zu Staatsämtern, bis zu Ministerstellen hinauf, befördert werden. Diese beyden Classen zeichnen sich durch die geistliche Tracht, Mantel, Kragen und Wirbelkäppchen — Calotte — aus. Die dritte Classe besteht aus solchen Abbe's, die sich selbst dazu machten, ohne irgend etwas Geistliches in oder an sich zu haben. Zu dieser Operation, die hier Jedem frey steht, wird weiter nichts erfordert, als daß Einer sein Haar rund frisiren läßt und sich nun Msr. l'Abbé nennen läßt. Diese Art von Abbe's kann bei ihrer Abbéschaft treiben, was sie will, sogar Kaffeeschenken und Traiteurhäuser halten. Kein Mensch nimmt ein Aergerniß daran.

Man sieht hieraus, wie wenig unser deutsches Wort Abt dem französischen Abbé entspricht — so

 wenig,

wenig, als nunmehr, und bis zu einer möglichen Veränderung des deutschen Sprachgebrauchs, das französische Wort Roi dem deutschen König!

Ich kehre wieder in die Tuilerien zurück.

Ein zweiter characteristischer Zug, welcher das Benehmen dieser erstaunlich großen Menge von Menschen unter sich und gegen Fremde bezeichnet, ist die anständige Freyheit, Ungezwungenheit und Sorglosigkeit, womit hier Jeder sich dem Vergnügen überläßt, ohne von Andern, wäre es auch nur durch musternde Blicke oder durch zischelnde ins Ohr gesagte Kritiken, darin gestört zu werden, oder Andere darin stören zu wollen. An jedem andern Orte wäre es eine Art von Gassenlaufen, zwischen so viel tausend Augen auf und nieder zu wandeln; und es würde, besonders für Damen, keine geringe Zurüstung und keine geringe Sorgfalt über die zusammengesetzte Maschine ihres Puzwerks erfordert werden, um da mit Ehren durchzukommen. Hier scheint man von dem ganzen Heer von Menschen, zwischen dem man hinwallt, gar keine Notiz zu nehmen; und das Heer auf seiner Seite scheint sich um die Vorbeigehenden eben so wenig zu bekümmern. Jeder thut, als wenn er allein wäre; und kein Mensch hat etwas darwider. Wie sehr diese gegenseitige Duldsamkeit, dieses scheinbare Nichtbemerken und dieses nicht Bemerktwerden, das Vergnügen solcher Zusammenkünfte an einem solchen Orte befördern und veredeln müsse, läßt sich denken.

Eine

Eine dritte Bemerkung, die für uns Deutsche besonders auffallend und überraschend war! Man kömmt mit der Erwartung nach Paris, an öffentlichen Oertern, besonders in den Tuilerien und zwar in den Stunden des Lustwandels, eine Menge von überfeinen Elegants oder Stutzern und von zierlichen Damen im höchsten Putz zu finden. Ehemals mag diese Erwartung auch wol Niemand getäuscht haben; jezt täuscht sie gewaltig. Schon seit einigen Jahren, besonders aber jezt, da die Franzosen aus unterjochten Sklaven, die sie vorher waren, freie Menschen geworden sind, scheint, wie es auch sehr natürlich war, ein ganz anderer, ein viel größerer und edlerer, ein brittischer Geist in sie gefahren zu seyn. Besonders zeichnen sie sich jezt auch in ihrem Aeußerlichen durch eine Einfachheit und Prunklosigkeit aus, die wir sogar bey uns nicht kennen. Dinger, nach dem Begriff gemodelt, den wir in Deutschland ehemals mit dem Worte Kleinmeister — petit-maître — verbanden, habe ich hier noch gar nicht gesehn; zweifle auch, daß mir künftig noch eins davon zu Gesicht kommen werde. *) Die meisten Mannspersonen gehen in

*) An die Stelle derselben sind schon seit mehreren Jahren die sogenannten Elegants getreten, welche von jenen in vielen Stücken ganz das Gegentheil zu seyn scheinen, indem sie eine Schlichtheit, eine Natürlichkeit, eine Ruhe und ein gedankenvolles Wesen affectiren, hinter welchem nur der feinere Beobachter die Ansprüche der Eitelkeit wahrnimmt, die man unter dieser Larve zu verstecken sucht.

in schlichten Fracks; und der Anzug der Damen hat etwas so Leichtes, Ländliches und Prunkloses, als ich hier zu finden nie erwartet hätte. Die Töchter und Frauen unsers Mittelstandes schleppen sich jezt — wenn nicht seit meiner Abreise aus Deutschland eine plözliche Puzrevolution vorgefallen ist — mit weit mehr Colifichet, Flitterstaat und Karikaturpuz, als hier die Damen vom ersten Range. Eben so schlicht, ungezwungen und von Ziererei entfernt, als ihr Anzug, ist auch ihre Haltung, ihr Gang, ihr Gruß, ihre Unterredung und ihr ganzes Benehmen. Ich kann von meiner Verwunderung darüber noch nicht zurückkommen. Oft frage ich meine Gefährten, oft mich selbst: sind wir wirklich in Frankreich? Wirklich in Paris? Und sind das wirklich Franzosen und Französinnen, die ich hier vor mir sehe? — Mögte unsere angestammte deutsche Nachahmungssucht doch jezt nicht zum erstenmal und zur Unzeit in Stillstand gerathen; jezt, da die Franzosen zum erstenmal in ihrer neuen Denkungsart und in ihren umgeschaffenen Sitten uns so manches vorhalten, was des Nachahmens würdig wäre! Mögte besonders unser Mittelstand, nach dem Beispiele der meisten deutschen Höfe, und nun auch nach dem Beispiel unserer Muster, der Franzosen, seine ausschweifende Pracht- und Prunkliebe gleichfalls beschränken und zu einer edlen Simplicität, die zu allen Dingen, besonders auch zum Gefallen nüze ist, zurückkehren wollen!

Die Tuilerien hangen durch die Drehebrücke — pont-tournant *) — mit dem Plaze Ludewigs XV. — la Place de Louis XV. — zusammen. Neben derselben erheben sich, beim Eingang auf diesen Plaz, der nun bald einer **) der schönsten in Paris seyn wird, auf hohen Fußgestellen zwei geflügelte Pferde von weissem Marmor, auf deren einem das Gerücht, in die Trompete stoßend, auf deren anderem Merkur sizt; zwei vortrefliche Stücke, die ehemals zu Marty standen, von wannen sie hierhergebracht wurden.

In der Mitte dieses Plazes steht das bekannte schöne Werk der Schmeichelei, eine metallene Bildsäule zu Pferde, von Bouchardon verfertiget, welche einen der unfähigsten französischen Könige, Ludewig XV. darstellt; ein Werk, welches durch die beissenden satirischen Inschriften, die der französische Witz dazu erfand, eben so sehr, als durch seinen Kunstwerth berühmt geworden ist.

Die Figur des Königs, der so ganz nichts Römerartiges an sich hatte, erscheint hier in römischer Klei=

*) Diese Brücke vertritt die Stelle einer Zugbrücke, wird aber nicht aufgezogen, sondern durch einen leichten Mechanismus zur Seite gedreht. Die Erfindung ist von einem Mönch, dem Augustiner Bourgeois.

**) Wann nämlich die neue Brücke, welche von hier nach dem gegenüberliegenden Palais de Bourbon gezogen wird, auf der einen Seite und auf der andern die neue Magdalenens=Kirche, die gleichfalls noch in Arbeit ist, vollendet seyn werden.

Kleidung, das Haupt mit einem unverdienten Lorbeerkranz umwunden, und in der Hand den Commandostab, den er, unfähig ihn selbst zu führen, den Pompaduren und Dübarris übergeben hatte. Das Pferd wird für ein Meisterstück gehalten; es scheint aber, als habe der Künstler dabei mehr auf die Wirkung, die es in der Ferne, als auf diejenige, die es in der Nähe thun sollte, gerechnet. Steht man nämlich nahe dabei, so will es einem für ein vollkommen gut gebildetes Pferd zu kurz und viel zu dick vorkommen; ist man aber einige hundert Schritte weit davon entfernt: so treten alle Theile desselben sowol unter einander, als auch mit der darauf sitzenden königlichen Statue, in ein richtiges und schönes Verhältniß. An den vier Ecken des Fußgestells stehn eben so viele Tugenden, welche diesem Könige — fehlten. Die Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke und Friedfertigkeit; und zwischen denselben erklärt eine Inschrift ihn für den besten **Fürsten**, der durch seine Siege an den Ufern der Schelde, der Maas und des Rheins (die Vorfälle bei Roßbach, Minden, Hamm und Crevelt hat man weislich nicht mit aufgezählt) den Frieden und durch den Frieden das Glück seines Volks und von ganz Europa bewirkt habe! *) Die Inschriften, welche die witzigen Köpfe ins geheim

*) Ludovico XV. optimo principi, quod ad Scaldim, Mosam, Rhenum victor, pacem armis, pace & suorum & Europae felicitatem quaesivit, hoc pietatis publicae monumentum Praefectus & Aediles decreverunt anno, 1748, posuerunt anno 1763.

heim dazu machten, und die sich eben so gut gehalten haben, als jene, die in Erz gegraben ist, lautet etwas anders. Hier sind einige der vorzüglichsten davon in einer deutschen Uebersetzung:

1) Die Bildsäule einer Bildsäule. *)

2) Da schaut ihn, unsern Königsmann,
Wie zu Versailles Jedermann
Ihn ohne Treu und Redlichkeit,
Ihn ohne Herz und Menschlichkeit
In seinem Schlosse schauen kann! **)

3) Ein Langohr ist Herr Bouchardon;
Sein Werk spricht dem Verstande Hohn:
Das Laster sitzt durch ihn zu Pferde,
Die Tugend stellt er auf die Erde. ***)

Indem man bey dieser Bildseule steht, sieht man gegen Osten durch die mittelsten Baumreihen der Tuilerien nach dem Portal des dazu gehörigen Schlosses hinauf, gegen Süden über die noch unvollendete Brücke nach dem Bourbonschen Pallaste hin;

*) Statua statuae.

**) Le voilà notre roi, comme il est à Versailles, Sans foi, sans loi & sans entrailles.

***) Bouchardon est un animal,
Et son ouvrage fait pitié;
Il met les vices à cheval,
Et place les vertus à pied.

hin, gegen Westen in die Baumreihen der elisischen Felder, und gegen Norden zwischen zwei übereinstimmenden, sehr schönen Hotels in die Königsstraße hinauf, welche auf die noch unvollendete Magdalenen-kirche zuläuft, deren überaus prächtige Vorderseite diesem Platze zugekehrt ist. Es giebt wol nur wenig Standpunkte in der Welt, die eine so prachtvolle Aussicht nach allen Himmelsgegenden hin gewähren.

Der Platz selbst, der ein Achteck bildet, ist durch einen Kreutzweg in vier Viertel getheilt, deren jedes ein großes Rasenstück enthält. Die Bildsäule ist von einem schönen Geländer (balustrade) von weissem Marmor eingeschlossen. Die Ecken des Platzes sind mit niedlichen Zelthäusern (Pavillons) versehn, deren Gipfelverzierung (Amortissement) ein mit Blumenkränzen umwundenes Fußgesimse ist, worauf Gruppen von allegorischen Figuren stehen.

Dies ist übrigens der Platz, auf welchem im Jahr 1770, bey der Vermählung des jetzigen Königs, als damaligen Dauphin, das unglückliche Schauspiel gegeben wurde, wobey, nach Mercier's Bericht, nicht weniger als 1800 Menschen zerdrückt wurden. Man stellte nämlich ein Feuerwerk an, bey dessen Beendigung die durch die Königsstraße nach den Boulevards zurückkehrende Menge sich dermaßen stopfte und in einander drängte, daß der größte Theil davon das Leben, die Uebrigen

gen wenigstens einige ihrer Gliedmaßen einbüßten. Das fürchterliche Geschrey der Zerquetschten erfüllte die Luft; die Verzweiflung der Gepreßten gieng in Wuth über; zur Vergrößerung des Jammers stürzte von dem Gedränge ein in dieser Straße aufgeführtes Zimmerwerk ein, zerschmetterte die darunter Befindlichen und vermehrte die Sperrung, die Kutscher suchten über zertretenen Schädeln hin sich einen Weg zu bahnen, allein ihre Pferde wurden todt gestochen, sie selbst mit den Uebrigen zerdrückt oder zertreten. Mercier, welcher das Unglück hatte, sich unter dieser Menge zu befinden, aber das Glück mit einer bloßen Quetschung davon zu kommen, sagt: „ich habe nachher Leute dreißig Monate lang an den Folgen dieses fürchterlichen Volksgedränges leiden sehen. Eine Familie verschwand ganz und gar dabey. Es war fast kein Haus in Paris, welches nicht entweder einen Verwandten oder einen Freund zu beweinen hatte.“

Suchen wir dieses schreckliche Bild durch die Betrachtung eines lieblicheren Schauspiels, welches sich eben darbietet, aus unserer Vorstellung wieder los zu werden.

Es war die Natur, die mit den Prachtwerken dieses Orts sich vereiniget zu haben schien, um mir diesen Abend hier eine Scene zu geben, wie ich mich keiner je gesehenen ähnlichen erinnern kann. Der Abend war ein idealisch schönes Hinsterben des schönsten Sommertages; der ganze

Luftkreis still, der ganze Himmel blau, rund umher die oben beschriebenen prachtvollen Gegenstände und Aussichten; so weit das Auge nach allen Seiten hinreichte, ein Gewimmel und Getümmel freundlicher, friedlicher und fröhlicher Menschen; und nun — als hätte die Natur es recht eigentlich darauf angelegt gehabt, mir diesen schönen Abend, an einem so schönen Orte genossen, zu einem der unvergeßlichsten meines Lebens zu machen — am östlichen und westlichen Himmel das erhabenste und prächtigste Schauspiel von allem; dort der aufgehende Vollmond, der gerade zwischen den beiden mittelsten Baumreihen der Tuilerien hinter dem Palais hervorstieg; hier die untergehende Sonne, die in eben dem Augenblicke hinter den Gipfel des Waldes der eliseischen Felder zu sinken begann. Dies alles zusammengenommen, machte eine Wirkung auf mich, die ich zu beschreiben nur vergebens mich bemühen würde.

Aber indem ich nun so da stand, und mich der Freude und der Bewunderung über dieses herrliche Schauspiel überließ; indeß meine Blicke bald auf der Silberscheibe des Mondes ruheten, bald sich in das Goldmeer der von den Gipfeln der Bäume schon halb bedeckten Sonne tauchten, bald über das unübersehbare Gewimmel und Getümmel der die ganze Gegend umher anfüllenden Menschenschaar hinschwärmten: wurde ich auf einmal, auf die allersonderbarste und unerwartetste Weise, mitten aus meinen süßesten Hochgefühlen, in den al-

lerwiderlichsten Empfindungszustand, der aus einem Gemisch von Befremdung, Ekel und Unwillen bestand, gewaltsam hinabgerissen. Ich fühlte mich nämlich plözlich von sechs häßlichen, gelbbraunen und dickknochigen Armen umschlungen; sahe zu gleicher Zeit drei, diesen Armen an Farbe und Plumpheit vollkommen entsprechende scheußliche Gestalten mit großen Mäulern, dicken aufgeworfenen Lippen, hervorragenden Backenknochen und borstigen Augbraunen, sich zu meinen Wangen drängen, und fing aus dem Strome plattfranzösischer Worte, den diese häßlichen Gesichter aus ihren rauhen und kreischenden Kehlen mit entgegen sprudelten, folgenden Sinn auf: erlauben sie, Herr Abbé, daß wir sie umarmen; dann mögen sie uns geben, was ihnen beliebt! Mein erster Gedanke bey diesem seltsamen Ueberfall war: daß ich Orpheus Schicksal haben würde;*) der zweite, daß ich mich doch erst meiner Haut wehren wollte, so gut und so lange ich könnte; und so stieß ich, noch ehe ich jenen Sinn völlig gefaßt hatte, mit aller Kraft, der ich fähig war, mir diese Unholdinnen vom Leibe. Und jetzt erst, da ich wieder zur Besonnenheit kam, aus ihrem fortsprudelnden Wörterstrome die eigentliche Absicht dieser zärtlichen Begrüßung erst recht begriff, und nun sahe, mit was für Damen ich es hier zu thun hatte; merkte ich, daß ich besser thun würde, gelindere Seiten aufzuziehen. Es waren nämlich drey

*) Der, wie die Fabel sagt, von Thracischen Weibern in Stücken gerissen ward.

Poissarden — Fischweiber **) — eine eben so originelle und scheußliche als furchtbare Classe von Pariser Weibern, die im Besitz des Rechts sind, das tollste und unverschämteste Zeug anzugeben, und gleichwol von Jedermann mit der größten Höflichkeit behandelt zu werden, weil es mislich und gefährlich ist, ihren Zorn zu reizen. Ich machte ihnen daher geschwind eine Entschuldigung, und bat sie, da sie nun von neuem auf mich eindrangen, ihre Gunstbezeugungen einem Würdigeren zuzuwenden, weil man in dem Lande, woher ich käme, so etwas nicht nach Verdienst zu schätzen wüßte. Kaum hatte ich dies gesagt, so riefen sie lachend aus: ah! Monsieur est Anglois — Der Herr ist ein Engländer! — und so ließen sie augenblicklich von mir ab, um einem Andern nachzulaufen, der sich ruhig von ihnen umarmen ließ.

Ich suchte mir nun meine Gefährten auf, um ihnen das sonderbare Abentheuer, dem ich noch so glücklich entgangen war, zu erzählen; ging hierauf noch einigemal mit ihnen in den düstern, nur hin und wieder von einem durchbrechenden Mondstral erleuchteten Wandelbahnen, unter dem Gesumse des abziehenden Menschenschwarms, mit Entzü-

ćken

*) Man sehe die treffende Beschreibung dieser Weiber, womit die Herrn Schulz und Kraus uns neulich beschenkt haben, und die dabey befindliche illuminirte Abbildung. Ich glaubte, als ich dieses Bild zu Gesicht bekam, daß meine obenbeschriebenen Grazien dazu gesessen hätten; so ähnlich ist es ihnen.

cken auf und nieder, und dann kehrten wir, nachdem wir uns in einem Badehause an der Königsbrücke erfrischt und gestärkt hatten, gegen zehn Uhr nach unserm Quartiere zurück.

Den 6ten August.

Unser Hofmeister — dem wir nun nach und nach über den Kopf zu wachsen anfangen, weil wir den gestrigen Abend schon ohne ihn in den Tuilerien zugebracht haben — bestand darauf, daß wir heute noch einige Kirchen besehen müßten: wir aber verlangten, daß er uns nach dem Observatorio führen sollte. Ҫan'est rien — das ist nichts — antwortete er; ça ne vaut pas la peine d'y aller — das ist der Mühe des Hingehns nicht werth. Endlich machten wir einen Vertrag; wir verwilligten ihm drei Kirchen, er uns das Observatorium: und so traten wir zur gewöhnlichen Zeit unsere heutige Reise an.

Er führte uns zuerst nach der St. Sülpice, der Parrochialkirche der Vorstadt St. Germain. Ein sehenswürdiges Gebäude, mit vielen innern Merkwürdigkeiten. Zuerst ein Portal, so erhaben und Ehrfurcht-gebietend, als ich je eins sahe. Sowol die Breite, als auch die Höhe desselben, erregen erstaunen. Es besteht aus einer doppelten Reihe mächtiger Säulen von zweifacher Ordnung, und die Zahl derselben ist 68. Schade,

daß dieses bewundernswürdige Werk einer erhabenen Baukunst nur die Breite einer schmalen Straße zum Vorplaze hat! Schade, daß man auf einen so riesenförmigen und dabei so wohlproportionirten Körper zwei unverhältnißmäßige Zwergköpflein — zwei abgerundete Glockenthürmchen — gesezt hat, die auf einem Gartenhause oder Sieh-dich-um (Belvedere) sich ganz artig ausnehmen würden, einen Tempel aber, der ein so majestätisches Antliz zeigt, nur verunstalten!

Ich übergehe eine Menge von Kunstsachen, die sich innerhalb der Kirche befinden; und schränke mich auf folgende Bemerkung ein.

Auf dem Fußboden des Chors ist eine Mittagslinie gezogen, d. i. eine Linie, welche auf der einen Seite gerade gegen Süden, auf der andern gerade gegen Norden läuft, und die in dem Augenblicke, daß die Sonnenstralen in gleicher Richtung darauf fallen, den wahren Mittagspunkt anzeigt. Um diesen Augenblick recht bestimmt erfahren zu können, ist in das gegenüberstehende Fenster an der Mittagsseite der Kirche eine Blechplatte gesezt, die in der Mitte einen Einschnitt hat, um die Sonnenstralen durchzulassen. Diese verursachen nun, indem sie durch diesen Einschnitt schießen, auf dem Fußboden der Kirche eine länglichte, leuchtende Figur, die in eben dem Maaße, in welchem die Sonne von Osten nach Westen fortrückt, sich von Westen nach Osten bewegt, bis sie

über der besagten Linie steht. In dem Augenblik nun, daß sie von dieser Linie in zwei völlig gleiche Hälften durchschnitten wird, ist es Mittag. Da wo die Linie auf dem Fußboden sich endiget, hat man eine Spizsäule von weissem Marmor gesezt, die eine vergoldete Weltkugel trägt, und mit Inschriften versehen ist.

Die hier befindlichen Gefäße für das sogenante Weihwasser, d. i. für das vom Priester eingesegnete Wasser, womit die Katholiken beim Ein- und Ausgange sich benezen müssen, sind, wie man dies in katholischen Kirchen häufig findet, Ueberbleibsel heidnischer Kunst, denen man jezt eine Bestimmung gegeben hat, die von der, wozu sie gemacht wurden, gar sehr verschieden ist. Sie sind aus Granit, waren ehemals Todten-urnen, und wurden aus Aegypten hierhergebracht, um christliche Weihwassernäpfe zu werden. Der Künstler, der sie machte, hatte selbst im Traume niemals ahnden können, daß sie dazu jemals gebraucht werden würden. Die beim Eingange unter dem Portal befindlichen Weihwassergefäße sind in anderer Betrachtung merkwürdig. Hier sind es zwei Muscheln von ungeheurer Größe, womit die Republik Venedig den französischen König Franz I. beschenkte. Sie ruhen auf einem Felsen von Marmor.

Hinter dem Chor bildet das geründete Ende der Kirche die ungemein prächtige Kapelle der heiligen Jungfrau; ein sehr sehenswürdiges Stück!

Das Gewölbe der hohen Kuppel zeigt die Aufnahme der sogenannten Mutter Gottes im Himmel, von Le Moine gemahlt. Die Täuschung wird durch die ausserordentliche Höhe des Gewölbes so groß, daß die Figuren nicht gemahlt, sondern am Himmelsgewölbe zu schweben scheinen. Die Seitenwände der Kapelle sind mit Marmor von verschiedenen Farben belegt: und in vier Fächern derselben befinden sich eben so viele Gemählde von Vanloo. Eine marmorne Bildsäule der heiligen Jungfrau von Pigalle steht in einer Blende (Niche.)

Eine Menge von Begräbnissen berühmter Leute machen die Besichtigung dieses Tempels gleichfalls sehr interessant. Ich will nur zwei davon ausheben, das der Jungfer Cheron und das des Mahlers Jouvenet. Erstere machte sich im vorigen Jahrhunderte durch ihre Gelehrsamkeit, durch ihre geistlichen Poesien, am meisten aber durch ihre Gemählde berühmt. Selbst Le Brün war ein Bewunderer ihrer Kunstarbeiten; und auf seine Empfehlung wurde sie zum Mitgliede der Mahlerakademie aufgenommen, der sie eben so viel Ehre machte, als sie von ihr empfieng. Sie gehörte zu den außerordentlichen Ausnahmen ihres Geschlechts, die man nicht nach der Regel beurtheilen muß; sie that daher, da sie von der natürlichen Bestimmung ihres Geschlechts in ihrer Ausbildung abgewichen war, ganz recht, auch darin von ihr abzugehn, daß sie unverheirathet blieb;

weil

weil es besser ist gar nicht zu heirathen, als es ohne zweckmäßige Vorbereitung zur Erfüllung der damit verbundenen Pflichten zu thun. Ein junges Frauenzimmer aber, welches eine Gelehrte, eine Schriftstellerin und eine Künstlerin von Profession ward, kann diese Vorbereitung nicht erhalten haben, wenigstens nicht in hinreichendem Maaße. Jouveners erwähne ich nicht bloß deswegen, weil er zu den besten französischen Mahlern gehört, sondern auch wegen eines Umstandes aus seiner Lebensgeschichte, der hier angemerkt zu werden verdient. Er hatte das Unglück, daß die Gicht ihm die rechte Hand lähmte und sie dadurch zur Ausübung seiner Kunst völlig unfähig machte. Für jeden andern Mahler würde dies ein unersezlicher Verlust gewesen seyn; nicht für ihn. Durch hartnäckige Uebungen brachte er es bald dahin, daß er mit der linken Hand eben so gut mahlen konnte, als vorher mit der rechten. Man zeigt noch jezt Stücke von ihm, die er nach jenem Unfalle verfertigte, denen Keiner die spät geübte linke Hand anzusehn vermag. Beispiele dieser Art verdienen in der Geschichte aufbewahrt zu werden, weil man zwei große und nüzliche Wahrheiten daraus lernen kann; die erste: daß unverdrossener Fleiß und fortgesezte Uebungen auch das Unmöglich-scheinende möglich zu machen vermögen; die andere: daß man bei großen Unglücksfällen nie kleinmüthig verzweifeln, sondern, wie Jouvenet, auf Mittel denken muß, den Schaden zu ersezen, sicher, daß man dergleichen Mittel, wenn man sie nur auf-

merksam und anhaltend genug sucht, auf eine oder die andere Weise endlich zuverlässig finden werde. —

Von hier giengs nach der Kirche der Carmeliter-Nonnen, wo wir ein vortrefliches Gemählde von Le Brün, *) eine Magdalene besahen, die uns den Geschmack an allen übrigen verdarb. Es hängt in einer der Kapellen über einem Altar, auf dem das nämliche Stück, in Kupfer gestochen stand. Unter diesen fanden wir eine Inschrift, deren Worte zwar lateinisch, deren Inhalt aber so ganz französisch ist, daß man, auch wenn man sie an jedem andern Orte anträfe, über das Vaterland ihres Verfassers keinen Augenblik im Zweifel bleiben würde. Die Magdalene ist vorgestellt, wie sie in weinender Andacht ihren Schmuck abwirft; und die Inschrift sagt ihr auf den Kopf zu, daß sie das aus Buhlerei (Coqueterie) thue, um — den lieben Gott dadurch zu fangen. *) Welch ein Gedanke! Welch eine Inschrift zu einem Altar-

*) Ich habe dieses Gemähldes schon in den Briefen aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben gedacht. Ich erwähne seiner hier noch einmal, um Gelegenheit zu haben, einen Schreibfehler zu verbessern, durch welchen dort Rubens statt Le Brün gesezt war. — Diese Magdalene soll übrigens kein Ideal, sondern ein Portrait der berühmten La Valliere seyn.

**) Magdala dum gemmas, baccisque monile coruscum
Proiicit, ac formæ detrahit arma suæ;
Dum vultum lacrimis et lumina turbat — amoris
Mirare insidias! — *hac capit arte Deum.*

Altarstück! Und das in einer Nonnenkirche! So etwas kann nur in Paris gefunden werden und nur da nicht auffallend seyn.

Von dieser Kirche lief unser Weg durchs Palais von Luxemburg, dessen jeziger Besizer Monsieur — der älteste Bruder des Königs — ist. Auch dieser Palast ist, wie alle andere in Paris, bis jezt noch immer nicht vollendet, ohngeachtet er schon ziemlich alt ist. Zu Heinrichs IV. Zeiten stand schon an dieser Stelle das Palais eines Herzogs von Luxemburg. Dieses kaufte Heinrichs Witwe, und ließ den jezigen Palast daraus erbauen, der zwar die Inschrift: Palais d'Orléans erhielt, aber nichts destoweniger seinen ehmaligen Nahmen behalten hat.

Dem Plane und der Bauart nach ist dieser Palast, nächst dem Louvre, der größte und sehenswürdigste in Paris; ein neuerer Seitenflügel aber hat die Symmetrie des Ganzen unterbrochen, die nur dann erst wieder hergestellt werden wird, wann auf der rechten Seite einst ein gleiches Flügelgebäude errichtet werden sollte. Auf eine umständliche Beschreibung kann und will ich mich hier abermals nicht einlassen; überzeugt, daß meine Leser sie mir eben so gern erlassen werden, als ich mich selbst davon lossage. Wem könnte sie nüzen? Oder wen vergnügen?

Der zu diesem Pallaste gehörige Garten ist zwar weder ausnehmend prächtig, noch sorgfäl-

tig genug unterhalten; aber doch für diejenigen, welche die umliegenden Gegenden der Stadt bewohnen und für welche die Tuilerien zu entfernt sind, von unschäzbarem Werthe, weil er ihnen freien Raum und schattenreiche Wandelbahnen zur Leibesbewegung und zum Einathmen einer reinern Luft gewährt.

Auf dem langen Wege von hier nach dem Observatorio kamen wir bei einem Kartheuserkloster vorbei, welches mit dem dazu gehörigen unermeßlichen Garten einen so großen, mit einer hohen Mauer eingeschlossenen Raum einnimmt, daß es eine besondere Stadt, wenigstens ein beträchtliches Landgut zu seyn scheint. Solche Besizungen haben in katholischen Ländern Leute, welche geschworen haben, daß sie immer arm seyn wollen, welche dem Volke weiß machen, daß sie kümmerlich, wie Kirchenmäuse leben, ohngeachtet sie alles vollauf haben und von dem Fette des Landes schwelgen. *) Und das Volk ist gutmüthig genug, ihren

*) So ziehen z. B. die Carmeliter Bettelmönche auf der Straße Vaugirard bloß an Hauszins für Gebäude, die sie zum Vermiethen errichten ließen, jährlich gegen 100,000 Livres. Ein französischer Geschichtschreiber, Saint-Foix fügt, indem er dieses Umstandes erwähnt, die Anmerkung hinzu: „Man muß indeß diesen Leuten die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu gestehn, daß der Reichthum sie nicht aufgebläht hat: denn sie fahren nach wie vor noch immer fort zu betteln.

ihren Worten mehr, als seinen eigenen Augen zu trauen. Man sieht, daß der Hang des Menschen zum Glauben viel stärker als der zum Schauen seyn müsse!

Unsere Reise nach dem Observatorio war umsonst. Es wurde gerade darin gebaut, und daher Niemand hinaufgelassen. La Jeunesse lachte darüber in sein Fäustchen, und sagte: ne vous l'avois-je pas dit, que ce n'est rien? — hatte ich's euch nicht gesagt, daß hier nichts sey? —

Es that uns leid, auf die Besichtigung dieses berühmten Gebäudes und des darin befindlichen astronomischen Apperats Verzicht thun zu müssen. Es enthält unter andern Merkwürdigkeiten auch einen Erdbau — Soûterrain — zu dem man durch Hülfe einer Windeltreppe nicht weniger als 360 Stuffen tief hinabsteigt. Die Windeltreppe läuft um einen leeren Raum herum, der aus der untersten Tiefe bis in den Gipfel des Gebäudes, wie ein Schacht oder Brunnen, emporsteigt, und der zu besondern Beobachtungen am Himmel dient, die aus einer finstern Tiefe heraus angestellt werden müssen. Das tiefe Souterrain selbst soll einem Irrgarten gleichen; man erzählt davon folgende tragische Geschichte.

Zwei Kapuziner, die sich hier besehen wollten, giengen dem Lichte nach, welches einige vor ihnen hinabgestiegene Personen bei sich hatten.

Sie konnten aber diese Vorängehenden nicht mehr einholen. Als sie hinabgekommen waren, verlor der schwache Schein, dem sie folgten, sich aus ihren Augen ganz, und sie tappten nun aufs Gerathewohl in der dicksten Finsterniß herum, entfernten sich dabei immer weiter von dem Ausgange, und die Gesellschaft mit dem Lichte stieg unterdeß wieder hinauf, ohne von ihnen gefunden zu seyn. Sie blieben also in dem tiefen Irrgarten zurück. Acht Tage nachher fand man sie, von Hunger und Verzweiflung getödtet, liegen. —

Wir gingen von hier, die neuen Boulevards entlang, nach dem Dom des Invalidenhauses.

Diese neuen Boulevards, welche die Stadt gegen Süd-Westen einschließen, bestehen nur in einem mit Bäumen eingefaßten Wege, der auf beiden Seiten theils Gärten und Gartenhäuser, theils Wohnungen geringer Leute, theils Tracteur- und Kaffehäuser hat. Wenn man von den Boulevards überhaupt redet, so meint man nicht diese, sondern diejenigen, welche die nord-östliche Seite der Stadt durchschneiden. Von diesen ein andermal.

Der Dom des Invalidenhauses ist das größte, erhabenste und schönste Werk der Baukunst dieser Art, was ich bis jezt gesehen habe. Schon das Aeussere desselben verkündiget einen prächtigen und ehr-

ehrwürdigen Tempel; *) und das Innere befriedigt nicht nur die dadurch erregte Erwartung, sondern übertrift sie noch. Es ist eine Runde (Rotunde) von sechs offenen, mit Gemählden und Bildsäulen verzierten, aber nicht überladenen Kapellen umgeben. Der Dom selbst ist zirkelrund, und mit dem kostbarsten Marmor gepflastert. Seine Höhe, vom Fußboden bis an die gewölbte Decke, beträgt nicht weniger als — 300 Fuß. Nichts geht über den Anblick, den man hat, wenn man gerade in die Mitte desselben tritt, und die Blicke in die Höhe richtet. Da glaubt man geradezu in den Himmel selbst hinein zu sehen, und die Herrlichkeit der Seligen zu erblicken. Leztere ist nämlich auf dem gewölbten Decken-gemählde vorgestellt; und sowol die Kunst des Mahlers, als auch die angegebene erstaunliche Höhe des Gewölbes und vornehmlich der Umstand, daß man keine Fenster sieht, wodurch die schöne Erleuchtung kömmt, **) tragen dazu bei, diese angenehme Täuschung zu verursachen. Man ist wie angenagelt, kann von der schönen Zauberstelle nicht wieder weg-

*) Das Portal ist 30 Toisen, d. i. 180 Fuß breit, und die ganze Antlizseite des Doms mit vielen Bildsäulen von berühmten Meistern geziert. Die beiden Hauptstücke darunter, zwei kolossalische Figuren, eilf Fuß hoch, stellen den heiligen Ludewig und Carl den Großen vor.

**) Die Fenster der Kuppel werden nämlich durch ein darunter befindliches Gesimmse gedeckt, so daß man sie von unten herauf nicht sehen kann.

wegkommen. Will oder muß man endlich gehn, so kehrt man zehnmal wieder um und zu dem Zauberort zurück. Dann steht man abermals eine Zeitlang da und gafft und staunt, steif und unbeweglich wie die Bildsäulen umher, aber nicht so kalt wie sie.

Unsere bonne matinée ward hiemit beschlossen, und wir traten die Rückreise nach unserer Wohnung an.

Ohngeachtet wir sehr ermüdet und erhizt zu Hause kamen, so wünschten wir doch noch nach dem Palais royal zu gehn, um diesen Mittag bei einem Wiederhersteller zu speisen. Wir machten uns daher auf den Weg. Allein unsere Kräfte waren zu sehr erschöpft; und die Mittagshize, noch mehr aber die Staubwolke, worin wir wandelten, machte es uns beinahe unmöglich zu unserm Ziel zu gelangen. La Jeunesse fühlte sich eben so erschöpft; er rieth uns daher, da wir die neue Brücke erreicht hatten, uns zu einem in der Nähe befindlichen Tracteurhause in der rue Dauphine führen zu lassen, wo wir es eben so gut, als am Palais royal finden würden. Er habe, fügte er hinzu, erst kürzlich noch mit zwei Barons Hollandois vier Wochen lang daselbst gespeiset, und diese wären mit der Bewirthung vollkommen zufrieden gewesen. Wir überließen uns seiner Führung; fanden aber, daß er uns, um früher zur Ruhe und zur Schüssel zu kommen, getäuscht habe. Man

wies uns zwei schmuzige Treppen zu einem von Unreinigkeit starrenden Kämmerchen hinauf, wo man uns eine ziemlich schlechtbereitete Mahlzeit von drei Schüsseln vorsezte, die wir gleichwol mit 4 Livres oder einem Thaler für die Person bezahlen mußten.

Ein Theil des Nachmittags war nun dazu bestimmt, einer Feierlichkeit in der Sorbonne beyzuwohnen. Es sollten Preise unter die Studierenden ausgetheilt und bei dieser Gelegenheit einige Reden gehalten werden. Wir begaben uns also dahin — allein umsonst! Das Volksgedränge beim Eingange war so groß, daß wir es unmöglich fanden hineinzukommen. Wir mußten also unverrichteter Sache wieder umkehren.

Ich hatte vor einigen Tagen die Stelle angegeben gefunden, wo einst Heinrich IV. den meuchelmörderischen Stich von der Hand des schwärmerischen Ungeheuers Ravaillac empfing. Da wir nun nicht gleich wußten, wohin wir, nachdem unser Nachmittags-plan zerstört war, gehen sollten: so ließ ich uns zuvörderst nach jener Stelle führen, um daselbst dem Andenken des besten französischen Königs eine rührende Empfindung zu weihen und jene scheußliche Wirkung des fanatischen Aberglaubens an Ort und Stelle desto lebhafter zu verwünschen. Wir waren von der Sorbonne aus, nach dem Sprachgebrauch unsers Bedienten, nur deux pas — zwei Schritte weit — davon entfernt; und gingen also hin.

Diese, für Frankreich und für die Menschheit so unglückliche Stelle ist da, wo die Straße St. Honore mit einer andern, la Ferronnerie genannt, zusammenhängt. So wie wir uns derselben näherten, verengte sich meine Brust; ich fühlte eine schmerzhafte Beklommenheit; die ganze grausame und schändliche Geschichte stand mir, als hätte sie sich jezt eben erst ereignet, vor den Augen. Der unglückschwangere Tag, an dem sie vorfiel, war der 14te Mai 1610, ein Tag, welcher der Menschheit ewig zur Schande, dem christlichen oder vielmehr unchristlichen Fanatismus ewig zur Verwünschung gereichen wird! Der König, dem man schon vorher unzähliche mal nach dem Leben getrachtet, *) ein paarmal auch wirklich schon verwundet hatte, fing nach und nach an

*) Der gute Heinrich pflegte in den meisten Fällen die Bestrafung olcher Ungeheuer, die ihm nach dem Leben gestanden hatten, entweder zu verbieten oder doch sehr zu lindern. Die Antwort, die er einst seinen Freunden gab, welche ihre Misbilligung darüber äusserten, ist sehr merkwürdig. „Wenn ihr, sagte er, euer „Vater unser täglich mit Zustimmung eures „Herzens betetet: so würdet ihr nicht so spre„chen. Gott breitet seine ganze Barmherzig„keit über mich aus, ohngeachtet ich ihrer un„würdig bin; er verzeiht mir, ich will auch „verzeihen. Indem ich die Fehler, meines „Volks vergesse, will ich noch gütiger und „nachsichtiger gegen dasselbe seyn, als ich es „bisher gewesen bin. Haben sich einige ver„gessen, so genügt es mir, wenn sie zur Er„kenntniß kommen; und — man sage mir „nichts mehr davon!

an, einen ihm bevorstehenden gewaltsamen Tod als ein unvermeidliches Schicksal zu betrachten. Er hatte dies seit einiger Zeit mehrmals gegen seine Freunde geäußert; er äußerte es sogar noch an dem nämlichen Tage, an welchem diese traurige Besorgniß wirklich eintraf. Er war des Morgens in der Kirche gewesen. Beim Zurückgehn traf er in den Tuilerien verschiedene Große von seinem Hofstaate an, mit denen er sich über die nämliche Besorgniß, aber scherzend unterhielt. „Ihr Leute kennt mich jezt noch nicht, sagte er unter andern; aber ich werde in diesen Tagen sterben, und dann erst werdet ihr begreifen, wie viel ich werth war.“ Der Marschall von Bassompiere antwortete ihm: „Aber mein Gott, Sire, werden Sie denn nie aufhören, uns zu beunruhigen, indem Sie uns immer vorsagen, daß Sie bald sterben werden? Diese Reden taugen zu nichts. Sie werden, so Gott will, noch viel vergnügte Jahre erleben. Sie sind der glücklichste Fürst in der Welt, in der Blüthe ihres Alters, bei vollkommener Gesundheit und Leibesstärke, gekrönt mit Ehre mehr als irgend ein anderer Sterblicher; Sie beherrschen in tiefer Ruhe das blühendste Königreich der Welt, sind geliebt, sind angebetet von ihren Unterthanen, haben Geld und Gut vollauf; haben schöne Häuser, eine schöne Gattin und schöne Kinder, die heranwachsen: was fehlt Ihnen noch? Was können Sie sich sonst noch wünschen?“ Der König stieß bei diesen Worten einen Seufzer aus

und sagte: Freund, das alles müssen wir verlassen. *)

Nach der Tafel schien er sehr traurig zu seyn. Er versuchte einzuschlafen, aber umsonst. Er beschloß hierauf zum Herzog von Sülly zu fahren, welcher sich nicht wohl befand. Die Herzoge von Monbazon und d'Epernon, und die Marschälle von Lavardin, von Roquelaure, la Force, Mirabeau und Liancourt begleiteten ihn. Es war ein heisser Tag: man ließ daher die Kutschenfenster nieder.

Als man an das Ende der Straße St. Honoré gekommen war und in die Ferronerie fahren wollte, welche damals noch enger war, als sie jezt ist: wurde die Kutsche durch zwei beladene Wagen aufgehalten, welche die Straße verstopft hatten. Dieser Aufenthalt machte, daß die meisten Bedienten nach dem Kirchhofe der Unschuldigen (le Cimetiére des Innocens) zur Seite giengen. Nur zwei blieben beim Wagen, wovon der Eine sich mittlerweile die Strümpfe aufband, der Andere aber die Fuhrleute antrieb, dem Könige Plaz zu machen. Diesen Augenblick benuzte der abscheuliche, von Glaubenswuth — fanatismus — ergriffene Ravaillac; er sprang ans Wagenfenster und versezte dem Könige einen Dolchstich zwischen der zweiten und dritten Ribbe, etwas unter dem Herzen. Ich bin verwundet, ruft der König aus; aber in dem nämlichen

*) Memoires de Bassompiere. Tom. I.

lichen Augenblick versezt das Ungeheuer ihm einen zweiten, dann einen dritten Stich, wovon der eine das Herz trift. Der König seufzt und stirbt. —

Diese schaudervolle Scene war mir jetzt, da ich auf der Stelle stand, wo sie einst vorging, so gegenwärtig, daß mir ein kalter Schauer durch die Glieder lief. Wäre ich bis dahin so unglücklich gewesen, den großen Segen der Vorsehung zu erkennen, der mit der fortschreitenden Aufklärung und mit der Verminderung des Aberglaubens in die Welt gekommen ist: so würde ich an dieser Stelle Gott meinen Unverstand und meinen Undank abgebeten und ihm das Gelübde dargebracht haben, zur Verbreitung dieses Segens künftig nach meinen besten Kräften mitzuwirken.

Von hier ließen wir uns nach dem Siegesplatze — la place des victoires — führen, um das pralende Denkmal Ludewigs XIV. zu besehn.

Wie ganz anders waren unsere Empfindungen bei diesem, als bei der Bildsäule des guten Heinrichs auf der neuen Brücke! Und wie gerecht hat auch die Nachwelt, hat selbst das Volk den Unterschied zwischen diesen beiden Königen festgesetzt! Dort sehen wir zu jeder Tageszeit dichte Haufen dankbarer Nachkommen mit immer neuer Rührung um das Bild des gerechten und guten Königs her versammlet: hier herrscht eine Einöde. Nur der Ausländer, der dieses Denkmal der Schmeichelei zum erstenmale sieht, bleibt einen Augenblick dabei

 stehn,

stehn, nicht um das Andenken des Dargestellten zu ehren, sondern um das Werk des Künstlers, als Kunstwerk, zu betrachten. Kalt tritt er hinzu, unwillig über die Schmeicheleien, die er am Fußgestelle gelesen hat, begiebt er sich wieder hinweg. Das vorübergehende Volk würdiget den unsterblichen Mann — so hat der Schmeichler, der die Unterschrift machte, ihn genannt — nicht des Ansehens mehr. In seinem Herzen ist er längst gestorben, indeß Heinrich ewig darin leben wird.

Der Platz ist einförmig, und wird von schönen Gebäuden eingeschlossen, die nach einerlei Plan symmetrisch gestellt sind. Das Denkmal selbst besteht in einem Fußgestell von weissem Marmor, auf welchem die aus Blei gegossene und übergoldete *) Bildsäule Ludewigs XIV. in einer übermüthigen Stellung steht, indem er den Fuß auf den Nacken des dreiköpfigen Höllenhundes Cerberus sezt; eine nicht sehr edle Anspielung auf die drei gegen ihn verbundenen Mächte, mit denen er Krieg geführt hatte. An den vier Ecken des Fußgestells stehen eben so viel Figuren von Bronze, welche die Nationen vorstellen, über welche Ludewigs Heere siegten. Neben ihm selbst hat man die Gottheit des Sieges gestellt, die mit der einen Hand ihm den Lorbeerkranz aufsezt, und in der andern ein Bündel von Palmen und Oelzweigen hält.

Dem

*) Wie characteristisch! Gerade so war die Regierung dieses gefeierten Königs — Goldglanz von außen, inwendig Blei, welches die Nation erdrückte.

Dem jezigen Könige von Frankreich wurde einmal ein Denkmal von — Schnee errichtet, welches in meinen Augen einen viel größern Werth hatte, als alle die pralenden Bildsäulen, die seine beiden Vorgänger sich von ihren Schmeichlern sezen ließen. Die Sache war folgende:

Es war in dem Winter 1784, wo eine anhaltende strenge Kälte die Armen in Paris mit großem Elende bedrohte. Ludewig XVI. wandte diese Gefahr mit königlicher Milde ab. Aus Dankbarkeit errichtete ihm dafür der ärmere Theil des Volks ein Ehrendenkmal, so gut er dergleichen errichten konnte — einen großen Obelisk von Schnee, in der Gegend des Louvres. Jeder suchte dabei seine Erkenntlichkeit und seine zärtliche Zuneigung gegen den König durch Inschriften auszudrücken, die man daran befestigte, und unter denen einige ganz artige und sinnreiche waren, wie z. B. folgende:

Die Armuth sezt dir hier, was sie dir sezen kann,
Ein Monument von Schnee; o nimm es gütig an!
Es ehrt dich mehr als eins von Marmor und Metall,
Bezahlt mit schwarzem Brod, das man der Armuth stahl. *)

Der Eigenthümer eines Hauses dieser Gegend suchte dieses naive Merkmal wahrer Volksdankbar-

*) Louis, les indigens que ta bonté prontege,
Ne peuvent t'élever qu'un Monument de neige;
Mais il plait d'avantage à ton coeur généreux
Que le marbre payé du pain des malheureux.

barkeit und Volksliebe auf die Nachwelt zu bringen. Er ließ daher auf seinem Hofe einen ähnlichen Obelisk von Marmor errichten und die merkwürdigsten Inschriften, die sich an dem von Schnee befunden hatten, darein graben. Ich habe geglaubt, daß dieser kleine Zug, der die sittliche und geistige Cultur des sogenannten Pariser Pöbels so schön characterisirt, auch wol in dieser Reisebeschreibung aufbewahrt zu werden verdiente.

Den Abend brachten wir in der italienischen Komödie zu. Italienisch heißt dieses Schauspiel nicht deswegen, weil es etwa in italienischer Sprache gegeben wird — denn dies ist nicht der Fall — sondern weil hier französische Operetten im italienischen, aber doch sehr französirten Geschmack aufgeführt werden.

Wir hatten von der lebhaften oder vielmehr brausenden Art, womit das französische Publikum bei jeder Art von Schauspiel seinen Beifall oder seinen Tadel äußert, schon in der französischen Komödie ein Beispiel erlebt; hier erlebten wir ein zweites. Da kam in dem Stücke selbst kein einziger wiziger Einfall, kein neuer oder neueingekleideter Gedanke, keine nur einigermaßen gut angebrachte spruchmäßige Stelle vor, die nicht laut und lange beklatscht uud durch Ausrufungen mit Beifall beehrt wurde; da wurde von den Schauspielern und Schauspielerinnen keine Stelle ihrer Rolle nur einigermaßen geschickt und glücklich ausgedrückt

gedrückt und dargestellt, ohne daß man auch ihnen und ihrem Spiele durch eben so laute Zurufungen, durch eben so langes und schmetterndes Händeklatschen erst jedesmal denjenigen Tribut von Lobe abtrug, den sie verdient zu haben schienen. Dies hat auf der einen Seite etwas sehr Unangenehmes, weil der Gang des Stücks dadurch gar zu oft und gar zu lange unterbrochen, und die Täuschung gestört wird; aber es hat doch auch auf der andern Seite den Vortheil, daß der Schauspieler bei schweren Scenen, welche große Anstrengung erfodern, häufige Ruhepunkte gewinnt, bei denen er sich jedesmal einige Augenblicke erholen und neue Kräfte sammlen kann, um mit ungeschwächtem Feuer bis ans Ende fortzufahren. Ohne dieses Hülfsmittel, würde es, glaube ich, besonders in großen tragischen Rollen, die gewöhnlichen Kräfte eines Menschen übersteigen, die überspannten Gefühle, worein der französische Schauspieler sich versezen muß, und das zur Darstellung derselben, nach hiesiger Theatersitte erfoderliche Schreien, Toben und Wüthen bis ans Ende auszuhalten. Nur die öftere Ruhepunkte, die ihm während des Klatschens gegeben werden; nur die stärkende Kraft des Beifalls, die seiner Seele jedesmal neue Elasticität und allen Fibern seines Körpers eine neue Spannung verleiht, machen es ihm möglich, eine so gewaltsame und übertriebene Anstrengung bis ans Ende auszuhalten. In Deutschland, wo wir mit unserm Beifalle sparsamer haushalten, würde ein solcher Schauspieler entweder die Heftigkeit seines

Spiels um viele Grade herunter stimmen müssen, oder dabei zu Grunde gehn.

Das französische Parterre ist gewohnt zu stehen. Dies hatten einige mit Recht beschwerlich gefunden und die Direction dieses Schauspielhauses vermogt, Bänke machen zu lassen. Allein die meisten Stimmen im Publico hatten sich stark dawider erklärt; es wurde daher heute angezeigt, daß man sich dem Verlangen derselben gefügt, und die Bänke wieder weggenommen hätte. In Deutschland würde in einem solchen Falle sicher nur Eine Stimme, und diese sicher für die Bänke seyn, weil wir bei unsern Vergnügungen die Bequemlichkeit lieben: dem lebhaften Franzosen hingegen ist es unerträglich, drei oder vier Stunden lang auf einer und derselben Stelle, wie angenagelt zu sizen. Er muß für seine Munterkeit Spielraum haben; daher war das Sizen im Schauspielhause ihm unerträglich, und er bestand darauf, daß die Bänke wieder fortgeschaft werden mußten. In der französischen Komödie hat man sie bis jezt noch beibehalten: aber man behauptet auch, daß sie seit der Einführung dieser Bequemlichkeit sich merklich verschlimmert habe. Denn, sagt man, so lange das Parterre ein freier Raum war, worin man nach Belieben von einer Stelle zur andern gieng, flogen die Kritiken des Kenners von Mund zu Mund durch die ganze Versammlung; der Geschmack und das Urtheil des Publicums wurden dadurch geleitet, und diese äußerten dann wieder ihre unfehlbare

re Wirkung auf die Ausbildung der Schauspieler. Seitdem wir Bänke haben, sagte mir ein Mann von Geist, haben wir kein gesundes Urtheil und keine trefliche Schauspieler mehr. Ganz ungegründet scheint diese Meinung nicht zu seyn.

Wir gaben das zweite Stück auf, um den Rest des schönen Abends in den Tuilerien zu genießen; wo wir es, wo möglich, heute noch angenehmer als gestern fanden.

Den 7ten August.

Heute machte ich meine Visiten, und gab die mitgebrachten Briefe ab. Darüber verstrich mir fast der ganze Tag; ohngeachtet ich kaum 8 — 10 kurze Besuche — wie die ersten Besuche gewöhnlich sind — zu machen hatte, und mich dabei fahren ließ. Allein den größten Theil der Zeit mußte ich mit Stillhalten in engen und vollgepfropften Straßen zubringen, wo die Wagens sich fest gefahren hatten. Oft mußte ich mir auch, um das jedesmalige Ziel zu erreichen, einen Umweg gefallen lassen, der dreimal länger als der eigentliche Weg dahin war, weil man auf diesem nicht durchkommen konnte.

Eine große Bequemlichkeit für Fremde und Einheimische, die Jemanden, sey's in Geschäften oder aus Höflichkeit, besuchen wollen, gewähren hier die Schweizer oder Thürhüter, die man fast

in allen Häusern findet. So wie man über die Schwelle eines Hauses oder in den Vorhof eines Hotels tritt, fallen einem an irgend einer Thür die großgeschriebenen Worte in die Augen: Parlez au Suisse — man rede mit dem Schweizer; und von diesem erfährt man denn sogleich: ob die Person, die man besuchen will, zu Hause oder abwesend, sichtbar oder nicht sichtbar sey, und im ersten Fall, wie viel Treppen hoch man zu steigen und bei welcher Thür man sich zu melden habe. Ohne diese Nachweisung würde man in den meisten Häusern, wer weiß wie lange trepp-auf trepp-unter laufen, suchen und anklopfen müssen, bevor man seinen Zweck erreichte. Die allermeisten Thürhüter sind wirkliche Schweizer, die zu Paris schon lange im Besitz des Vorrechts sind, dieses Amt zu verwalten, weil ihr Phlegma und ihre Treue sie ganz besonders dazu tüchtig macht.

Gegen das Ende meiner heutigen Besuche trat die Schauspielzeit heran; und wir verfügten uns diesmal nach der französischen Oper. Dies ist das Schauspiel, worauf die Pariser bekanntlich sich am meisten zu Gute thun; und seit der großen Reformation, welche die französische Musik durch Gluck und Rousseau erfahren hat, sich auch wirklich etwas zu Gute thun dürfen. Was indeß mich betrift, so darf ich, da ich kein regelrechter Kunstmann bin, mir kein anderes Urtheil, als das Bekenntniß meiner Empfindungen erlauben; und sonach schränke ich mich bloß darauf ein, zu gestehen, daß mir im

Ganzen genommen etwas so Vollkommenes, als diese Oper, besonders in Ansehung des Orchesters, des Tanzes, der Decorationen und des Mechanismus, womit diese bedient werden, noch niemals vorgekommen war. Einzelne Singestimmen hatte ich freilich schon viel besser gehört, als die besten unter denen, die ich heute bewunderte: aber das Ganze war mir noch das Erste in seiner Art.

Was besonders die Ballets betrift, so zweifle ich, daß man auf dem ganzen Erdenrunde in dieser Art irgendwo etwas Vollkommeneres sehen könne. Aber schwerlich gab es auch auf dem ganzen Erdenrunde wol niemals zwei so vollkommene Muster der Tanzkunst, als Vestris, der Vater, ehemals war und als Vestris, der Sohn, noch jezund ist. Ich sahe diesen Zauberer in der Kunst der schönen Bewegung; und ich habe mir dadurch alles Vergnügen, was andere Ballets, als die seinigen, mir etwa künftig hätten machen können, wenigstens auf lange Zeit, rein weggesehn. Da die großen vollendeten Meister in jeder Kunst so selten sind, so vermindert man, indem man sie sieht oder hört, die Summe des Vergnügens, welche diese Kunst uns künftig hätte gewähren können; denn von Stund an ist der Geschmack an dem Mittelmäßigen in der nämlichen Kunst für uns dahin. Das hohe Ideal der Vollkommenheit steht uns unaufhörlich vor der Seele, und hindert sie das Unvollkommnere fernerhin mit eben der Theilnehmung und mit eben dem Vergnügen, als vormals, aufzunehmen. Für mich also keine Ballets mehr!

Es ist unbeschreiblich, mit welcher Kunst und Leichtigkeit dieser Vestris vor den Augen seiner Zuschauer jede schöne menschliche Form, Stellung und Bewegung entwickelt und hervorbringt. Kein Mensch kann sagen, wo die eine aufhört und die andere anfängt; so sehr fließen sie, durch unmerklich feine Uebergänge, deren jeder eine schöne Bewegung für sich ausmacht, in einander; so wenig braucht er irgend einen Ansaz oder Zulauf zu nehmen, um Sprünge und Bewegungen hervorzubringen, welche Andere nur durch eine vorhergehende sehr sichtbare Anstrengung und Verdrehung ausführen können. Bei ihm sieht man keine Anstrengung, noch weniger eine Verdrehung; sogar bei den kühnsten Sprüngen nicht. Auch bei diesen kömmt keins seiner Gliedmaßen, auch nur um ein Haarbreit, über die vollkommene Schönheitslinie hinaus; und er mag stillstehn oder fortschreiten, sich drehen oder springen, auf den Füßen stehn oder in der Luft schweben: so zeigt er euch zu jeder Zeit und in jeder Bewegung das richtigste Verhältniß aller einzelnen Glieder zu einander; so stellt er euch jedesmal den Umriß des schönsten und vollkommensten menschlichen Körpers dar.

Dieß ist mein Urtheil über ihn, wodurch ich diesen einzigen Künstler in seiner Art nicht zu loben, ihm nur Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen glaube. Will man wissen, wie ich, wenn ich ein Franzose wäre, mich über ihn auslassen würde? so vernehme man, was ein Herr zu mir sagte, der

neben

neben mir in der nächsten Loge saß. „Seht ihr? rief er, als der Künstler auf der Bühne erschien, mir mit Enthusiasmus zu; seht ihr? Das ist Vestris.“ Er hätte es mir nicht erst sagen dürfen; man sieht's ihm beim ersten Blicke an, daß es kein Anderer, als er, seyn könne. „Was sagt ihr, mein Herr? Ist's ein Mensch? Nein, nein, es ist ein Vogel! Vis-àvis de lui le meilleur danseur du monde n'est rien; il vous le tue — neben ihm ist der beste Tänzer der Welt ein Nichts; er macht ihn euch mausetodt.“ In diesem Thone fuhr er noch eine ganze Weile mit lauter Stimme fort, und überschüttete mich mit einer Menge ähnlicher französischer Hyperbeln zum Lobe eines Mannes, bei dem ich nur Augen, aber weder Ohren noch Worte hatte.

Das jezige Opernhaus ist zwar, nach dem Brande, der die ehmalige französische Oper in die Asche legte, nur in höchster Eile — man versichert mir, innerhalb acht, und mit Inbegriff der innern Verzierungen, innerhalb elf Wochen — entstanden, um dem schreienden Opernbedürfniß der Pariser nur erst einstweilig dadurch abzuhelfen: aber seiner Größe und sehr bequemen innern Einrichtung kann man das nicht ansehn. Es hat nicht weniger als acht Logenreihen, die Galerie mitgerechnet, über einander. Daraus kann man schließen, wie geräumig und hoch es seyn müsse, und welche Menge von Menschen Plaz darin finde.*)

Als

*) Das ehemalige Operntheater war am Palais royal, und wird nun bald wiederhergestellt seyn.

Der

Als eine die Nation characterisirende Merkwürdigkeit von der französischen Oper, verdient hier noch angeführt zu werden, daß der erste Stifter und Unternehmer derselben — ein Geistlicher, der Abbé Perrin, gottseligen Andenkens, war. Wir haben in Deutschland zwar auch Geistliche, welche zugleich Bauräthe sind — und warum sollten sie nicht? — Aber daß ein Priester es unternimmt, ein Theater, ein Opernhaus zu erbauen, es zu verwalten und zu dirigiren: das kann in keinem andern Lande, das kann nur in Frankreich geschehen.

„Dieses Haus, sagt Mercier, wird mit ungeheuren Kosten unterhalten, um die Nation weibisch zu machen, um die festen und harten Köpfe, die sich in derselben noch etwa finden, in dem Schmelztiegel der Wollust aufzulösen und in Weichlichkeit umzugießen." Sollte dieses Urtheil des französischen Biedermanns nicht gegründet seyn?

Innerhalb acht Tagen empfängst du die Fortsezung dieses Tagebuchs. Bis dahin lebe wohl, mein gutes Kind! Ach=

Der Brand, der vielen Menschen das Leben kostete, ohngeachtet er erst nach Endigung des Stücks ausbrach, ereignete sich vor acht Jahren. In den Curiosités de Paris ist folgende Anecdote davon aufbewahrt. — Am Tage nach dem Brande stand das Volk und betrachtete die Ver=

Achter Brief.

Paris, den 12 Aug. 89.

Hier sende ich dir, meine liebe Tochter, eine neue Lieferung meines Tagebuchs. Wenn das Durchlesen desselben dir und deiner guten Mutter nur halb so viel Vergnügen macht, als die Beobachtung der Dinge, die ich euch darin erzähle, mir verursacht: so darf ich die Mühe, diese Bemerkungen für euch zu Papier gebracht zu haben, nicht bereuen. So oft die Zeit es mir erlauben wird, werde ich jede Lieferung mit einer und der andern allgemeineren Beobachtung begleiten, welche in dem Tagebuche selbst nicht füglich Plaz haben konnte. Heute ein paar Worte über die Cultur und Aufklärung dieses Volks, so weit ich darüber zu urtheilen mich jezt schon im Stande sehe. Daß

Verwüstung in tiefster Bestürzung. Mittlerweile kam ein Wagen mit geretteten Theaterkleidungsstücken vorbeigefahren, worauf ein Lastträger saß. Dieser bemerkte unter den Sachen, welche vor ihm lagen, einen Helm und einen königlichen Mantel, und hatte den Einfall, jenen aufzusezen und sich diesen umzuhängen. Kaum wurde er in diesem prächtigen Costume bemerkt: so brach die ganze, noch einen Augenblick vorher so niedergeschlagene Volksmenge in ein überlautes Gelächter aus. Seht da, ruft der französische Verfasser dabei aus, das Eigenthümliche der französischen Traurigkeit! Einige Tage darnach kleidete man sich in Stoffe couleur de feu d'Opéra — von Opern-Feuerfarbe.

Daß ich unter dem Worte Cultur den Anbau — die Entwickelung und Veredelung — der gesammten menschlichen Kräfte und Fähigkeiten durch alle dazu dienliche Mittel, und unter dem Worte Aufklärung die Masse der richtigen Erkenntniß eines Menschen oder eines Volks in Ansehung seiner wichtigsten menschlichen und bürgerlichen Angelegenheiten begreife, brauche ich wol nicht erst zu erinnern; so wenig es hier auch erst der Anzeige bedarf, daß die Rede nicht von diesem oder jenem Einzelwesen (Individuo) sondern von der Nation im Ganzen genommen, seyn könne.

Wenn man auf die dermaligen Hauptmittel zur Ausbildung und Erleuchtung einer Nation — Schulunterricht, Unterweisungsbücher, und öffentliche Religionsübungen — sieth, und in dieser Betrachtung zwischen Frankreich und Deutschland eine Vergleichung anstellt: so sollte man unbesehends darauf wetten, daß das deutsche Volk, in den protestantischen Gegenden unsers Vaterlandes, zehnmal gebildeter und aufgeklärter, als das französische seyn müsse. In Ansehung dieser Ausbildungsmittel nämlich findet, die Sache im Allgemeinen genommen und einzelne Ausnahmen auf beiden Seiten abgerechnet, kaum eine Vergleichung beider Nationen mit einander Statt; so sehr steht die französische hierin der unsrigen nach, so sehr hat die unsrige ihr schon lange den Preis darin abgelaufen! Und doch findet, zum anfänglichen Erstaunen des nachdenkenden Beobachters, iu Ansehung der Totaliät

talität beider Nationen, ganz offenbar das Gegentheil von demjenigen Statt, was man sonach vermuthen sollte.

Ohngeachtet nämlich der Schulunterricht und die öffentliche Schulerziehung *) dieser Nation, nach allen Nachrichten, die ich darüber einziehen konnte, in Vergleichung mit vielen öffentlichen Anstalten dieser Art in Deuschland — so unvollkommen und mangelhaft diese auch noch immer seyn mögen — im Ganzen genommen, noch ganz er-

*) Man höre z. B. die Schilderung, die uns einer der besten und freimüthigsten französischen Schriftsteller, Mercier, von dem Mazarinschen Collegio (Collége Mazarin ou des quatre Nations) und von dem College royal macht. Von ersterem sagt er: „Es ist das schönste, das reichste, das besuchteste Collegium der Pariser Universität, und zugleich das ärmste an geschickten Lehrern und an wohlunterrichteten Schülern. Der erste Rektor desselben nennt sich höchster Beherrscher des Collegiums, so wie Homer den Zevs den höchsten Beherrscher des Olimpus nannte. Kein Hochmuth in der Welt kömmt dem eines Schulfuchses bei, der zu dieser Würde empor gestiegen ist. Wenn er viermal im Jahr zwischen den Pelzrocken der vier Facultäten, denen er vorsteht, einherstolziert: so wähnt er an der Spitze aller menschlichen Wissenschaften zu stehen. Der erste Blick, den man auf dies violette, von Schulfüchserei aufgeblasene Wesen wirft, ist Spott, der zweite Mitleid. — Die Vorsteher der untern Classen sind, der Eine immer noch platter

härmlich sind; ohngeachtet die Schulbücher der Franzosen und die für ihre Jugend bestimmten Bildungsbücher derselben, bei weitem noch nicht so zweckmäßig und nach richtigen pädagogischen Grundsätzen eingerichtet sind, als die unsrigen; ohngeachtet endlich ihr ganzes öffentliches Religionssystem, ihre Erbauungsbücher, ihre Predigten, ihre übrigen öffentlichen Andachtsübungen weder durch den Verstand aufs Herz, noch durchs Herz auf den Verstand wirken können, weil sie dazu gar

ter und unwissender, als der Andere. — Diese Schulmonarchen machen sich oft um nichts und wieder nichts einer barbarischen Grausamkeit gegen ihre Zöglinge schuldig, und verwandeln ihre Züchtigungen in wahre Martern. Man stelle sich ein armes acht- oder neunjähriges Kind vor, wie es schluchzend nach dem Fuße des Lehrstuhls schwankt, wie zwei Zuchtmeister es allda ergreifen, es bis aufs Blut zerhauen! Oft verlangt der Lehrer der humaniorum (d. i. derjenigen Wissenschaften, welche die Menschheit mild, sanft und edel machen sollen) daß der kleine unschuldige Märtirer die Streiche zähle die er ihm zutheilt. Es ist dies keine Uebertreibung; viele Kinder meiner Bekannten sind von diesen barbarischen Pedanten im eigentlichsten Verstande zerfleischt worden." — Von den übrigen Collegien macht uns Hr. Mercier keine vortheilhaftere Schilderung. „Hat man, sagt er, von einem Professor geredet, so hat man von allen geredet; sie gleichen sich in Ansehung ihrer fruchtlosen Amtsführung alle. — Wir sind von dem Jahrhundert des Ramus so weit entfernt; und gleichwol tischen uns diese Leute die abgeschmackten Unterweisungen jener Zeiten, womit

gar nicht eingerichtet sind, weil ihre meisten Religionshandlungen in unfruchtbaren Ceremonien und in einem gedankenlosen Herplärren unverstandener lateinischer Formulare bestehn: so ist es doch völlig ausgemacht und bis zum Auffallen entschieden gewiß, daß das Volk im Ganzen genommen hier viel cultivirter und in mancher Rücksicht viel aufgeklärter, als das unsrige, ist. Es ist nämlich

1. äusserlich gesitteter, feiner, höflicher und artiger, als das unsrige. Der Unterschied in dieser Betrachtung ist so groß, daß nicht einmal eine Vergleichung statt findet. Man lege hier dem gemeinsten Handwerksmann, seinem Weibe und seiner Tochter eine rechtliche Kleidung an, und man

mit wir nichts mehr zu machen wissen, noch immer von neuem wieder auf. Der ganze Erziehungsplan, der in diesen Collegien befolgt wird, ist unglaublich fehlerhaft; er erstreckt sich bloß über einige lateinische Wörter. Verläßt man das Collegium, so muß man sich gleichsam umschaffen, muß das Gelesene noch einmal lesen, um nun erst den Reiz, die Stärke und die Feinheit davon empfinden zu lernen." Sieht es nun in den gelehrten Schulen der Hauptstadt, in den Collegien, welche die weltberühmte Pariser Universität ausmachen, noch so barbarisch aus; wie muß es vollends erst in den Trivialschulen, in den Schulen fürs Volk aussehen, da die Verbesserung jener das Leichtere, die Vervollkommnung dieser das unendlich viel Schwerere ist! Man sehe im Tableau de Paris die Capitel mit der Ueberschrift: *die kleinen Schulen* und der *Katechet des Kirchspiels*.

man kann sie, dem größten Theile nach, ohne Bedenken in die gesitteten Gesellschaften unsers Mittelstandes führen. — Es ist

2. viel gebildeter am Verstande, indem es theils einen größern Umfang an Begriffen, theils eine größere und schnellere Fassungskraft als das unsrige hat. Man lasse sich hier die Augen verbinden und unterhalte sich dann mit Leuten aus allen Classen und Ständen: und man wird es oft schwer finden, sie nach dem Inhalte ihres Gesprächs zu unterscheiden; man wird vielmehr oft den Schuster, den Schneider, den Bedienten u. s. w. für Leute von Stande und von Erziehung nehmen, ohngeachtet es sich nachher nicht selten ausweisen wird, daß sie weder lesen noch schreiben können. — Es hat

3. ein Gefühl für's Schöne, für das Schikliche und Anständige, welches bei uns nur die gebildeten Menschen der höhern Classen zu haben pflegen. Zum Beweise können unter mehrern sein Respect für die Werke der Kunst, sein Benehmen und sein Urtheil in den kleinen Schauspielhäusern auf den Boulevards dienen. — Es hat besonders

4. mehr und richtigere Begriffe von den Mängeln und Fehlern seiner bisherigen Staatsverfassung, als in andern Ländern, England ausgenommen, der feinere Theil der Nation in der seinigen zu haben pflegt. In dieser Betrachtung setzen einen hier oft Leute aus der niedrigsten Classe,

wenn

wenn man sie über Staatssachen schwatzen und vernünfteln hört, in Erstaune; besonders einen Deutschen, weil dies bei uns gerade dasjenige ist, worin wir, im Durchschnitt genommen, am unwissendsten zu seyn pflegen. — Endlich ist dieses Volk

5. unter allen, welche der römisch katholischen Kirche zugethan sind, das am mindesten abergläubische. Es giebt sogar protestantische Nationen, welche in dieser Betrachtung der französischen den Vorzug einräumen müssen. Ginge ein Fremder hier nicht in den Kirchen herum, sähe er nicht die Schaaren von Abbés mit dem schwarzen Wirbelkäppchen (Calotte) herumlaufen, und stieße er nicht zuweilen auf einen sogenannten Gottträger (Porte-Dieu) *) oder auf irgend eine andere ceremoniöse, nur der römischen Kirche eigene Feierlichkeit: so

*) Für diejenigen protestantischen Leser, welche nicht wissen, was dieser sonderbare Ausdruck sagen will, seze ich folgende Nachricht aus Mercier's Gemählde von Paris her.

„Man bewundre den Reichthum und die Würde unserer Sprache! Wir haben porte-faix, porte-feuille, porte-crayon u. s. w., ja wir haben sogar auch einen porte-dieu — einen Gottträger. Gottträger! Gott im Himmel, welch ein Wort in unserer Sprache! — Es ist ein armer Priester, welcher den Tag über, auch einen Theil der Nacht hindurch aufpaßt, um denen zu dienen, die ihn auffodern, das geweihte Brod aus dem Tabernackel zu nehmen und es zu einem Kranken zu bringen. Ein alter,

so könnte er hier lange leben und mit Menschen aus allen Classen Umgang haben, ohne zu bemerken, daß alter, schmuziger und abgenuzter Traghimmel, von den ersten besten zwei Herumläufern, die sich darbieten, aufgehoben, eine Laterne oder eine Pechkerze voran, dann eine kleine Glocke und ein feister lahmbeinigt einherwatschelnder Pedel — das ist das Gefolge, welches sich auf den Weg zum Hause des Sterbenden begiebt. Das Hostienhäuschen (le ciboire) ist mit vier Stofflåppchen behångt, und die kleine Glocke benachrichtiget die Leute auf der Gasse, daß es Zeit sey, auf die Knie zu fallen. Die Fiackers und Equipagen halten still; die darin sizenden Herrn steigen indeß nicht aus; sie lassen bloß die Fenster nieder und machen eine nachläßige Verbeugung. Sind die Kutscher taub, so verdoppelt der Glöckchenträger sein Gebimmel. Wer ein Kezer ist oder sich nicht gern in den Koth werfen will, kann mit einer Viertelkniebeugung abkommen. Jedem ist erlaubt, der Hostie nicht nur in das Haus, sondern auch in das Zimmer des Kranken zu folgen. Hier verhängt man sorgfältig die Spiegel, damit das heil. Sacrament sich nicht vervielfältige. Dann errichtet der Priester eine Art von kleinem Altar, besprüzt das Zimmer mit Weihwasser und treibt dabei die bösen Geister aus. Dann hält er eine Ermahnungsrede in allgemeinen Ausdrücken an den Sterbenden, den er niemals gesehen hat und den er gar nicht kennt. Diese nämliche Ermahnung wiederfährt ohne Unterschied Jungen und Alten beiderlei Geschlechts und jeglichen Standes. Unterdeß nun der Priester den Kranken bedient, hebt der Glockenträger verstohlner Weise den Leuchter auf, um sich des Geldstückes zu bemächtigen, welches man dahin zu legen pflegt und welches er nachher mit dem Gotttråger

daß er sich unter Katholiken befinde; so wenig Katholisches sieht oder hört man hier, die besagten Gelegenheiten ausgenommen!

ger theilt. Zulezt segnet der Priester die ganze Versammlung ein, und geht dann wieder seines Weges."

„Wohnet der Kranke etwas fern, oder fällt gerade ein starkes Regenwetter ein: so läßt man den lieben Herr Gott (le bon Dieu) in einem Fiacker fahren. Der Glöckchenträger sizt alsdann auf der Vorderbank und klingelt aus dem Schlage hinaus. Der Pedel steht mit seiner halberlöschten Fackel, als Bedienter, hinten auf und der Kutscher hat seinen Hut aus Ehrfurcht unter dem einen Arme, peischt mit dem andern, und läßt sich das Wasser der Dachrennen auf den entblößten Kopf stürzen. Kömmt man hierauf wieder an die Kirchthür zurück, so giebt der Priester dem Kutscher, statt eines Trinkgeldes, seinen Segen. Dann ist dieser zusammt seinem Fuhrwerke geheiliget, und er wagt es nun den ganzen Tag über nicht ein einzigesmal, seine Pferde durch Fluchen anzutreiben."

„Begegnet die Nachtwache dem lieben Gotte, so begleitet sie ihn mit aufgepflanztem Bajonette bis zu dem Tempel, den er bewohnt, und empfängt dafür auf den Stufen des Altars gleichfalls den priesterlichen Segen."

„Als einst Ludewig XV. aus dem Palais de justice zurückkehrte, wo er einen Machtspruch gegen das Pariser Parlement gethan hatte, begegnete ihm am Ende der neuen Brücke die Hostie aus der Kirche St. Germain l'Auxerrois, und der ganze königliche Zug hielt augenblicklich still. Er selbst sprang aus dem Wagen, warf sich im Koth auf die Knie, und der Prie-

Und woher nun diese sonderbare Erscheinung? Woher diese befremdende Wirkung, welche, dem ersten Ansehen nach, keine Ursach zu haben scheint? Ich glaube die Ursache davon theils in der Literatur dieses Volks, theils in seinem Nationalcharacter gefunden zu haben.

In seiner Literatur. Seine Schriftsteller, besonders seine ersten und besten Köpfe, haben früher, als die unsrigen, angefangen, sich von der unfruchtbaren Speculation über Dinge, welche außerhalb des menschlichen Gesichtskreises liegen und von den dürren Gegenständen der Schulgelehrsamkeit, in practische Fächer, besonders in Untersuchungen über ihre Verfassung überhaupt und über jeden einzelnen Zweig derselben insonderheit, über die Gesezgebung, über die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers und seiner Vorgesezten, und über jeden öffentlichen Misbrauch, zu werfen. Sie hüllten die Resultate dieser ihrer Untersuchungen in ein leichtes, populäres, gefälliges und wiziges Gewand ein, und ließen sie so in tausenderlei Formen und Gestalten, besonders in kleinen fliegenden Blättern, welche gemeiniglich mehr als die dicken Bände auf

den

ster trat unter seinem ehemals rothgewesenen Traghimmel hervor und gab ihm den Segen. Das Volk war außer sich vor Freuden über diese fromme Handlung; vergaß darüber den Machtspruch, der ihm so sehr misfallen hatte, und brach in das Freidengeschrei: es lebe der König! aus. Den ganzen Tag über hörte man aus jeglichen Munde: er hat sich im Koth auf die Knie geworfen!"

den Geist einer Nation wirken, in Zeitschriften, Schnurren, Theaterstücken u. s. w. ins Publicum ausgehen. Besonders nahm dieser Eifer, öffentliche Angelegenheiten und gemeinnüzige Gegenstände in populären Schriften zu beleuchten, in dem leztern Jahrzehend Ueberhand; und hierin liegt sowol unmittelbarer Weise der Grund des obigen Phänomens, als auch mittelbar der Grund zu der jezigen Staatsumwälzung.

Aber hierin nicht allein. Es gehörte nun auch noch ein solcher Nationalcharacter, als der des französischen Volks dazu, wenn jene literarischen Operationen die großen und ausgebreiteten Wirkungen auf die ganze Nation haben sollten, die sie hier gehabt haben. Es gehörte vornehmlich jener hervorstechende Zug in diesem Character, der leidenschaftliche Trieb zur Theilnehmung und Mittheilung dazu, der sich bei den Franzosen stärker, als bei irgend einem andern Volke zeigt. Durch ihn sind sie in hohem Grade neugierig und geschwäzig, und äußern beides, sowol ihre Neubegierde als auch ihre Geschwäzigkeit, mit Leidenschaft. Hieraus entstand für die belehrenden Schriftsteller der doppelte Vortheil, daß ihre Belehrungen sowol begieriger und allgemeiner gelesen, als auch durch mündliche Fortpflanzungen und gesprächsweise von Mund zu Mund bis in die niedrigste Volksclasse hinab verbreitet wurden.

Aber auch schon an und durch sich selbst wirkte jener leidenschaftliche Trieb zur Theilnehmung und

Mit-

Mittheilung von jeher mächtig auf die Cultur dieses Volks; denn er verursachte ein beständiges lebhaftes Reiben der Köpfe an einander und eine eben so schnelle als allgemeine Gedanken- und Empfindungscirculation, welche eine fortschreitende allgemeine Cultur und Veredlung aller Stände zur unausbleiblichen Folge haben mußte.

So erkläre ich mir das Räthsel: wie die Franzosen, unter einer despotischen Regierung, ohne zweckmäßig eingerichtete Schulanstalten, bei einem Religionssystem, welches der Aufklärung, statt sie zu begünstigen, die größten Hindernisse in den Weg zu legen pflegt, und bei einem öffentlichen Gottesdienste, der so ganz nicht darnach eingerichtet ist, das Herz zu großen und edlen Empfindungen zu erwärmen und den Geist zum Nachdenken über die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten zu wecken, dennoch eine der gebildetsten und aufgeklärtesten Nationen in der Welt werden konnten. —

Hier hast du nun abermals eine Handvoll Bemerkungen aus meinem Tagebuche.

Fortgesezter

Auszug

aus

meinem Pariser Tagebuche.

Den 8ten August.

Der heutige Tag war für uns reich an Mühseligkeiten, aber auch reich an Ausbeute. Ich habe in diesem Augenblicke den Grundriß von Pariß vor mir liegen; ich übersehe die Bahn, die wir heute beschrieben haben; und da kann ich nicht umhin, mir selbst ein Compliment darüber zu machen, daß ich, nach einem so arbeitvollen Tage, mich jezt — es ist beinahe Mitternacht — noch hinsezen kann, um die Geschichte dieses arbeitvollen Tages zu Papier zu bringen.

Wir hatten, während unsers bisherigen hiesigen Aufenthalts, der Hallen *), d. i. der bedeckten

*) Deren es hier eine Menge giebt. Man hat z. B. einen solchen Marktplaz zum Verkauf der Seefische — la Halle à la marée — der Flußfische — la Halle au poisson d'eau douce — der Blumen und Früchte — la Halla aux fleurs et aux fruits — des Weins — la Halle au vin — des Leders — la Halle aux cuirs — der Tücher — la Halle aux draps — der Kälber

ten Marktpläze, und besonders der Damen der Hallen, d. i. der Fischweiber, der Trödelweiber u. s. w. so oft erwähnen hören, daß wir glaubten, auch davon etwas in Augenschein nehmen zu müssen. Unser La Jeunesse führte uns also diesen morgen zunächst nach der Getraide- und Mehl-Halle — la Halle au bled et à la farine.

Eins der merkwürdigsten Gebäude in Paris; eine mächtige Rotunde, welche den ganzen Mehlmarkt bedeckt! Ich habe nie etwas, in seiner Art Größeres und zweckmäßiger Eingerichtetes gesehn. Rings umher läuft zuvörderst eine breite, oben gewölbte Galerie oder Halle, welche theils die geräumigen Kornböden des zweiten Stockwerks trägt, theils selbst schon mit Korn- und Mehlsäcken, jedoch nur dergestalt besezt ist, daß man zwischen denselben rund herum gehen kann. Der große zirkelförmige Marktplaz, dem diese Halle zur Einfassung dient, wird von der ungeheuern, mit Glasfenstern durchbrochenen Kuppel des Gebäudes bedekt, welche nur den Regen, aber nicht das Licht hindert, auf den darunter befindlichen Plaz zu fallen. Diese runde Kuppel, welche 120 Fuß im Durchmesser hat, soll nächst der des Pantheons in Rom die größte und nur um 13 Fuß kleiner seyn als diese. Unter ihr stehen die Mehl- und Getraidesäcke vor jeder Witterung geschüzt; eine Anstalt, die für einen Ort, wo

der — la Halle anx veaux — des Getraides und Mehls — la Halle au bled te à la farine. Lezterer ist seiner großen und schönen Bauart wegen der sehenswürdigste unter allen.

wo alljährlich 1,500,000 Wispel *) Getraide verbraucht werden, von unschätzbarem Werthe ist.

Die Treppen, welche von unten hinauf zu den Kornböden über der Halle führen, sind ungemein bequem und schön eingerichtet. Die auf der einen Seite des Gebäudes besteht aus zweien, wovon die eine sich neben und um die andere dergestalt herumwindet, daß zu gleicher Zeit Säcke hinauf und herunter gebracht werden können, ohne daß die Auf- und Abtragenden einander hinderlich sind.

Außerhalb des Gebäudes prangt auf der einen Seite eine isolirte mächtige Säule von dorischer Ordnung, welche ein in der französischen Geschichte berühmter Thurn ist, dem man jetzt mit der Mehl-Halle verbunden und ihm die Gestalt einer Säule gegeben hat. Er war ehemals ein Observatorium, dessen die berüchtigte Königin Katharine von Medicis, die eben so abergläubisch als boshaft und grausam war, sich zu astrologischen Be-

*) Ein Pariser Wispel (Muid) enthält zwölf Malter (Setier) ein Malter zwölf Scheffel (boisseau). Ein hiesiger Scheffel voll Getraide wiegt 20 Pfund, ein Muid also 2880 Pf. Man sieht wol, daß die deutschen Nahmen des Getraidemaaßes auf dieses französische ganz und gar nicht passen. Uebrigens giebt Hr. Mercier, der hier mein Gewährsmann ist, in Ansehung der jährlichen Consumtion von Paris noch folgende Summen an: 100,000 Ochsen, 480,000 Hammel, 30,000 Kälber, 140,000 Schweine, 450,000 Oxhoft (Muid) Wein u. s. w.

Beobachtungen bediente, wenn sie, von ihren Sterndeutern begleitet, die Begebenheiten der Zukunft am Himmel lesen wollte, wo sie nicht geschrieben stehn.

Wie weit damals die Unverschämtheit der Betrüger, die sich Astrologen, Philosophen und Magier nannten, auf der einen, und der stupide Aberglaube der Betrogenen auf der andern Seite ging, davon können wir uns doch Gott sey Dank! in unsern Zeiten kaum noch eine Vorstellung machen, die uns selbst nicht unwahrscheinlich und unglaublich vorkommen sollte. Die Könige und Fürstin hielten sich damals an ihren Höfen dergleichen unverschämte Betrüger, nur in größere Menge und reichlicher besoldet, wie sie jetzt Leibärzte und Hofprediger halten. Sogar Geistliche vom ersten Range, wie z. B. Angelo Crato, Erzbischof von Wien, machten von dieser, Reichthum und Ansehn erwerbenden Kunst selbst Profession. Unter der Regierung Carls IX. und seiner Mutter Katharine zählte man in Paris, nach dem Zeugniß des Etoile, nicht weniger als 30,000 dergleichen Gesellen, die sich Philosophen und Astrologen nannten. Katharine selbst war in diese angebliche Wissenschaft eingeweiht; und der besagte Thurn war der Ort, wo sie dieselbe in Ausübung zu bringen suchte. Diese Fürstin trug auf bloßem Leibe ein Stück Pergament oder, wie Andere erzählen, ein Stück von der Haut eines geschundenen Kindes, welches mit allerhand Characteren und Figuren von verschie-

de-

denen Farben bemahlt war, nebst einem aus Menschen- und Bocksblut und verschiedenen Metallarten verfertigten sogenannten Talisman. Jenes sollte sie, ihrem einfältigen Glauben nach, gegen alle Gefahren schützen, dieser sie in den Stand setzen unumschränkt zu herrschen und in die Zukunft zu blicken.

Als man in der abergläubischen Dummheit erst soweit gegangen war, leblosen Dingen und Figuren solche übernatürliche Kräfte zuzutrauen: so war kein Grad von Vernunftverleugnung und Unsinn mehr übrig, wozu man nicht gleichfalls fähig gewesen wäre. Man machte unter andern gewisse magische Wachsfiguren, von denen man sich eine wundervolle Wirkung zur Befriedigung der Nachbegierde, zur Züchtigung, ja zur Vernichtung seiner Feinde versprach. Was man nämlich mit einem solchen Wachsbilde vornahm, das, meinte man, wiederführe auch demjenigen, den es vorstellte und den man sich darunter dachte. Man verband mit dieser unchristlichen Handlung sogar christliche Religionsgebräuche; und selbst die Priester dieser Zeit errötheten nicht, sich dieses abscheulichen Unsinns öffentlich, in der Kirche und an eben dem Altar schuldig zu machen, wo sie den Gott der Liebe und der Weisheit anbeten sollten. Als z. B. Heinrich III. den Tag nach der sogenannten Barricade, d. i. nach dem Auftritte in Paris, da das Volk sich in den Straßen gegen ihn verschanzte, die Stadt verließ und nach Chartres ging, mach-

 ten

ten die Priester verschiedener Kirchen eiligst Wachsbilder, welche seine Person vorstellten, trugen sie zur Kirche, stellten sie auf den Altar, und sangen hierauf vierzig Stunden lang eben so viele Messen ab. Bey jeder Messe prickelten sie die Figur mit Nadelstichen, und bey der letzten durchstachen sie dieselbe in der Gegend des Herzens, indem sie gewisse sinnlose Worte dabey aussprachen, die eine magische Kraft haben sollten. Durch dieses Mittel hoften sie den König ums Leben zu bringen. Der Zufall, oder vielmehr die fanatische Pristerwuth wollte, daß Heinrich III., zwar nicht unmittelbar darnach, aber doch in der Folge, nachdem er sich mit Heinrich IV., damaligen Könige von Navarra, vereiniget hatte, von der Hand des Priesters Clement wirklich erstochen wurde; und der Aberglaube triumphirte; die magischen Wachsbilder hatten ihre Wirkung gethan!

Man sollte glauben, fügt der Schriftsteller, der mir diese historischen Umstände geliehen hat, *) hinzu, daß die Vernunft, bey dem täglichen Zuwachs an Kentnissen und Einsichten, jene Finsterniß nun schon lange gänzlich vertrieben habe, und daß die Gaukeleien der Magie jetzt nur noch unwissende und abergläubische Menschen ohne Erziehung täuschen könnten. Aber weit gefehlt! Das Uebel ist nur vermindert, nicht vertilgt geworden. Man hat ihm einen andern Anstrich gegeben. Es sind

Illu-

*) Singularités historiques p. J. A. D***

Illuminatensecten *) aufgestanden, welche unter feinern und gelehrteren Benennungen ohngefähr den nämlichen Unsinn erneuern. Was ehemals Zauberer oder Magier hies, heißt jetzt ein Martinist; **) statt des Teufels, redet man jezt von Geistern, von Zwischenmächten, von verquickten (amalgamirten) Wesen u. s. w. Es scheint, daß ein Theil der Menschen, auch bey den größten Fortschritten, welche die Aufklärung macht, immer Kinder am Verstande bleiben und von verschlagenen Betrügern sich immerfort bey der Nase werden führen lassen. Reiche Müßiggänger von feuriger Einbildungskraft wollen mit schimmernden Träumereien und wundervollen Dichtungen unterhalten seyn. Die Vernunft ist ihnen zu kalt, zu beschränkt in ihrem Wirkungskreise. Sie wollen verführt, nicht überzeugt seyn. —

Man halte mir diese kleine Ausschweifung zu gute. Der Thurm der Königin Katharine von Medicis, zu dem wir jetzt wieder zurückkehren, gab eine gar zu natürliche Veranlassung dazu. Jetzt hat

 der

*) Illuminés nennt man in Frankreich alle, die sich geheimer und außerordentlicher Kenntnisse und Kräfte rühmen, wie z. B. die Rosenkreutzer, die Anhänger Schwedenborgs u. s. w.

**) Von einem gewissen Martin, dem angeblichen Verfasser eines schwärmerischen Buchs Des erreurs et de la verité. Einige französische Schriftsteller, denen ich in meinen Briefen aus Paris hierin folgte, leiten die Benennung unrichtig von Martin Schwedenborg, ehemaligem Geisterseher in Schweden, her.

derselbe, wie eine andere Form, so auch eine andere Bestimmung erhalten. Er dient nunmehr der Mehl-Halle zur Zierde und man hat einen schönen Brunnen damit verbunden, welcher diesen Theil der Stadt mit dem dahingeleiteten Wasser der Seine versorgt. Auch hat man ihn mit einem Sonnenzeiger von besonderer Erfindung versehn, der die wahre Zeit in jeder Stunde des Tages und in jeder Jahrszeit zeigt.*)

Ich füge nur noch die Bemerkung hinzu, daß ich auch hier, wo es doch von Müller- und Beckerknechten wimmelte, kein pöbelhaftes Betragen, kein Lermen, Schelten und Zanken, wahrnehmen konnte; und daß wir unter ihnen eben so sicher und unangefochten herumwandelten, als wenn wir uns in einer Gesellschaft feiner Leute befunden hätten.

Von hier giengen wir nach dem alten Louvre, welches wir bisher immer nur noch von fern oder im Vorbeigehn betrachtet hatten.

Der Ursprung dieses Pallastes verliert sich, wie die Bedeutung seines Nahmens, im grauen Alterthume. Es existirte schon ein Louvre unter Phillipp II., von Einigen der Eroberer, von Andern der Einäugige genannt, welcher im zwölften

*) Man kann eine Abbildung dieses Thurms und der ganzen Mehl-Halle unter den Kupfern des historischen Almenachs für's Jahr 1790 sehn.

ten Jahrhundert lebte. Dieser versah das Schloß mit Graben und Thürmen, und machte auf diese Weise eine Veste daraus. Der sogenannte dicke Thurm, welcher abgesondert von dem übrigen Gebäude, mitten auf dem Schloßplatze stand, war damals, was in spätern Zeiten die Bastille ward, ein schrecklicher Gefängnißort für wirkliche oder angebliche Staatsverbrecher. — Allein von diesem uralten Gebäude ist jetzt keine Spur mehr da. Was man heutiges Tages das alte Louvre nennt, wurde an die Stelle desselben unter Franz I., in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erbaut. Unter Carl IX. war es das Hauptthea- ter der schrecklichen Pariser Bluthochzeit. Man zeigt noch jetzt das Fenster, aus welchem jener kö- nigliche Wüterich am Morgen nach der blutigen Nacht sich das grausame Vergnügen machte, auf diejenigen, welche durch Schwimmen sich nach dem jenseitigen Ufer der Seine flüchteten, mit eigener hoher Hand, wie auf wilde Thiere zu schießen, wo- bey er einmal über das andere hinunter rief: töd- tet sie! tödtet sie! — Aber weg mit dir, unmensch- liches Ungeheuer. Das Andenken an deine und dei- ner Mutter schauderhafte Unthaten würde uns den Anblick des ehrwürdigen Gebäudes vergällen, wel- ches nichts dafür kann, daß es einst von Tigern be- wohnt ward.

Ludewig XIV. wollte vollenden, was Franz I. angefangen hatte. Er erweiterte den Plan dieses

Pallastes, und ließ einen berühmten Baumeister aus Italien kommen, um seine Ideen durch ihn ausführen zu lassen. Allein kaum hatte dieser den Grund dazu gelegt, so merkte er, daß die Ausführung und Vollendung des Ganzen ihm nicht gelingen würde; er schützte daher eine Reise in sein Vaterland vor, weil er die Strenge eines französischen Winters auszuhalten nicht im Stande wäre, und — kam nicht wieder.

Es entstand hierauf ein Wettstreit unter den französischen Baumeistern, indem Einer dem Andern die Ehre, das Werk zu vollenden, zu entreissen suchte; und — sonderbar! ein Artzt, der kein Baumeister von Profession war, Msr. Perrault, dessen Bruder in Boileau's Satiren eine so unrühmliche Rolle spielt, wurde allen andern vorgezogen, weil die Risse, die er überreichte, den meisten Beifall fanden. Das gab nun zwar den witzigen Köpfen seiner Zeit Gelegenheit, ihn und seine Kunst weidlich zu verspotten, indem sie unter andern sagten: die Baukunst müsse sich in mislichen Gesundheitsumständen befin[illegible]n, weil sie jetzt in den Händen eines Artztes wäre; aber Perrault antwortete auf diese und ähnliche Spöttereien, wie ein Mann, der seiner Verdienste sich bewußt ist, immer antworten sollte — nicht mit Worten, sondern durch sein Werk. Er errichtete die prächtige Antlitzseite, die Colonnade des Louvres genannt, welche noch jetzt,

als

als das Meisterstück der französischen Baukunst von Jedermann bewundert wird. *)

Ich könnte nun abermals mit der Beschreibung dieses Palastes ohne sonderliche Mühe viele Bogen anfüllen; aber da ich nicht absehen kann, wem von meinen Lesern damit gedient seyn dürfte, so will ich Papier und Zeit damit lieber nicht verschwenden.

Seitdem der Hof, zu Ludewigs XIV. Zeiten, Paris verließ und zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte Versailles wählte, hat man das eigentliche Louvre den Künsten und den Wissenschaften eingeräumt. Nicht nur die französische Akademie, sondern auch die der Wissenschaften, der Inschriften und der schönen Litteratur, die der Malerei, der Bildhauer- und der Baukunst halten ihre Zusammenkünfte darin; und einer jeden von ihnen sind zu diesem Behuf besondere Zimmer eingeräumt worden.

*) Curiosités de Paris. T. II. Der Verfasser fügt hinzu, daß es nur Einen Menschen gegeben habe, der die Schönheit und Majestät dieser prächtigen Facade nicht habe fühlen können. Das sey der italienische Franziscaner-General Bonaventura Calatagirone gewesen, der in ganz Paris nichts Schönes gefunden habe, als die Menge der Bratspieße bei den Gahrköchen auf der Straße La Huchette und auf der Bärenstraße, bei deren Anblick er sich nicht habe enthalten können voll Erstaunen auszurufen: Wahrlich, diese Gahrküchen sind eine erstaunliche Sache! — Veremente queste Rotisserie sono cose stupende!

den. Viele Mitglieder dieser Akademien wohnen selbst im Louvre. Wenn der Hof von Versailles nach Paris kömmt: tritt er nicht mehr in dem eigentlichen Louvre, sondern in dem damit zusammenhängenden Palais der Tuilerien ab.

Der große Raum, welcher sich zwischen diesen beiden, durch die Galerie des Louvres verbundenen Palästen befindet, enthält, wie ich schon an einem andern Orte angemerkt habe, so viel Häuser, daß sie, an einen besondern Ort gestellt, eine nicht ganz unbeträchtliche Landstadt ausmachen würden. Durch diese gingen wir jetzt nach den Tuilerien, und von da nach dem Ludewigsplatze hin. Hier standen, wie gewöhnlich, Gaukler von allerlei Art, welche das Volk entweilten (amusirten); Marionettenspieler, welche die Einnahme der Bastille aufführten; Zahnärzte, welche ihre Geschicklichkeit priesen u. s. w. Von letzteren hörte ich Einem über die Aechtheit seines Zahnpulvers folgende pathetische Rede mit einem Anstande, mit einer Würde, und mit einer Handsprache (Gesten) halten, als wenn er die wichtigste Staatsangelegenheit verhandelt hätte. „Es giebt, sagte er mit feierlicher Stimme, zwei Naturkündiger, die auf dem Louvre wohnen; es giebt zwei andere in der Vorstadt St. Germain; es giebt ihrer mehrere in verschiedenen Theilen der Stadt. Gehen Sie zu ihnen hin, meine Herrn; zeigen Sie ihnen dieses Pulver; und findet sich nur ein einziger unter ihnen, der da

leug-

leugnet, dies Pulver sey von ächten Korallen gemacht, von so ächten, als es deren je zu Paris, als es deren je in Frankreich, als es deren je in Europa, als es deren je im Weltall gab: so sagen Sie, meine Herrn, ich sey ein Windbeutel, sagen Sie, ich sey ein Lügner, ich sey ein Charlatan, ich sey ein Schurke! Und dieses ächte, dieses seltene und vortrefliche Korallenpulver verkaufe ich Ihnen — wofür glauben Sie, meine Herrn? Nicht für 24 Sous; nein! Nicht für 18 Sous; nein! Nicht für 12 Sous; nein, meine Herren! Ich verkaufe es Ihnen für sechs Sous. Auf, meine Herrn, kaufen Sie von meinem Pulver!

Ein anderer hatte neulich seine Geschicklichkeit im Zahnausreissen auf folgende sinnreiche Weise dem Volke anschaulich zu machen gewußt. Er deklamirte erst ein Langes und Breites über die grausamen Martern, welche den armen Zahnpatienten von andern unwissenden und ungeschickten Zahnärzten angethan würden. „Ich will Ihnen zeigen, fuhr er fort, ich will Ihnen zeigen, meine Herrn, wie diese Ignoranten es zu machen pflegen. Sehen Sie hier — einen Pelikan in die Höhe haltend — dies ist das furchtbare Instrument, dessen sie sich dazu bedienen; dieses gräuliche Werkzeug der Qual setzen sie dem Leidenden an (indem er den Zahn eines neben ihm stehenden Patienten damit faßt) drehen und rütteln hierauf den Zahn (indem er selbst das nämliche thut) auf eine für den Patienten höchst schmerzliche Weise; bis es ihnen endlich gelingt, die Wurzel

 des-

desselben auf diese gewaltsame Art zu lösen und den Zahn herauszureissen." Mittlerweile hatte er den Zahn völlig losgemacht. „Und nun, meine Herrn, fährt er fort, will ich Ihnen zeigen, wie ich es mache. Geben Sie wohl Acht; sehen Sie, ohne Instrument, mit diesen meinen bloßen Fingern, ohne alle Gewalt und auf die sanfteste Weise; sehen Sie, sehen Sie, meine Herrn, so! — indem er den vorher gelösten Zahn mit den Fingern herausnimmt und ihn triumphirend emporhält. — Es lebe die Geschicklichkeit!"

Von hier wandten wir uns durch die Königsstraße nach den Boulevards. Da diese, nächst dem Palais royal, den interessantesten Theil von Paris ausmachen: so verdienen sie, mit dem wunderbaren Menschengewimmel und den mannigfachen, zum Theil sehr seltsamen Schauspielen, welche sie darbieten, etwas umständlich beschrieben zu werden. — — — — — — — — — — —*)

Wir verfolgten diese einzige Straße ihrer Art diesmal nur eine mäßige Strecke lang; lenkten hierauf

*) Ich unterdrücke diese Beschreibung, weil ich wissentlich nicht gern etwas Ueberflüssiges ins Publicum schicken mag. Das würde aber meine Beschreibung der Boulevards nunmehr seyn, da Hr. R. Schulz neulich im 2ten St. der deutschen Monatschrift eine eben so interessante als treffende Schilderung davon geliefert hat, zu der ich nichts Erhebliches hinzuzusezen weiß, wodurch meine eigene Beschreibung den Reiz der Neuheit erhalten könnte.

auf seitwärts ein und begaben uns nach der Place de Vendome, um das daselbst befindliche Denkmal Ludewigs XIV. zu besehn.

Der Plaz ist ein geräumiges Parallelogramm mit abgestumpften Ecken; ringsumher von symmetrisch gestellten ansehnlichen Gebäuden eingeschlossen. Das in der Mitte desselben prangende Denkmal ist eine metallene Bildsäule zu Pferde von kolossalischer Größe. Sie steht auf einem marmornen Fußgestelle, welches dreissig Fuß hoch, vier und zwanzig breit und dreißig lang ist. Das Pferd ist so groß, daß, wie man sagt, in dem Bauche desselben zwanzig Menschen ganz bequem um einen Tisch herum sizen könnten. Auch sollen, wie versichert wird, zu dieser Bildsäule nicht weniger als 70,000 Pfund Metal gebraucht seyn. Der Künstler, der sie goß, hieß Keller, Zeichnung und Modelle waren von Girardon. Schade, daß der Gegenstand dieses Kunstwerks mit der Größe und Erhabenheit desselben nicht im geraden Verhältniß steht! Unsere Empfindungen dabei waren die nämlichen, die wir ehegestern auf dem Siegesplaze hatten.

Es war jezt hoch Mittag, und unsere erschöpften Kräfte nöthigten uns einen Wiederhersteller (Restaurateur) *) zu suchen. Glücklicherweise waren

*) Dies Wort giebt jezt, seitdem man es in den neuen Ehrentitel des Königs — Restaurateur de la liberté françoise — aufgenommen hat, zu allerlei Scherzen Anlaß. Als z. B. vor einigen Tagen Jemand, der zu Versailles gewesen war,

ren wir nicht weit vom Palais royal entfernt; wir verfügten uns also durch die Straße St. Honoré dahin. Hier, und zwar unter den Arcaden des Palastes, findet man die besten und berühmtesten Speisemeister, welche den angezeigten Titel führen; und die Art, wie man bei ihnen bedient wird, ist folgende.

In einem geräumigen Saale sieht man beim Eintritt eine Menge kleiner mit grünem Wachstuch beschlagener Tische stehn, an denen theils einzelne Gäste, theils kleine Gesellschaften von zwei, drei oder vier Personen sitzen. Man wählt sich einen von denen, die noch unbesezt sind, und läßt sich von einem der Garçons den Küchenzettel geben. Dies ist ein großes gedrucktes Blatt, worauf man einige funfzig der Jahrszeit angemessene Gerichte, sammt den Weinen, gebrannten Wassern, frischen und eingemachten Früchten, welche an jedem Tage zu haben sind, verzeichnet findet, und unter denen man nach Belieben wählen kann. Der Preis eines jeden Artikels, und zwar Portionenweise angegeben, steht daneben. Ist man nun ein Ausländer und noch unbekannt mit der Sitte des Landes: so nimmt man von jedem gewählten Gerichte so viel Portionen, als die Gesellschaft, in der man gekommen ist, Personen ausmacht. Dann speist man theuer; denn unter

war, nach dem Palais royal kam und von seinen Bekannten gefragt ward, was die Versammlung heute gemacht habe, antwortete er: Nichts! Sie hat ihre Zeit beim Wiederhersteller zugebracht — elle a passé son tems chez le *Restaurateur*.

unter fünf bis sechs Livres kömmt man dann nicht davon. Hat man aber erst bemerkt, wie Andere es hier machen: so kann man für ein geringeres Geld sich die nämlichen Schüsseln und noch einige mehr auftragen lassen. Dann bestimmt man nämlich auch die Zahl der Portionen, die man von jedem Gerichte verlangt: und zwar nicht nach der Zahl der Personen, welche die Tischgesellschaft ausmachen, sondern nach dem größern oder geringern Appetite, den sie zu dieser oder jener Speise insbesondere haben. Man wählt von dem einen zwei oder drei, von dem andern nur eine Portion; und bekömmt gleichwol von jedem so viel, als für drei oder vier Personen, die nicht gerade von einer oder zwei Schüsseln satt zu werden verlangen, genug ist. Einem Deutschen fällt hierbei anfangs auf, daß hier weder Tischtuch, noch Messer, sondern nur Servietten, Gabeln und Löffel gegeben werden, weil man voraussezt, daß Jeder sein Taschenmesser bei sich führe. Auf Verlangen bekömmt man aber auch dieses.

Nach vollendeter Mahlzeit stellten wir nun mit Muße eine Besichtigung des Orts an, wo wir sie eingenommen hatten. Er ist ohnstreitig der interessanteste in Paris; und verdient daher, hier etwas umständlicher beschrieben zu werden.

Das Palais royal verdankt seine erste Entstehung dem Cardinal Richelieu, der es im Jahr 1629 für sich selbst zu erbauen anfing, und es in der Ueberschrift den Cardinal-Pallast — le Palais Cardinal — nannte; eine Benennung, die zu vielen

Kritiken und gelehrten Streitigkeiten Anlaß gab. Man fand sie theils zu anmaßend, weil Richelieu dadurch vorzugsweise für den Kardinal, gleichsam für den Kardinal der Kardinäle, erklärt wurde; theils unfranzösisch; welchen leztern Umstand man dem Stifter der französischen Akademie — denn das war Richelieu — besonders stark aufmuzte. Seine Schmeichler suchten ihn gegen diesen zweifachen Tadel zu vertheidigen; und so ward ein Langes und Breites darüber gestritten: bis endlich der Kardinal aus politischen Ursachen sich bewogen fand, seinem Herrn, den Könige Ludewig XIII., ein Geschenk mit diesem Palaste zu machen. Hierauf ward derselbe, nach dem Tode des Königs, von der Regentin, der östreichischen Anna und ihrem Sohne Ludewig XIV. bewohnt, und nun verwandelte man die bisherige Benennung desselben in die des königlichen Palastes — Palais royal. Ludewig XIV. räumte ihn in der Folge seinem einzigen Bruder, dem damaligen Monsieur *) ein, und schenkte ihn endlich dem Großsohne desselben, einem Herzoge von Chartres, wodurch er also ein Eigenthum des Hauses Orleans geworden ist.

Allein von allem, was dieser Palast damals war, ist jetzt nichts mehr zu sehen. Man hat nach und nach so viele Veränderungen damit vorgenommen, und nimmt noch jezt so viel damit vor, daß er nunmehr für einen ganz neugebauten Pa-

last

*) So nennt man bekanntlich in Frankreich den jedesmaligen ältesten Bruder des Königs.

last gelten kann. Er bildet ein großes Parallelogramm, welches drei Höfe, zwei kleinere und einen größern einschließt. Letzterer wird der Garten des Palais royal genannt, weil er ehemals ein wirklicher Garten war, jetzt aber nur noch auf beiden Seiten mit Baumreihen besetzt ist, auch sonst noch einige Partien hat, die man gewöhnlich nur in Gärten zu finden gewohnt ist. Die beiden ersten Höfe sind, mit diesem dritten verglichen, unbedeutend; ich bleibe also bey dem letztern stehn, und will mich bemühen, die Einbildungskraft meiner Leser in den Stand zu setzen, sich ein ohngefähres Bild davon zu machen; ein Dienst, der ihnen, hoffe ich, jetzt, da man diesen Ort in jeder Zeitung nennt, nicht unwillkommen seyn wird.

Man sieht beim Eintritt in diesen sogenannten Garten einen länglicht viereckigen Platz, der 350 Schritte, daß Maaß derselben nach den meinigen genommen, lang und 180 breit ist. Der hohe und prächtige Palast, der ihn auf allen vier Seiten einschließt, ruhet auf 180 Schwibbogen, welche rings umher eine Halle oder Galerie bilden, die mit dem, was sie enthält, vielleicht die einzige in ihrer Art ist. In derselben läuft nämlich rund um das mächtige viereckige Gebäude herum eine ununterbrochene Reihe geschmackvoller, mit gläsernen Wänden und Thüren versehener Buden und Säle, worin theils alle möglichen Arten von Galanterie-Waaren, theils Bücher, Kupferstiche, Gemählde und andere Kunstsachen feil geboten werden, theils Speisesäle und

Kaffehäuser angelegt sind, worin man jede Art von Erfrischung und zugleich in jeder Stunde des Tages die zahlreichsten und lebhaftesten Gesellschaften findet. Die Schwibbogen sind mit Lichtscheinwerfern versehn, die, in Verbindung mit einer glänzenden Erleuchtung der Fenster des Palastes und aller darunter befindlichen Boutiquen eine große Wirkung thun müssen. Das Vergnügen, diese schöne Erleuchtung zu sehn, steht uns noch bevor.

Der weite Platz oder Garten selbst ist der Länge nach auf beiden Seiten mit einer dreifachen Reihe wilder Kastanienbäume bepflanzt, zwischen denen eine unbeschreibliche Menge von Menschen aus den feineren Classen auf und niederwallt. Die Mitte des Platzes nimmt eine neue, jetzt eben fertig gewordene Anlage ein, die so sonderbar ist, daß ich nie von einer ähnlichen gehört oder gelesen habe. Sie wird der Circus — le Cirque — genannt; und hier ist eine kurze Beschreibung derselben.

Es erhebt sich ein langes, an den Enden einförmig zulaufendes, und mit einem grünen Gitterwerk bekleidetes Gebäude, ohngefähr zehn Fuß hoch in die Luft, und dieses ist oben mit einem Geländer eingeschlossen. Das Geländer dient einer daselbst befindlichen Terrasse zur Einfassung, welche die Idee eines babilonischen Luftgartens realisirt. Sie ist nämlich mit Blumentöpfen und Kübeln besetzt; aus welchen Blumen und Gesträuch sich über das Geländer hinaus erheben und einen ordentlichen Garten vermuthen lassen. In den Seitenwänden

den des Gebäudes wechseln Fenster und Säulen mit einander ab; und unter jedem Fenster steht auf einem kleinen Fußgestelle die Büste irgend eines großen oder merkwürdigen Mannes, welcher der Nation Ehre gemacht hat. Die Zahl dieser Büsten ist zwei und siebenzig.

Rings um das Gebäude herum läuft ein kleiner ausgemauerter Wassergraben; und aus demselben springen an verschiedenen Stellen, theils einzelne, theils zusammengesetzte Springwasser empor. Dies ganze Aeussere hat ein ländliches und überaus fröhliches Ansehn. Jetzt wollen wir das Innere besehn.

Dieses besteht in einem ungemein großen und schönen unterirdischen Saale, der sich ohngefähr 14 Fuß tief in der Erde befindet, und dem das oben beschriebene Gebäude zur Verdächung dient. Er ist hundert Fuß lang und funfzig breit; und man steigt an den beiden Enden des Gebäudes auf bequemen und geschmackvollen Treppen hinab. Das Licht erhält dieser unterirdische Saal durch die schräg zulaufende Verdächung des Gebäudes, welche aus Glasfenstern besteht.

An dem einen Ende des Saals erhebt sich auf zwölf marmornen Säulen eine Kuppel, unter welcher alle Arten von Erfrischungen zu haben sind. Ihr gegen über am andern Ende des Saals, ist ein Zelthaus für einen Wiederhersteller mit vier und zwanzig kleinen Kabinetten errichtet, worin gespeiset wird. Rings um den Saal herum läuft, sowol unten auf der Erde, als auch oberwärts eine

Galerie herum, welche durch 72 Säulen von dem Saale abgesondert wird. Ein unterirdischer breiter und gewölbter Gang führt von hier in denjenigen Theil des Palastes, der von dem Herzoge von Orleans selbst bewohnt wird.

Und was ist nun die Bestimmung dieser sonderbaren Anlage? Folgende: sie soll erstlich ein Freudensaal seyn, worin Concerte, Bälle, Picknicks u. s. w. gegeben werden. Sie soll zweitens für den feinern Theil der Stadt gleichsam zu einer Geistesbörse dienen, wo man hingeht, um Ideen auszuwechseln und das Vergnügen einer geistreichen Unterhaltung zu genießen. Zu diesem Behuf sollen drittens in diesem Saale vormittags von neun bis elf Uhr von geschickten Professoren öffentliche Vorlesungen über wissenschaftliche und belletristische Gegenstände und zwar unentgeldlich gehalten werden, und man ladet zugleich die Künstler aller Art ein, hier ihre jedesmaligen Werke zur öffentlichen Ansicht und Beurtheilung auszustellen. Es soll endlich viertens der Ort seyn, wo Leute, die einander zu sehen und zu sprechen wünschen, sich ein bequemes Stelldich-ein — Rendez-vous — geben können. Die Eröfnung soll im Winter jedesmal morgens um acht, im Sommer um sieben Uhr und die jedesmalige Schließung Abends um elf Uhr geschehn. Alle Abend soll man mit einer schönen ländlichen Musik darin bewirthet werden. Der Unternehmer des Ganzen ist Hr. Rozee de St. Pierre.

Nur wohlgekleideten und wenigstens äußerlich gesitteten Personen soll der Eintritt offen stehen.

Die-

Diese bezahlen dann für die Erlaubniß, diesen Ort, so oft sie wollen, zu besuchen, jährlich 72 Livres d. i. 18 Thlr. Wer aber nicht abonnirt, wird jedesmal 3 Liv. oder 18 Ggr. zu entrichten haben. Die erste Eröfnung wird, sagt man, innerhalb vier Wochen geschehn. Schade, daß wir dann nicht mehr hier seyn werden! — Der Umstand, daß diese schöne Anlage unterirdisch ist, giebt den Empfindungen, womit man in dieselbe hinabsteigt, eine ganz eigene und sonderbare Schattirung, und sowol die sinnlichen als auch die geistigen Genüsse, die man hier künftig finden wird, müssen dadurch etwas ganz Eigenthümliches, Neues, Pikantes und, bei einer gewissen Gemüthsstimmung wenigstens, etwas Rührendes erhalten. Man fühlt sich allda mehr oder weniger, je nachdem man eben gestimmt ist, in einem Zustande der Abgeschiedenheit von der obern Welt; und es gehört eben keine außerordentlich lebhafte Phantasie dazu, um sich hier in irgend ein über- oder unterirdisches verfeinertes und veredeltes Daseyn, in ein Land der Seligen hineinzuträumen, wo man des großen und kleinen Weltgetümmels vergißt, wo jede bösartige Leidenschaft entschlummert, und wo man, von aller Selbstsucht genesen, sich zum allgemeinsten Wohlwollen gestimmt und nur zu höhern, geistigen und moralischen Genüssen, Trieb und Bedürfniß in sich fühlt. —

Die Pariser nennen das Palais royal und den sogenannten Garten desselben la Capitale de Paris — die Hauptstadt von Paris; und das mit Recht: denn wirklich verhält sich dieser Ort zu der Stadt, wie

 die

die Stadt zu dem Reiche; er giebt den Ton an, er ist das Herz der Stadt, welches alles Neue, Schöne, Anziehende und Genießbare in sich vereiniget und von wannen es in Umlauf kömmt. Es ist der Tempel der mächtigen Göttin, Mode genannt, welche von hieraus dem ganzen übrigen Europa Geseze vorschreibt; es ist der Sammelplaz alles dessen, was Natur und Kunst, was Fleiß und Genie zur Befriedigung jedes natürlichen und unnatürlichen oder erkünstelten menschlichen Bedürfnisses in allen fünf Welttheilen erzeugen; es ist eine Welt im Kleinen, wo alles Schöne und alles Genießbare, aus allen Naturreichen, aus allen Fächern der Künste und der Wissenschaften, zum Genuß dargebotten wird.

„Aber nicht die Pracht,*) nicht der Reichthum, nicht die zahllosen Mittel zum Genuß und zum Vergnügen, welche man hier vereiniget findet, sondern das große, reiche, mannigfaltige und sonderbare Menschengemälde, welches dem Beobachter hier zu jeder Zeit des Tages, ganz vorzüglich aber in den Abendstunden dargeboten wird, fesselt unsere Aufmerksamkeit. Es ist unmöglich, glaube ich, einen in dieser Betrachtung interessanteren Standort in irgend einem Theile der Welt zu finden. Hier sieht man

*) Man wird mir vergönnen, diese Stelle, die einzige, die ich aus meinen Briefen zu entlehnen mir erlaube, hier, wiewol etwas verändert, einzurücken, weil sie nothwendig zur Characteristik des Orts gehört, von dem hier die Rede ist, und weil ich unvermögend bin, eine und eben dieselbe Sache kurz hinter einander auf zwei verschiedene Arten darzustellen.

man Greise und Jünglinge, Matronen und Mädchen, Weltleute und Priester, ehrbare Frauen und liederliche Buhlerinnen, reiche Prasser und hungrige Künstler, speculative Erwerber und thörigte Verschwender, Kluge und Dumme, Weise und Narren, weisse, gelbe und schwarze Menschen — einen an des andern Seite sizend, stehend oder herumlaufend, in der allermannigfaltigsten, buntesten, und toleranteſten Vermischung; und — was diese Schauspiele für den Menschenbeobachter am alleranziehendsten macht. — Jedermann überläßt sich hier, jedoch mit Vermeidung aller auffallenden Unanständigkeiten, dem innern Antriebe seiner besondern Gemüthsstimmung, seiner Neigungen und Abneigungen, ohne alle Bedenklichkeit. Alles, was hier gesagt oder gethan wird, bleibt innerhalb der Mauern des Palais; kein Mensch nimmt weiter Kenntniß davon, kein Mensch bekümmert sich weiter darum. Schon seit vielen Jahren war dieser Ort, ohngeachtet er mitten in Paris und dem Throne des Despotismus so nahe lag, der Siz einer unbeschränkten bürgerlichen und gesellschaftlichen Freiheit, wo man redete was man dachte, und wo man that was man wollte, ohne daß Jemand ein Aergerniß daran nahm. Der Pariser hörte auf, sobald er diesen Ort betrat, ein Pariser zu seyn; er war für den Augenblick ein vollkommener Republikaner, ein Weltbürger, der keine bürgerlichen und conventionellen Einschränkungen und Fesseln kannte. Hier, schrieb Mercier *) vor 8 oder 9 Jahren schon, schaut man

 sich

*) Im Tableau de Paris.

sich einander mit einer Unerschrockenheit ins Gesicht, die in der ganzen Welt nirgends als in Paris, und in Paris nirgends als im Palais royal sittig ist; man schreit hier, statt zu reden; man rennt gegen einander an; man ruft sich von weitem; man nennt bei ihrem Nahmen die vorübergehenden Damen, ihre Männer, ihre Liebhaber; man wirft ihnen ein characterisirendes Wort in den Rücken; man lacht einander fast ins Angesicht — alles ohne Jemand beleidigen, ohne Jemand demüthigen zu wollen. Hier hätte Lavater seine Physiognomik schreiben sollen. — Hier, füge ich hinzu, entwickelte sich seit vielen Jahren schon der Keim der französischen Freiheit, welche jezt in schönster Blüthe steht, und welche der Himmel durch Thau und milden Sonnenschein zur Reife fördern wolle! Hier und zwar besonders in den beiden berühmten Kaffeehäusern unter dem Bogengange dieses Palastes, dem Caffé de foix und dem du Caveau, welche mit streitenden Politikern vom Morgen bis an den Abend angefüllt sind, ward jener Keim, ohne daß die Regierung es merkte oder ohne daß sie es verhindern konnte, gepflegt und genährt, bis er endlich zu einem so schönen, geraden und mächtigen Stamme urplözlich in die Höhe schoß. Hier war es endlich, und hier konnte es auch nur seyn, wo die wunderbare Staatsumwälzung ihren Anfang nahm, als ein edler Bürger — sein Nahme scheint nicht bekannt geworden zu seyn; wenigstens habe ich mich vergebens bemüht, ihn zu erforschen *) — auf einen der Tische

die=

*) Er hat sich in der Folge selbst genannt, und man

dieses Gartens sprang, und dem bei Tausenden herbeiströmenden Volke, welches Prinz Lambese mit seinen Reutern aus den Tuilerien verjagt hatte, den kühnen Rath entgegenrief: „die Kokarde anzulegen und zu den Waffen zu greifen."

„Es ist eine Bemerkung, die wol Keinem entgeht, der die Tuilerien und das Palais royal hintereinander besucht, daß die nämlichen Menschen, die er dort sahe, hier nicht mehr die nämlichen zu seyn scheinen. Nach jenen geht man um sich zu zerstreuen, zu erholen und zu vergnügen; nach diesem um politische Neuigkeiten auszuwechseln und über die öffentlichen Angelegenheiten sich zu berathschlagen. Dort hängt man also nur den sanftern, geselligen Empfindungen, hier den Sorgen für das gemeine Beste und der eifersüchtigen Fürsorge für die Erhaltung, Befestigung und Erweiterung der neuerrungenen Freiheit nach. Dort sieht man also auch lauter ruhige, heitere und fröhliche Gesichter, welche theils in dichten und bunten Haufen um die Stämme der alten ehrwürdigen Kastanienbäume und zwischen denselben auf kleinen, hier bei Tausenden zur Miethe stehenden Stühlen sizen, theils in sanftwallenden Strömen auf den langen schattigten Bahnen zwischen den vielfachen Baumreihen lustwandelnd auf- und niederwogen; hier hingegen erblickt man, und zwar oft an den nämlichen Menschen, die man dort eine Stunde vorher so heiter

man weiß nunmehr, daß es Hr. Desmoulins, Parlementsadvocat zu Paris, ein Freund des Grafen Mirabeau, war. S. La France libre.

und so ruhig sahe, fast lauter ernste Gesichter mit angespannten Muskeln und mit Augen, die nicht selten patriotische und republikanische Funken sprühen. Dort sieht man noch Franzosen, aber veredelte, zu einer für ein freigewordenes Volk sich geziemenden Simplicität und Würde in Kleidung und Sitten zurückgekehrte Franzosen; hier hingegen glaubt man lauter Engländer, wo nicht gar Griechen und Römer, die sich über das gemeine Beste berathschlagen, vor sich zu sehen. Die Bemerkung dieses Unterschiedes, welcher Jedem, auch dem stumpfesten Beobachter, von selbst entgegenspringt, hat etwas eben so Angenehmes als Auffallendes, vorausgesezt, daß man selbst noch einige Reste von menschlichem Freiheitsgefühl in seinem Herzen übrig hat."

„Nichts kann unterhaltender und interessanter seyn, als sich hier in eine der großen, lauten, aus einigen hundert dicht in einander geschobenen Figuren bestehenden Gruppen zu mischen, welche sich auf diesem Platze schon in den Morgenstunden bilden, und den ganzen Tag hindurch, bis tief in die Nacht hinein, des unaufhörlichen Zuflusses wegen, wodurch die Abgehenden in jedem Augenblicke ersetzt werden, immer die nämlichen zu bleiben scheinen. Die Entstehung solcher Gruppen ist besonders artig anzusehn. Zwei oder drei im Gespräch begriffene Männer stehen still; ihre Stimme erhebt sich; ihre Geberdensprache wird lebhafter; sogleich erregen sie die Aufmerksamkeit und Neugier der Vorübergehenden. Man sezt voraus, daß sie von öffentlichen

lichen Angelegenheiten reden, und diese gehen jetzt Alle an; Alle haben ein Recht, Theil daran zu nehmen. Man gesellt sich also — gleichviel ob bekannt oder unbekannt — ihnen bei, um zu hören, wovon die Rede sey; es entsteht ein Haufe, und in einigen Minuten schwillt derselbe zu hundert und mehr Köpfen an. Nur diejenigen, welche dem Mittelpunkt am nächsten sind, können hören, wovon gesprochen wird und sprechen mit. Unter den Uebrigen läuft die Frage: que dit-on? — was sagt man? — wie ein Lauffeuer herum, ohne daß diejenigen, an welche sie gerichtet wird, sie beantworten können. Nach und nach entstehen in dem Umkreise des schwellenden Cirkels mehrere Mittelpunkte zu mehrern kleinern Kreisen, welche sich innerhalb des größern bilden, und in deren jedem oft etwas ganz Verschiedenes von demjenigen abgehandelt wird, was die erste Veranlassung zu dem Zusammentreten gab. So sieht man oft dergleichen Menschenhaufen den ganzen Tag über auf einer und eben derselben Stelle, wie eingewurzelt, haften, ohngeachtet die einzelnen Personen, aus denen sie zusammengesetzt sind, kaum eine halbe Stunde lang die nämlichen bleiben, und ohngeachtet die Gegenstände, worüber man sich unterredet, in den verschiedenen Theilen dieser Gruppen oft himmelweit verschieden sind."

Andere Haufen entstehen nicht durch Zufall, sondern werden von irgend einem Volksredner — und deren giebt es hier jetzt eine große Menge — absichtlich veranlaßt. Hat nämlich ein Solcher etwas vorzutragen, was die gemeine Sache betrift: so

 springt

springt er auf einen Stuhl oder Tisch, und augenblicklich strömt alles nach dem Orte hin und bildet einen großen von dicht in einander geschobenen Zuhörern angefüllten Hörsaal rings um ihn her. Und dann ist es eine Freude, die Rednertalente zu bewundern, welche der Stuhl- oder Tischredner an den Tag zu legen pflegt; Talente, welche sich bei diesem Volke auf eine für uns Deutsche fast unbegreifliche Weise in allen Ständen entwickelt haben. Aber wenn man erst theils den außerordentlich schnellen Ideenzufluß und die große Lebhaftigkeit des Gefühls, wodurch dies Volk sich von allen andern in der Welt unterscheidet, bemerkt hat; wenn man ferner die allgemeine gesellschaftliche Cultur desselben, und endlich das Eigenthümliche seiner Gerichtshöfe, vor welchen nicht schriftlich sondern mündlich und zwar im Angesichte des Publicums plaidirt wird, nebst so mancher andern, hier in allerlei Versammlungen, Clubs u. s. w. Statt findenden Gelegenheit zum öffentlichen Reden kennt: so hört man auf, sich darüber zu wundern, und findet es sehr natürlich, daß die Franzosen uns im Reden eben so sehr überlegen sind, als sie uns an Lebhaftigkeit des Characters und besonders auch an Zuversicht gegen sich selbst übertreffen. Der Mangel dieser letztern Eigenschaft würde allein schon hinreichend seyn, unser Bestreben, es ihnen darin gleich zu thun — wofern ein solcher Wetteifer jemals bei uns Statt fände — zu vereiteln. Der gar zu Bescheidene wird, wo es öffentlich und aus freier Hand zu reden gilt, nie ein Cicero oder Mira-

beau

beau seyn. Ich füge dieser Beobachtung noch die Anmerkung bei, daß die Franzosen, ohne dieses Rednertalent, wodurch sie sich auszeichnen, mit ihrer großen Staatsumwälzung schwerlich jemals würden zu Stande gekommen seyn. Die Rede ist bei solchen Gelegenheiten das erste und mächtigste Triebrad, welches alle andere in Bewegung setzt, allen andern die erforderliche Richtung giebt. In Schweden machte sie den König unabhängig; in Frankreich erstickte sie den Despotismus und erhob Sclaven zu der Würde freier Menschen. Daraus folgt, daß eine Nation, die noch nicht reden kann, auch noch nicht reif zur Freiheit sey. —

Aber es ist Zeit, das Palais royal für diesmal zu verlassen, weil wir noch eine weite Reise nach einem sehr entlegenen Theile der Stadt vorhaben. Doch vorher erst noch zwei Worte von einer artigen Erfindung, von der man, wenn man gerade um Mittag hierherkömmt, das erstemal auf eine angenehme Weise überrascht wird. Es ist eine Sonnenuhr, die, so oft Nebel und Wolken es nicht hindern, sogar den Blinden die wahre Mittagsstunde angiebt. Ganz oben im Palast und zwar in der Mitte der Antlitzseite des letzten Quergebäudes, welches den Garten schließt, sieht man unter einer Büste den Nahmen Rousseau, und bildet sich ein, es sey ein Denkmal des Philosophen J. J. Rousseau. Man heftet seine Augen darauf, strengt sie an und wird unwillig, daß das Denkmal so sehr hoch gestellt ist. In dem Augenblicke ist es Mittag; und in dem nämlichen Augenblicke bricht an

der nämlichen Stelle ein lautknallender Kanonenschuß hervor. Die Sache ist diese. Ueber dem Zündloche einer an dem besagten Orte befindlichen, aber nicht sichtbaren Kanone, ist ein Brennglas dergestalt angebracht worden, daß der Brennpunkt in dem Augenblicke, da die Sonne in den Mittagscirkel tritt, auf das Zündpulver fallen muß. Der Erfinder dieser Sonnenuhr hieß, wie der Genfer Philosoph, Rousseau. Daher der Nahme, den man an dieser Stelle liest, und wovon man anfangs irre geführt wird.

Und nun zu unsrer Nachmittagsreise. Diese ging nach der sogenannten Ecole militaire — der Kriegesschule — einem sehr geschmackvollen und prächtigen Palais am äußersten westlichen Ende der Stadt. Ich nenne sie eine sogenannte, weil hier jetzt keine Kriegesschule mehr ist; denn schon seit mehreren Jahren steht dieser Palast leer und wartet — man weiß nicht auf welche anderweitige Bestimmung. Ludewig XV. ließ ihn erbauen; und die Absicht war, daß 500 junge Edelleute ohne Glücksgüter, oder deren Väter im Dienst des Königs das Leben eingebüßt hätten, hier frei erzogen würden. Diese wohlthätige Absicht ging auch im Jahr 1751 wirklich in Erfüllung; allein schon unter der ministeriellen Regierung des Hrn. v. St. Germain erfuhr dies Institut einen gänzlichen Umsturz. Dieser ließ nämlich eines guten Tages die sämmtlichen jungen Leute — ich habe nicht erfahren können, in welcher Absicht — aufpacken und in die Provinzen fahren, wo er sie in die daselbst befindlichen

Col-

Collegia vertheilte. Der Plan, den dieser Minister dabei verfolgte, mußte ihm wohl vereitelt werden; denn nachdem das Haus eine Zeitlang leer gestanden hatte, machte er es abermals zu einer Ritterschule, indem er 150 Zöglinge aus den Provinzialcollegien zurückkommen und die Anstalt zugleich für solche eröfnen ließ, die bemittelt genug wären, um eine Pension von 2000 Livres — 500 Thlr. — erlegen zu können. Allein auch diese Einrichtung war nicht von Bestand. Die Anstalt wurde vor einigen Jahren abermals aufgehoben; und die prächtigen Gebäude stehen nun seit der Zeit aufs neue leer, ohne daß man weiß, was das Ministerium damit vorhabe. Die herrschende Meinung ist, man habe sie für des Königs Bruder, den Grafen von Artois bestimmt; da dieser aber jezt entflohen ist und sobald wol nicht wieder zurückkehren wird: so dürften sie in diesem Fall wol noch lange leer stehn; wofern die Nation nicht jezt ein anderes darüber verfügen wird.

Die Gebäude, aus denen dieser weitläuftige Palast besteht, gehören zu den geschmackvollsten und prächtigsten in Paris.

Auf dem ersten der beiden schönen Hofpläze, welche dieser Palast nach der Stadtseite hin hat, sieht man die marmorne Fußbildsäule Ludewigs XV. von Le Moyne; das erste öffentliche Denkmal, woran ich hier eine recht passende, kurze und gedankenvolle Inschrift fand. Sie ist von einem römischen Dichter entlehnt, und lautet auf deutsch:

Hier

Hier hört er Vater gern und gern sich Fürsten nennen. *)

Indeß würde, dünkt mich, auch diese Inschrift noch passender, simpler und edler geworden seyn, wenn man die lezten Worte, atque princeps, weggelassen und bloß

Hier hört er gern sich Vater nennen.

hingesezt hätte. Den Grund brauche ich wol nicht hinzuzufügen. — Die schönen Flügelgebäude, welche diesen Hof einschließen, sind mit einem prächtigen Säulengange geziert.

Auf der andern Seite beherrscht das Hauptgebäude einen regelmäßigen Plaz von ungeheurem Umfange, le Champ de Mars genannt. Ob man diese Benennung durch Märzfeld oder Marsfeld übersezen müsse, kann ich nicht entscheiden. Im ersten Falle würde es einer von den Pläzen seyn, worauf in alten Zeiten die öffentlichen Reichstage gehalten wurden, die man März- oder Maifelder nannte, weil sie in einem oder dem andern dieser beiden Monate an einem solchen Orte unter freiem Himmel gehalten wurden. Im andern Falle würde mit der Benennung Marsfeld auf diejenige Bestimmung dieses Plazes gedeutet werden, die er zu der Zeit erhielt, da die Kriegsschule hier angelegt ward; auf die zu kriegerischen Uebungen nämlich, welche die Zöglinge dieses Instituts auf ihm anstellen mußten. Vermuthlich ist der erste Fall der wahre, weil die Benennung des Plazes vermuthlich älter als die Kriegsschule ist. Dieser Plaz, der aus einem sehr ebenen grünen Rasen besteht, ist der größte unter allen öffent-

öffentlichen Pläzen, die ich je gesehen habe. Er ist auf beiden Seiten mit ausgemauerten Graben und mit doppelten Baumreihen eingefaßt, und unten wird er in unabsehlicher Ferne von der vorbeifließenden Seine begrenzt. Die Aussicht aus dem Palais über dieses Feld nach der jenseits der Seine liegenden Anhöhe hin, an welche sich die schimmernden Dörfer Passy und Chaillot lehnen, ist vortreflich. —

Nachdem wir wieder in unserm Quartiere angelangt waren und ein wenig ausgeruht hatten, eilte ich, nach einem so mühvollen Tage, mich durch ein kaltes Bad zu erfrischen; und lustwandelte hierauf noch durch die Tuilerien nach den eliseischen Feldern — les Champs Elisées — hin. Den Nahmen Felder führt dieser Lustort nur im uneigentlichen Verstande: denn er ist ein Wald, der aus regelmäßig gepflanzten Baumreihen besteht, und der von den Tuilerien sich unter andern auch dadurch unterscheidet, daß er nicht, wie jene, nur den Fußgängern offen steht, sondern auch eine Straße zum Fahren und zum Reiten hat. Die Menge der Kutschen, Wiski's und Kabriolets, die man hier vorbeirollen sieht, ist unbeschreiblich groß.

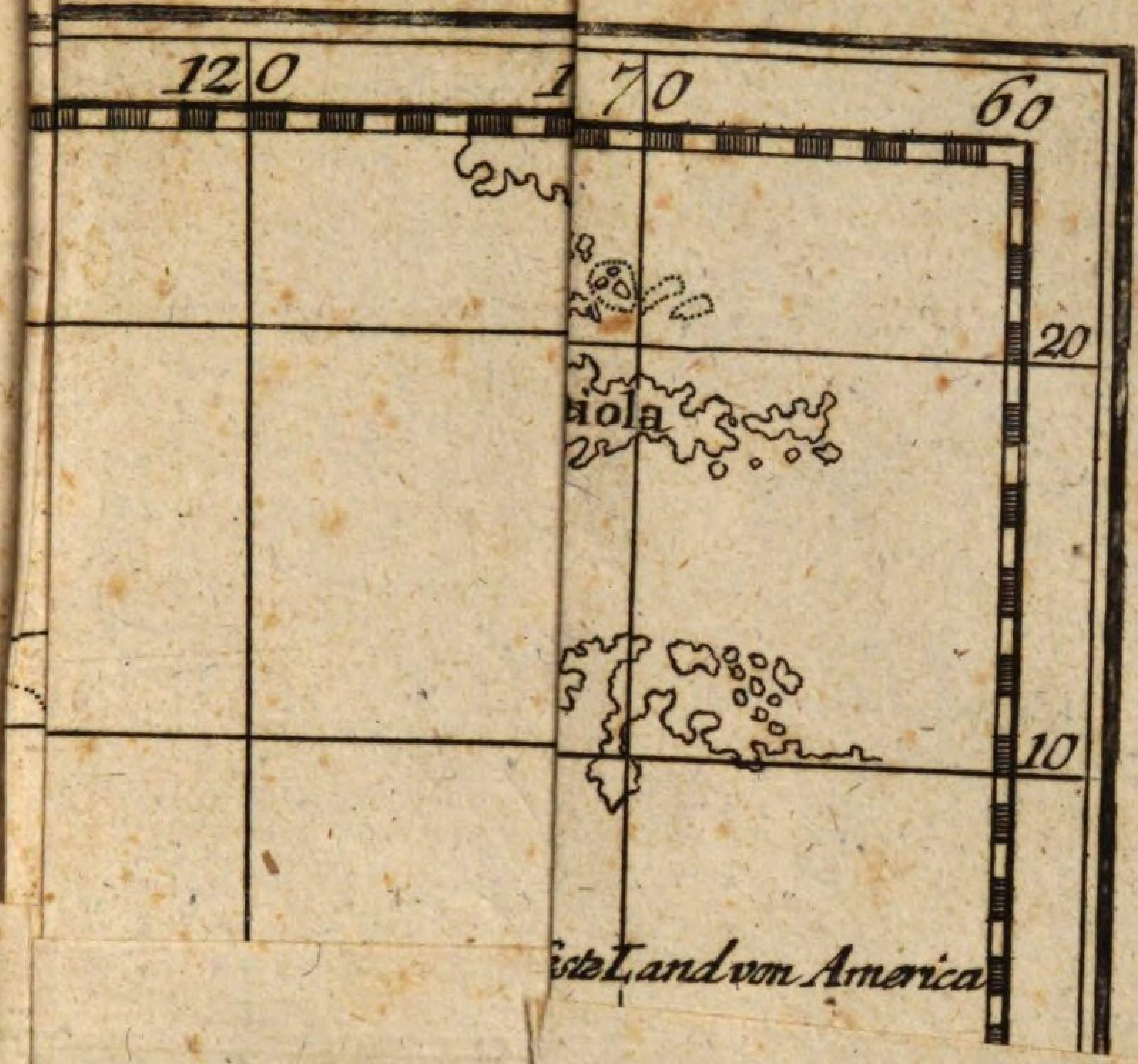
Als nunmehr die Dämmerung einbrach, erblickte ich in einer der Hauptwandelbahnen dieses Orts eine Gegend, welche von einigen mit polirten Blechen versehenen Lichtern erleuchtet wurde, und ging darauf zu. Je näher ich der Stelle kam, desto mehr erregte sich meine Neugierde, weil ich eine Anstalt wahrnahm, deren Absicht ich unmöglich errathen konnte. Ich sahe einen etwas erhöhten

Siz,

Siz, dessen Rücklehne ein Pfeiler war, der sich oben mit einem Zifferblatte endigte. Vor dem Size stand auf einem Fußgestelle ein großer Spiegel, und zwar so, daß die Glasseite dem Stuhle zugekehrt war; und daneben erblickte ich einen Mann, der auf Zuspruch zu warten schien. Kaum war ich nahe genug gekommen, um von der Stimme desselben erreicht zu werden, so rief er mir schon entgegen: kommen sie, mein Herr; für zwei Sous sollen sie erfahren, wie viel Pfund sie wiegen! Der Antrag kam mir sehr possierlich vor; ich trat hinzu, und nahm die Maschine in Augenschein. Die Einrichtung derselben ist diese: indem man sich darauf niedersezt, sinkt man mit dem Size, der in der Rücklehne ein Gegengewicht hat, nach Maaßgabe seiner Schwere, wie auf einer Wägeschale, mehr oder weniger nieder, und der Zeiger am Zifferblatte, der die Stelle des Zungleins in der Wage vertritt, rückt auf diejenige Zahl, welche das Gewicht des Sizenden angiebt. Weil dieser aber nicht hinter sich sehen kann, so dient der vor ihm stehende große Spiegel dazu, ihm das Zifferblatt zu zeigen, damit er die Zahl seines Gewichts mit eigenen Augen sehen könne.

Ein kleines Beispiel von französischer und besonders von Pariser Industrie, welche an kleinen und großen Erfindungen für jedes nur erdenkliche, wirkliche oder eingebildete menschliche Bedürfniß unerschöpflich ist!

(Die Fortsezung und der Beschluß im nächsten Theile.)



120
170
60
20
10
iola
Feste Land von America

H.V.
Campe
8

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Sammlung interessanter und durchgängig zwekmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend

Bd.: 8

Hamburg (1790)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- HV 289 -8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11253547-7
VD18 15503127-001